

DEUTSCHLAND
NACH
DEM SIEG ...
DAS VIERTE REICH?



Frühjahr 1941: Am Vorabend des Angriffs auf Russland gelingt ein Attentat auf Hitler. Die neue Regierung unter ihrem Präsidenten Erwin Rommel bricht radikal mit der Innen- und Außenpolitik Hitlers. Deutschland wächst, eng eingebunden in ein europäisches Wirtschafts- und Militärbündnis, zur Supermacht heran.

Ein schwieriger Weg sowohl im Inneren als auch außenpolitisch beginnt, für den die Menschen erst noch gewonnen werden müssen. Wird er gelingen? Und schafft es Deutschland, das Tor zum Weltraum aufzustoßen?

In diesem anderen Deutschland lebt die Familie Müller aus Danzig, deren Familiengeschichte dabei über mehrere Generationen beschrieben wird. Hier wird nichts weggelassen – ob bei der Arbeit, dem Sport oder beim Sex: Nichts bleibt unerzählt.

Ein neuer Trendsport, Beachvolleyball, findet dabei seinen krönenden Höhepunkt in der Reichsbeachzone in Berlin. Hier warten die schillerndsten Figuren darauf, den Leser zum Weinen und zum Lachen zu bringen.

BOOKONDEMAND

ISBN 978-3-86386-629-8



9 783863 869298

www.book-on-demand.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Max Plauder
Deutschland nach dem Sieg ...
Das Vierte Reich?

Berlin: Pro BUSINESS 2015

ISBN 978-3-86386-929-8

1. Auflage 2015

©2015 by Pro BUSINESS GmbH
Schwedenstrasse 14, 13357 Berlin
Alle Rechte vorbehalten.
Produktion und Herstellung: Pro BUSINESS GmbH
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
[Eingesannt mit ABBYY Fine Reader](#)

www.book-on-demand.de

Vorwort

Fantasie kennt keine Grenzen und ist deshalb nicht verpflichtet, sich an bestehende Denkmuster anzupassen. Gerade für uns Deutsche grenzt es nahezu an einen Tabubruch, sich vorzustellen, wie es wäre, wenn wir den Zweiten Weltkrieg gewonnen hätten. Dies ist so weit weg von der Realität, dass ich mich oft dabei ertappe, mir dies doch vorzustellen. Hätten wir ab 1933 nicht eine Regierung gehabt, die einen falschen Weg beschritten hätte: Wo könnte unser Land heute stehen? Zur besseren Handlungserkennung habe ich einige Größen des Dritten Reiches genommen und ihnen einen anderen Lebenslauf verpasst. Dieser entspricht allein meiner Vorstellungskraft und ist nicht einmal in Ansätzen geschichtlich belegt. In diesem Buch ist alles vertreten: Märchen, abgeänderte Zeitgeschichte und Zukunftsvisionen.

Die Familie Müller aus Danzig und die Reichsbeachzone in Berlin sind erdachte Zeugen dieser Zeitgeschichte. Mit ihnen wird lebendig beschrieben, wie sich die Deutschen in diesem anderen Deutschland über mehrere Jahrzehnte entwickelt hätten.

Möge der Leser sich davon inspirieren lassen, seine eigenen Vorstellungen in Bezug auf ein erfolgreiches Deutschland zu entwickeln.

Kapitel 1

1940/41 – Halb Europa besetzt, aber erste Niederlagen

Der Gefreite Hitler, besser als Führer bekannt, hatte es geschafft, Deutschland seinen Stempel aufzudrücken. Die Opposition war ausgeschaltet, die furchtbaren Nürnberger Rassegesetze in letzter Konsequenz in Konzentrationslagern umgesetzt und fast das gesamte Europa war unter der Kontrolle Deutschlands. Spanien unter General Franco war aber nicht bereit, seine Neutralität aufzugeben, und fehlte daher den Achsenmächten bei ihrem Sprung nach Afrika. Wie ein Stachel im Herz von Europa war und blieb England unter seinem neuen Premier Minister Winston Churchill weiter unbeugsam. Er stand dem Bestreben Hitlers im Weg, Europa seinem Diktat zu unterwerfen.

Nachdem von Sommer 1940 bis Frühjahr 1941 es der deutschen Luftwaffe nicht gelungen war, die englische Luftwaffe niederzuringen, war an einen Sieg über England vorläufig nicht zu denken. Im Gegenteil: Die hohen Verluste der deutschen Luftwaffe in der Luftschlacht über England verhinderten weitere Pläne. Dieser unverzichtbare Mix aus Material und Personal behinderte eigentlich weitere Eroberungspläne. Eine intakte englische Luftwaffe und noch mehr die englische Kriegsmarine geboten, alles daran zu setzen, diese auszuschalten. Zu einem Zeitpunkt, an dem das Unternehmen Seelöwe (Eroberung Englands) auf unbestimmte ausgesetzt werden musste, war Hitler schon bei Plänen zur Eroberung Russlands.

Schon am 31.07.1940 unterrichtete Hitler die Führung der Wehrmacht, der Luftwaffe und der Marine, dass er vorhabe,

Russland im Mai 1941 anzugreifen. Er befahl allen Waffengattungen mit der Planung der Durchführung dieses Unternehmens (Barbarossa) zu beginnen.

Spätestens ab diesem Zeitpunkt wussten die führenden Köpfe des deutschen Militärs, dass es auf einen Zwei-Fronten-Krieg hinauslaufen würde.

Da andere Kriegsherde noch nicht befriedet waren (Rommel war seit dem 11.02.1941 in Afrika, dem drohenden Neutralitätsverlust der Amerikaner durch den Beschuss der Geleitzüge im Atlantik usw.), konnte dieser Größenwahn von Hitler nur zu Ungunsten Deutschlands enden. Mit den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges nur noch zu gut in Erinnerung und einer realistischen Einschätzung der bisherigen Blitzkriege wussten die Denker im deutschen Militär, dass Hitler und seine engsten Parteigenossen gestoppt werden mussten.

Kapitel 2

Vorbereitung zum Sturz von Hitler

So sicher die Entscheidung fest stand, Hitler zu stoppen, umso schwieriger war es, dies umzusetzen. Jeder, der mit diesem Gedanken spielte, egal ob einfacher Arbeiter aus der Bevölkerung oder hochrangiger Militär, musste mit dem Tod rechnen, sobald diese Pläne bekannt werden würden. Es war daher eine taktische Meisterleistung, die Planung dieser Operation zu beginnen ohne dabei von der Gestapo bzw. deren Zuträger erwischt zu werden. So begannen im August 1940 bei einem Treffen pflichtbewusster hoher Militärs die ersten Planungen zum Sturz von Hitler unter höchster Geheimhaltung.

An dem Treffen in der Villa eines Gönners aus der Industrie in dem Berliner Aussenbezirk Dahlem nahmen für die Marine der U-Boot-Kommandant Günther Prien (Held von Scappa Floh), Admiral Karl Dönitz, für die Luftwaffe Fliegerheld Ernst Udet, Luftwaffenmeister Erhard Milch und für die Wehrmacht Panzergeneral Heinz Guderian und General Erwin Rommel teil. So unterschiedlich die Motivation eines jeden Einzelnen war, sich dieser Widerstandsbewegung anzuschliessen, umso mehr einte sie das Ziel, Deutschland vor dem sicheren Untergang zu bewahren.

Es wurde festgelegt, bis spätestens Mai 1941 (dem geplanten Angriff auf Russland) einen genauen Plan zu erarbeiten, um Hitler und die gesamte Führungselite der NSDAP bzw. der SS zu stürzen.

Im Anschluss sollte eine Machtübernahme der Armee erfolgen, um Deutschland auch in der Zukunft als Kontinentalmacht zu erhalten. Bis dahin galt es, neue Verbündete im Kampf gegen Hitler in den jeweiligen Waffengattungen zu gewinnen, um eine erfolgreiche Machtübernahme zu gewährleisten. Von Anfang an war dabei klar, dass dies nicht friedlich erfolgen konnte, sondern die gesamte Führungselite mit Hitler an erster Stelle sofort nach Inkrafttreten dieser Massnahme standrechtlich erschossen werden musste. Nur mit diesen radikalen Massnahmen konnte man sicher sein, einen Gegenputsch zu verhindern. Da Hitler zu diesem Zeitpunkt sehr beliebt in der Bevölkerung war, war dies zwingend notwendig. Erst im Anschluss an diese Massnahmen konnte man versuchen, der Bevölkerung die Verbrechen dieses Mannes begreifbar zu machen und die Position der neuen deutschen Regierung besser verstehen zu können. Da man sich aber aller Voraussicht nach immer noch im Krieg mit England befinden würde, war es umso wichtiger, eine geschlossene deutsche Bevölkerung hinter sich zu wissen.

Kapitel 3

Offiziere der Wehrmacht sind entsetzt

Die furchtbare Umsetzung der Nürnberger Rassengesetze in den besetzten Gebieten durch die SS öffnete grossen Teilen des Offizierskorps die Augen. Sind die wenigen Berichte, die aus den Konzentrationslagern nach aussen dringen, ob ihrer Grausamkeit doch zu unglaubwürdig, so ist die brutale Deportation der Juden doch zu gut von den Offizieren selbst erlebbar. Die endlosen Güterzüge voll mit Juden kommen nach ihrer Reise in die KZ allesamt leer zurück. Da das gesamte Eigentum der ehemaligen Besitzer zu offensichtlich unter den Parteibonzen aufgeteilt wird, kann sich jeder normal denkende Mensch ausrechnen, dass diese Juden nie wieder kommen werden. Die Offiziere der Wehrmacht sind erschüttert über diese Vorgänge und äussern ihre Missbilligung darüber mehr oder weniger offen gegenüber ihren direkten Vorgesetzten. So bekommt die neue deutsche Führung, die noch im Untergrund an der Umsetzung ihrer Pläne arbeitet, immer mehr stillschweigende Zustimmung.

Diese noch stille Mauer der Ablehnung der deutschen Offiziere wird noch genährt durch militärische Fehlentscheidungen des Führers und seiner Parteigenossen Göring, Himmler usw.

Anfang des Jahres 1941 wird begonnen, grosse Teile der Wehrmacht von der Westgrenze abzuziehen und in Richtung Osten zu verlegen. Der andere grössenwahnsinnige Diktator aus Italien (Mussolini) hat in völliger Unkenntnis der Lage seine Armee in Afrika dermassen ins Abseits dirigiert, dass es unausweichlich erscheint, mit deutschen Truppen diese Fehler zu korrigieren.

So muss General Erwin Rommel am 11 Februar 1941 ins Geschehen in Afrika eingreifen, um grössere Truppenverluste der verbündeten Italiener zu verhindern. Dies und Mussolinis Abenteuer in Griechenland verhindern ein kompaktes Auftreten der Wehrmacht an anderer Stelle.

Die Luftwaffe kämpft nach ihrer Niederlage über England um eine Neubeschaffung des verlorengegangenen Materials. Dabei stellt sich bei der Analyse der Niederlage heraus, dass Deutschland, zu Anfang des Krieges noch mit modernster Militärtechnik bestückt, technisch mittlerweile ins Hintertreffen geraten ist.

Die Radartechnik, die die Briten zum Sieg geführt hat, steckt bei der deutschen Luftwaffe noch in den Kinderschuhen. An eine zielgerichtete Heranführung der eigenen Flieger an den Gegner ist in kürzester Zeit überhaupt nicht zu denken. Das Arbeitspferd der deutschen Jäger, die Messerschmidt 109, ist im Vergleich zu britischen Maschinen zu langsam und nicht wendig genug. Es fehlt ein viermotoriger deutscher Bomber mit grosser Reichweite, um taktische Ziele des Gegners zerstören zu können.

Es fehlen weiterhin deutsche Boden-Luft-Abwehr-Raketen, um, anstatt einer vollkommen ineffizienten Flak, gegnerische Flugzeuge vom Himmel holen zu können. Sowohl Erhard Milch als auch Ernst Udet haben den in sich selbst verliebten Reichsmarschall Göring immer wieder darauf hingewiesen. Weder er noch in letzter Konsequenz Hitler waren bereit, dieses fehlende Material in kurzer Zeit der Luftwaffe zusagen zu können. So war für die Luftwaffe in Zukunft damit zu rechnen, an einer für Deutschland negativen Umkehr der Kräfteverhältnisse in der Luft scheitern zu werden.

Bei der Marine sah es nicht viel besser aus. Sie sah sich einer englischen Marine gegenüber, die dreimal so gross war wie sie selbst. Sowohl bei den Grosskampfschiffen, noch viel mehr bei den Flugzeugträgern, hatte Deutschland nichts Ähnliches aufzubieten. Nur die U-Boote boten für verhältnismässig kleines Geld für Deutschland die Möglichkeit, den englischen Handelsverkehr und damit die Überlebensader Englands empfindlich zu stören. Da aber auch sie nur in begrenztem Masse zur Verfügung standen, (Anfang 1939 existierten 57 Stück) war es schwer, England von den Versorgungen abzuschneiden. Bis Mitte des Jahres 1940 kamen noch einige Boote dazu, da Hitler, durch erste Erfolge der U-Boote ermuntert, einen raschen U-Boot-Ausbau befürwortete. Da der Chef der Marine, Grossadmiral Raeder, ein Verfechter von grossen Kriegsschiffen war, legte sich die Marine mit dem Aufkommen innerer Grabenkämpfe selbst lahm. So wurden technische Neuerungen, die durchaus schon über das Versuchsstadium hinaus entwickelt waren, nicht in dem Rüstungsprozess umgesetzt. Speziell die Walter-U-Boote waren ihrer Zeit weit voraus und hatten durchaus Potenzial, durch ihre blossen Existenz den Seekrieg für Deutschland entscheiden zu können. Sie waren vom Gegner selbst mit neuester Unterwassertechnik nicht aufzuspüren und selbst wenn sie erkannt waren, konnten sie tagelang in höchster Unterwasserfahrt dem Gegner entkommen. Zusammen mit neuester Unterwasser-Nachrichtentechnik, die das alte Enigma-Verschlüsselungssystem ersetzte, waren damit durchaus Trümpfe in der Hand der Regierung unter Hitler, um den Krieg zu Gunsten Deutschlands beenden zu können. Hitler fehlte aber der Weitblick, diese technischen Neuerungen schnell in die deutsche Rüstungsproduktion zu bringen.

So mussten die Offiziere aller drei Waffengattungen miterleben, wie menschenverachtende Prozesse in die Tat umgesetzt wurden, politische Fehlentscheidungen mit für Deutschland neuen furchtbaren Kriegsgegnern geplant wurden und neueste militärtechnische Entwicklungen von der obersten Führung verschlafen wurden.

Diese für Deutschland existenzbedrohenden Fehler boten der neuen deutschen Führung im Untergrund die einmalige Möglichkeit, ihre Pläne für ein besseres Deutschland bis ins Detail planen zu können.

Kapitel 4

Theo Müller bei der Marine

In der schönen Hansestadt Danzig wohnte das frisch verheiratete Paar Theo und Maria Müller. Theo Müller, Jahrgang 1920, und Maria Müller, 1921 geboren, kannten sich schon seit der Schulzeit. Sie besuchten zwar dieselbe Schule und kannten sich, gegenseitiges Interesse war aber eigentlich nicht vorhanden gewesen. Nach der Schule studierte Theo Meeresbiologie an der Universität Stralsund und Maria Medizin in Berlin. Für Theo hiess es, mitten im Studium zur Marine einberufen zu werden. Wie fast alle anderen Männer in Deutschland musste er mit Kriegsbeginn sein Studium auf unbestimmte Zeit unterbrechen, um Deutschland als Soldat zur Verfügung zu stehen. Maria konnte als Frau ihr Studium fortführen, es war aber absehbar, dass im Zeichen des Krieges ihr medizinisches Wissen bald zur Versorgung der verwundeten Soldaten dringend gebraucht würde. So trafen sie sich im Sommer 1939 in ihrer Heimatstadt Danzig durch einen Zufall im Kino wieder und verbrachten einen schönen Abend miteinander. Wo es in der Schule nur für ein tägliches Guten-Tag-Sagen gereicht hatte, sprang jetzt der Funke über. Da beide noch ein paar Tage Urlaub hatten, verabredete man sich wieder und verliebte sich ineinander. Die Wirren des aufkommenden Krieges waren besonders in Danzig erlebbar, da die freie Hansestadt nur über einen neutralen Korridor mit Deutschland verbunden war. Den Beginn des Krieges erlebten sie hautnah, als an einem lauen Sommermorgen das deutsche Kriegsschiff «Schleswig-Holstein» die polnische Garnison auf der Westernplatte zu beschiessen begann. Theo und Maria, die eine schöne Tanznacht im Hotel Baltic in der Danzi-

ger Altstadt verbracht hatten, fielen bald aus ihrem Bett. Ohrenbetäubend war der Lärm der Geschütze und ihnen war klar, dass sich jetzt ihr Leben gründlich verändern würde. Nach einigen Tagen war das Kriegsgeschehen aus der unmittelbaren Nähe von Danzig verschwunden, zu klar war die Überlegenheit der deutschen Wehrmacht gewesen. Danzig wurde nun offiziell ins Deutsche Reich eingegliedert und Theo und Maria fuhren an ihre Studienorte nach Stralsund bzw. Berlin zurück. Hier kam für Theo die sofortige Einberufung zur Armee und gemäss seiner Studienrichtung teilte man ihn der Marine zu. Nach der Grundausbildung entschied er sich für die U-Boot-Flotte und wurde sofort zu einem weiterführenden Lehrgang für angehende U-Boot-Offiziere geschickt. So traf er seine Maria erst ein Jahr später wieder, denn für den Sommer 1940 war die Hochzeit geplant. Da Theo gehört hatte, dass wenn man in Uniform heiratete, man einen Sonderurlaub bekäme, sprach er mit Maria ab, dies zu nutzen. So heirateten die beiden im Sommer 1940 in Danzig und eine, wenn auch bescheidene, Feier wurde von den Familien organisiert. Die Marine hatte auch etwas Gutes, denn das Paar bekam eine kleine Zweizimmerwohnung mit herrlichem Blick über den Hafen zugewiesen. Hier verbrachten sie ihre Hochzeitsnacht und Theo konnte wieder einmal feststellen, dass er neben einer hochintelligenten Frau, die fast ihren Doktor der Medizin in der Tasche hatte, auch eine sehr attraktive Frau bekommen hatte. Mit 1,75m Grösse bei nur 60kg Gewicht, einer Wespentaille und an den richtigen Stellen prallen Rundungen war sie mehr als vorzeigbar. Augen blauer als das Meer und schulterlange blonde Haare rundeten das Bild ab. Maria wäre durchaus als Fotomodell durchgegangen und Theo war übergücklich. Da sie dazu noch berufsbedingt in der Anatomie des menschlichen Körpers sehr bewandert war, verstand sie dieses theoretische Wissen mit einer anscheinend angebore-

nen Begabung des Liebesspiels zu vereinen. Maria verstand es, Theo mit Zungenspielen im Lendenbereich derart zu verwöhnen, dass er fast zu explodieren schien. Wenn sie sich im Anschluss wie eine Schlange auf ihm reitend wand, wurde Theo bald ohnmächtig. Nur Marias Hände in Theos Gesicht verhinderten, ihn ins Tal der schönsten Träume abgleiten zu lassen. So wurde die Hochzeitsnacht eine wahre Marathonveranstaltung. Drei Sitzungen in der Nacht und am Morgen noch ein Nachschlag spuckten Theo vollkommen ausgepumpt der Marine wieder entgegen. Auch bei Maria hatte diese Nacht Spuren hinterlassen, denn neun Monate später kam Sohn Klaus auf die Welt. Wieder konnten sie sich ein Jahr lang nicht sehen, nicht einmal zur Geburt seines Sohnes Klaus durfte Theo nach Hause fahren. Es war nicht möglich, da Theo sich als Erster Offizier von U 501 unter seinem Kapitän Erwin Westfal mitten im Atlantik befand. Bei einer streng geheimen Testfahrt unter Kriegsbedingungen sollte sich der Prototyp des neuen Walther-U-Bootes bewähren.

Kapitel 5

Gemeinsamer Urlaub im März 1941

Theo hatte 10 Tage Urlaub bekommen, da sich die Probleme des neuen U-Bootes nur im Trockendock beheben liessen. Maria holte, als sie davon erfuhr, Klaus sofort von der Kinderkrippe ab und fuhr mit dem Schnellzug nach Danzig. Was für ein schönes Gefühl, als Theo das erste Mal seinen Sohn Klaus in den Händen halten durfte. Er war unbestreitbar sein Sohn. Allein die spitze Form der Nase war ein untrügliches Zeichen von Theos Vaterschaft. Als Winzling war Klaus schon anzusehen, dass er die Schönheit seiner Mutter übernommen hatte. Als die stolzen Eltern ihn zur Mittagsruhe hingelegt hatten, konnten sie die lange Trennung nicht mehr überbrücken. Sofort fielen die Kleidungsstücke auf den Boden, sowohl Theo wie auch Maria waren mehr als ausgehungert aufeinander. Wie beim letzten Mal war es wieder ein tolles Erlebnis, den Anderen spüren zu können, diesmal dachten sie daran, zu verhüten, um in den Wirren des Krieges, Maria nicht noch einmal schwanger werden zu lassen. Maria erzähle Theo, dass sie nächste Woche vorzeitig mit der Ausbildung zur Ärztin fertig werden würde und alle Prüfungen erfolgreich abgeschlossen hätte. Sie hätte schon mit dem Danziger Sankt-Josef-Krankenhaus telefoniert und ihre Bewerbungsunterlagen abgeschickt. Sie könnte sofort dort anfangen, da ein grosser Ärztemangel bestünde. Dazu war die Tätigkeit mit einem Gehalt von 850 RM mehr als gut bezahlt. Theo durfte Maria eigentlich nichts von der Arbeit bei der Marine erzählen, zu geheim waren diese Informationen eigentlich. Probleme mit dem neuen U-Boot, die Zunahme der englischen Luftüberwachung auf dem Atlantik und das Schlimmste: In-

nerhalb der Marine und, wie man hörte, auch innerhalb der Luftwaffe bzw. der Wehrmacht gab es untrügliche Zeichen dafür, dass Hitler nun auch Russland angreifen wollte. Die Gerüchte konnte Theo natürlich nur aus Sicht der Marine beurteilen. Eine zunehmende Verlagerung der Grosskampfschiffe in die Ostsee und zahlreiche U-Boot-Unternehmungen in Richtung Russland schienen diese Möglichkeit mehr als wahrscheinlich werden lassen. Maria war entsetzt, als sie dies hörte. Wie der Grossteil der Bevölkerung hatte sie gehofft, dass nach einem baldigen Sieg gegen England, endlich wieder Frieden in Deutschland einkehren würde. Beide hatten die NSDAP gewählt und in den ersten Jahren sah es auch so aus, als ob mit Hitler ein guter Mann an der Spitze des deutschen Staates stehen würde. Die Berichte über Gräueltaten der SS in anderen Ländern, das Verschwinden ihrer Nachbarn, den Rosenbaums, aus dem Haus auf nimmer Wiedersehen und die zunehmende Rassenhetze gegen die Juden hatten ihre Zweifel gegenüber Hitler und seiner Partei jedoch wachsen lassen. Dazu liessen noch die vielen toten Soldaten, die Deutschland zu beweinen hatte, Hitlers Glanz langsam erlöschen. Was für ein Wahnsinn in dieser Situation, mit Russland einen weiteren Krieg zu beginnen, meinte Maria. Gerade hier in Danzig, unweit der mit Russland vereinbarten Trennlinie im ehemaligen Polen, war dies das Wenigste, was die Menschen wollten. Theo und Maria wollten eigentlich ihr Glück mit dem kleinen Klaus geniessen und sich eine schöne Zukunft aufbauen. Ein Haus im Grünen und eine glückliche Kindheit für Klaus war ihr Ziel, nicht ein furchtbarer Krieg mit diesem Riesenreich Russland. Beide hofften, dass die Gerüchte falsch seien oder die Vernunft von hohen Generälen dieses schlimmste aller Übel verhinderte. Theo nahm Maria das Versprechen ab, nicht darüber zu reden. Auf keinen Fall wollte er das Glück seiner Familie durch unbedachte Äusserungen von

der Gestapo oder SS zerstört lassen. Sie verdrängten diese dunklen Schatten, die sich am Horizont auftaten, besuchten Freunde und Verwandte und gingen mit dem Kinderwagen viel spazieren. Der Besuch im Danziger Tierpark und ein abendlicher Theaterbesuch liessen sie all ihre Sorgen vergessen, man wähnte sich fast in Friedenszeiten. Das Klingeln des Telefons liess sie aus ihrem schönen Urlaub aufschrecken. Maria nahm den Hörer ab und gab ihn an Theo weiter. Die Marine-Leitung war am anderen Ende der Leitung und teilte Theo mit, dass er morgen schon aufbrechen müsse, das U-Boot sei fertig und müsse in der Werft am morgigen Nachmittag in Hamburg abgeholt werden. Da morgen sowieso ein Marine-Flieger nach Hamburg aufbräche, solle er sich Freitag früh auf dem Danziger Stützpunkt melden. Weitere Instruktionen würde er vor Ort erhalten. Korvettenkapitän Schröder wünschte ihm noch eine gute Nacht. Damit war der Urlaub einen Tag früher beendet als gedacht. Maria war unglaublich traurig, wollte sich dies aber nicht von Theo anmerken lassen. Kurz entschlossen ging sie ins Schlafzimmer und zog ein Nachthemd aus Seide an, welches sie erst kürzlich in Berlin gekauft hatte. Ein Hauch von Nichts verbarg an den schönsten Stellen ihres Körpers Rundungen, die dabei noch besser in Erscheinung traten. Als Theo, in die Zeitung vertieft, seinen Blick in Richtung Schlafzimmer schweifen liess, glaubte er, kaum seinen Augen trauen zu können. Maria winkte ihm in aufreizender Pose zu. Maria musste nichts mehr sagen, so schnell war Theo bei ihr. Was für ein Anblick: Dieses seidene Nichts auf ihrem perfekten Körper; er versuchte, sich dieses Bild einzuprägen für die vielen endlosen Nächte auf dem U-Boot ohne Maria. Als Maria ihn dann noch mit den Worten aufforderte, jetzt ausgiebig genommen werden zu wollen, fiel bei Theo die Hose. Nur an einer offensichtlichen Stelle war es schon sehr schwierig, sich von ihr zu befreien. Als dies voll-

bracht war und Maria sich mit dem Hintern zu ihm umdrehte, liess er sich nicht mehr lange bitten und drang von hinten in sie ein. Das erfolgte derart ungestüm, dass das Bett bedenklich zu wackeln anfang. Die Resonanz der Bewegungen der beiden übertrug sich derart prägnant auf das Bett und vom Bett wiederum auf die Eichendielen, dass die Nachbarn wahrscheinlich dachten, ein Schiff hätte mitten in der Stadt am Haus festgemacht. Das war ihnen aber vollkommen egal, für eine längere Zeit würden sie sich sicher nicht sehen. Total nass geschwitzt fielen sie nach zwei Vergnügungen voneinander ab und sprachen die restliche Nacht über die vermeintliche Zukunft.

Als sich Theo am Morgen von Maria und Sohn Klaus verabschiedete, konnte Maria nicht länger ihre Tränen unterdrücken. Theo erging es nicht viel besser. Allein die Vorstellung, Frau und Sohn auf unbestimmte Zeit nicht mehr zu sehen, liess sein Herz bluten.

Kapitel 6

Theo wird Kapitän von U-Boot 501

Auf dem Stützpunkt angekommen meldete er sich weisungsgemäss, wie befohlen, bei Korvettenkapitän Schröder. Dieser beglückwünschte Theo zur Beförderung zum U-Boot-Kapitän von U 501. Theo war mehr als überrascht und brachte seine Verwunderung zum Ausdruck. Korvettenkapitän Schröder eröffnete ihm, dass der alte U-Boot-Kommandant Westphal abberufen worden sei, ohne dies näher zu begründen. Theo möge mit seiner alten Mannschaft das U-Boot in der Werft in Hamburg übernehmen und nach dem Auslaufen in der Ostsee das Siegel mit den Befehlen aufbrechen. So flog er nach Hamburg, wo ihn die Mannschaft nach seiner Ankunft als neuen Kapitän bejubelte. Mit 21 Jahren war er ein sehr junger Kommandant, beliebt in der Mannschaft und hatte das Vertrauen der Obersten Marine-Leitung, um dieses neue Walter-U-Boot einsatzbereit für die restliche Marine zu machen. Mit den Werftingenieuren und seinem neuen Ersten Offizier, Herrn Clemens, 20 Jahre alt, liessen sie sich in die neueste Technik einweisen. Im Anschluss lief das U-Boot aus und die Besatzung war schon sehr gespannt, wohin die Marine Führung sie beordern würde. An der grossen Menge an Treibstoff und Verpflegung, die sie gebunkert hatten, war schon zu erkennen, dass es sich um eine längere Reise handeln würde. Nachdem Theo das Siegel aufgebrochen hatte, kamen die Zielkoordinaten zum Vorschein. Sie sollten sich als Einzelläufer knapp hinter den kanadischen Hoheitsgewässern auf die Lauer legen und Geleitzüge in Richtung England verfolgen und versenken. Die Anmarschzeit zu diesem Ziel betrug zwei Wochen. Mitten im Atlantik wurden sie von

gewaltigen Stürmen getroffen, sodass sie die Überwasserfahrt abbrechen mussten, da dies der Besatzung über einen längeren Zeitraum nicht zuzumuten war. Die Turmwache hatte Mühe, sich, selbst am Seil verankert für längere Zeit aufrechtzhalten zu können. Acht Meter hohe Monsterwellen jagten die nächsten und dazu kam noch dieser eisige Wind. Theo befahl das Boot auf Tauchfahrt bei fünfzig Metern einzupendeln, um diesen Urgewalten zu entgehen. Da die neue Konstruktion des Walter-U-Bootes es ermöglichte, fast vierzehn Tage unter Wasser bei 10 Knoten Geschwindigkeit voranzukommen, war dies nicht mit nennenswertem Zeitverlust verbunden. Sämtliche Erprobungen des neuen Bootes konnten dabei vorgenommen werden und die Besatzung fieberte schon den ersten Torpedoabschüssen entgegen. Vor der Küste Kanadas angekommen, legte man sich vor der Einfahrt des Hafens auf den Grund und musste nur noch abwarten, bis die Geleitzüge ausliefen. Im Gegensatz zu den bisherigen U-Boot-Typen, die sehr langsam unter Wasser fuhren (max. 3 Knoten), konnte man mit den Geleitzügen unter Wasser mitfahren, ohne auftauchen bzw. so langsam sein zu müssen, dass man diese Geleitzüge unverrichteter Dinge hätte ziehen lassen müssen. So kam ein Geleitzug bestehend aus 3 Tankern, 12 grossen Frachtschiffen und 4 Kriegsschiffen direkt auf sie zugefahren. Theo setzte sich parallel zu dem Geleitzug und fuhr bei einer Geschwindigkeit von 10 Knoten mit dem Geleitzug mit. Dabei, bei einer Tauchtiefe von 20m, übernahm der vollautomatische Torpedorechner die Daten wie Geschwindigkeit und Abstand und errechnete die Zielbahn. Die mitfahrenden englischen Kriegsschiffe hatten die Anwesenheit von U 501 noch nicht bemerkt und so detonierte der Torpedo mitten unter dem Tanker. Wie von Geisterhand angehoben, hob sich dieser empor und zerbrach in zwei Teile. Eine riesige Feuersäule schoss in den Himmel und mit einer ohrenbetäubenden Ex-

plosion verabschiedete sich der Tanker in Richtung Meeresgrund. Gurgelnd schlossen sich die Fluten über dem Tanker als der letzte Rest der Schiffsschraube versunken war. Nicht einmal zwei Minuten hatte dieses unwirkliche Schauspiel gedauert und nur eine grosse Öllache zeugte noch davon, dass sich bis eben hier an dieser Stelle ein grosser Tanker befunden hatte. Parallel zur Detonation machte sich ein Jubelschrei der Mannschaft an Bord von U 501 bemerkbar, der sofort wieder erstarb. Die englischen Kriegsschiffe schwärmten wie die Bienen aus, um diesem U-Boot, das bisher noch nicht bemerkt worden war, den Garaus zu machen. Sofort erzeugten die Radarimpulse der englischen Kriegsschiffe dieses unnachahmliche Pling auf U 501 und Theo liess sofort in Höchstfahrt vom Gegner ablaufen. Die Engländer staunten nicht schlecht darüber, dass sie das U-Boot zwar noch im Aussenbereich ihrer Radargeräte wahrnahmen, es aber nach kurzer Zeit verschwunden war. Entweder waren ihre Radargeräte defekt oder es war dem deutschen U-Boot mit noch nie dagewesener Höchstgeschwindigkeit gelungen, vor seinen Verfolgern ablaufen zu können. So kehrten sie zum verbliebenen Geleitzug vollkommen ratlos zurück und meldeten diesen Vorfall der englischen Admiralität.

U-Boot-Kapitän Theo Müller wartete nur darauf, bis die Engländer von ihm abliessen, um sich unbemerkt wieder an den Geleitzug heranzupirschen.

Kapitel 7

Der Geleitzug wird komplett versenkt

Mit der anbrechenden Nacht war es U-Boot-Kapitän Theo Müller gelungen, bei einer Höchstfahrt von 18 Knoten wieder in Schussweite der Torpedos zu kommen. Da die Engländer jetzt gewarnt waren, dass, vollkommen unüblicherweise, deutsche U-Boote schon nahe der kanadischen Küste kreuzten, hatten sie sofort nach der Versenkung des Tankers damit begonnen, den Geleitzug auf Zick-Zack-Kurs zu bringen. Zusammen mit der Heraufsetzung der Geschwindigkeit auf 14 Knoten hofften sie, den deutschen U-Booten entkommen zu können. Eine permanente Begleitung des Konvois durch ein Flugzeug sollte zudem abschreckend auf deutsche U-Boote wirken. Dies war in der Nacht natürlich nicht möglich, sodass die englischen Korvetten rund um den Konvoi noch öfter ihre Bahnen zogen. Die Radargeräte waren zudem permanent eingeschaltet, sodass es eigentlich unmöglich war, unbeobachtet in die Nähe des Geleitzuges zu gelangen. Besonders die älteren Frachtschiffe hatten Mühe, die Formation im Geleitzug zu halten, da die hohe Geschwindigkeit bei diesen mit Panzern und Flugzeugen für England bestimmten voll beladenen Schiffen über die gesamte Strecke für die alten Dieselmotoren dieser Schiffe nicht zu schaffen war. Da man als langsamer Einzelfahrer auf alle Fälle eine leichte Beute für die Deutschen U-Boote war, tat man alles, um die alten Dieselmotoren am Laufen zu halten.

U 501 hatte, neben vielen anderen technischen Neuerungen, eine Radarabsorptionsanlage an Bord, die allerdings nur bei Überwasserfahrt funktionierte. Diese war jetzt eingeschaltet

und die neuen MAN-Schiffsdiesel waren so leise, dass sie fast nicht gehört werden konnten. Das Rauschen des Meeres war wesentlich lauter als die Geräusche der Dieselmotoren. Nur durch einen Zufall hätte U 501 geortet oder gesichtet werden können. Die Überwasserfahrt hatte den unschätzbaren Vorteil, dass das gesamte U-Boot von frischer Meeresluft durchströmt wurde. Was für eine Wohltat nach den vielen Tagen unter Wasser, wie es nicht nur der Kapitän Theo Müller empfand. So konnte man in dieser pechschwarzen Nacht in aller Ruhe die nächsten beiden Tanker des Geleitzuges und ein begleitendes Kriegsschiff ins Visier nehmen. Nachdem die Entfernung und Geschwindigkeit eingestellt worden waren, wurde ein Fächer-torpedo mit je zwei Torpedos für jedes Schiff freigegeben. Ein kurzes Rucken im U-Boot war das unmissverständliche Zeichen, dass die Aale unterwegs waren. Sofort nach dem Abschuss befahl der Kapitän das Alarmtauchen, da er fest mit der Versenkung der drei Schiffe rechnete. Die Detonation war nicht zu überhören und schon nach kurzer Zeit gab der Horchraum Sinkgeräusche von drei Schiffen an den Kapitän weiter. Beim Absinken auf eine Tauchtiefe von 200m und mit einer Höchstgeschwindigkeit von 18 Knoten waren in abnehmender Entfernung die Detonationen von Wasserbomben zu hören. Diese wurden offenbar sehr planlos im Meer versenkt, da sich U 501 ja schon ausser Reichweite befand. Kapitän Müller konnte sich im Horchraum selbst davon überzeugen, dass sich die sehr hellen Schraubengeräusche der englischen Kriegsschiffe immer weiter von ihrer Position entfernten. Wieder hatte dieses deutsche Wunder, das U-Boot, seine Mission mehr als erfüllt und die Briten hatten diesem Boot wirklich nichts entgegensetzen.

Die verbliebenen englischen Kriegsschiffe meldeten auf dem Funkweg sofort weiter, dass ein wahrscheinlich deutsches U-Boot neuester Bauart sich daran machte, den Geleitzug aufzureiben. Weder die permanente Luftüberwachung am Tage, noch dauerhaftes Kreuzen des Kurses oder die Präsenz der englischen Kriegsschiffe konnten das U-Boot daran hindern, sein Vernichtungswerk fortzusetzen. Das schlimmste aber war, dass man das U-Boot nicht optisch vom Flugzeug aus sehen konnte oder wenigstens minimalen Radarkontakt über oder unter Wasser hatte. Da seit dem ersten Beschuss des Geleitzuges schon drei Tage vergangen waren und er mit hoher Geschwindigkeit fuhr, musste man davon ausgehen, dass dieses neue deutsche U-Boot gar nicht auftauchen musste, um die Schiffe verfolgen zu können. Bei der britischen Admiralität läuteten die Alarmglocken. Wenn dieser neue Schiffstyp den Deutschen erst in grösserer Zahl zur Verfügung stehen sollte, wäre die Schlacht um die Nachschubwege im Atlantik definitiv verloren. Drei Tage nach dem Beginn des Angriffs waren drei Tanker, vier Frachtschiffe und ein Kriegsschiff versenkt. Da die anderen englischen Kriegsschiffe weit ab vom Konvoi im Meer unterwegs waren, konnten sie diesen frühestens in zwei Tagen erreichen. Dann wäre es, wenn es so weiter gehen sollte, zu spät. So entschloss man sich den Geleitzug aufzulösen, um wenigstens einzelnen Schiffen die Möglichkeit zu geben, England noch zu erreichen. Wenn die verbliebenen Schiffe sich mit Höchstgeschwindigkeit in unterschiedliche Richtungen absetzten, musste sich das U-Boot entscheiden, welches die lohnenswertesten Ziele wären. Dies war gleichzeitig ein Offenbarungseid der englischen Kriegsmarine und zeugte von der absoluten Überlegenheit des Deutschen U-Bootes, zumindest in diesem Augenblick.

Der deutsche U-Boot-Kapitän Theo Müller staunte nicht schlecht, als er sah, wie sich der Geleitzug auflöste. Als Abschiedsgeschenk für den Konvoi nahm er den grössten verbliebenen Frachter ins Visier und versenkte ihn im Meer. Alle Kapitäne der ablaufenden englischen Schiffe, die dies noch aus einiger Entfernung beobachten konnten, wünschten sich jetzt, dass dieses verfluchte U-Boot sie nicht als nächstes Ziel aussuchen würde.

Da auch Theo Müller nicht zaubern konnte, entschied er sich noch, einer englischen Korvette hinterherzujagen, um die Niederlage noch demonstrativer zu gestalten. Danach waren die restlichen Schiffe nicht einmal mehr für U 501 zu erreichen. Theo Müller musste all sein nautisches Können aufwenden, da auch der englische Kapitän sein Handwerk verstand. Erst nach drei weiteren Tagen und etlichen Kurswechseln des englischen Kapitäns konnte Theo Müller seinen letzten Aal auf die Reise schicken, um die Korvette auf den Meeresgrund zu befördern.

Da das deutsche U-Boot nun nichts mehr zu verschiessen hatte, tauchte man ab und begab sich zurück zum Stützpunkt Brest im besetzten Frankreich, um weitere Befehle entgegennehmen zu können. Es war von Grossadmiral Karl Dönitz strikte Funkstille angeordnet worden, da man befürchtete, der deutsche Enigma-Code könnte geknackt worden sein. Weitere sieben Tage später lief man in Brest ein und wurde mit einem stimmungsvollen Empfang im Hafen belohnt. Auch wenn Theo Müller selber nicht funken durfte, war man den englischen Funksprüchen wenigstens soweit auf den Grund gegangen, dass ein Geleitzug nahezu versenkt worden war. Da nur U 501 in diesem Quadranten stand, wusste man schon vor dem Eintreffen von U 501, wem man diesen sensationellen Sieg zu verdanken hatte.

Grossadmiral Dönitz liess es sich nicht nehmen, der heldenhaften Besatzung von U 501 persönlich seinen Dank auszusprechen. Nachdem er das Kriegstagebuch von Kapitän Theo Müller gelesen hatte, wusste er, dass er mit diesen neuen Walther-U-Booten und eingespielten Besatzungen, England in die Knie zwingen konnte. Die gesamte Besatzung bekam eine Woche Sonderurlaub und Theo freute sich schon auf das Gesicht von Maria, wenn er ihr vollkommen unvorbereitet gegenüber stehen sollte.

Letzte Feinarbeit zur Beseitigung Hitlers

Da die neue deutsche Führung nur wenig Gelegenheiten hatte, sich bei geheimen Treffen persönlich über den Stand der Vorbereitungen zum Umsturz informieren zu können, musste bei diesen Anlässen ein Maximum an Absprachen getroffen werden. Leider konnten die damaligen modernen Kommunikationskanäle wie Funk oder Telefon nicht benutzt werden, da ein Abhören durch die geheime Staatspolizei oder die SS wahrscheinlich waren. So blieb ausserhalb dieser seltenen Treffen nur die Kontaktaufnahme über zuverlässige Kuriere, die die Ausführungen zur Sicherheit nur mündlich vortragen durften.

Bei einem von Hitler im März 1941 kurzfristig anberaumten Treffen in der neuen Reichskanzlei mit Verantwortlichen aus allen drei Waffengattungen bot sich im Anschluss daran die Gelegenheit.

Hitler gab hier schon detaillierte Angriffspläne mit Aufmarschplätzen, Divisionsstärken und ersten Zielen bekannt, die er im nächsten Blitzkrieg gegen Russland zu erobern gedachte. Die Pläne waren schon so weit fortgeschritten, dass ein Handeln bis spätestens Mai 1941 erfolgen musste.

Am Abend traf sich die neue deutsche Führung wieder in der Villa in Berlin-Dahlem. Da Hitler davon absah, Kriegsschiffe oder U Boote zu seiner Beförderung zu benutzen oder bei Erprobungsfahrten in Augenschein zu nehmen, fiel die beste Möglichkeit, ihn aus der Welt zu schaffen, leider aus. Hier wäre auf überschaubarem Gebiet die einfachste Gelegenheit gegeben

gewesen, Hitler von seinen Leibwächtern zu trennen und zu töten.

Da Hitler aufgrund der bisher erfolgten Attentate nur kurzfristig seine Termine, an denen er teilnahm, bekannt gab, war es ausserordentlich schwierig, ihn bei diesen wenigen Gelegenheiten zu beseitigen. Da möglichst noch seine engsten Getreuen gleichzeitig mit aus dem Weg geräumt werden sollten, blieb nur die Wahl, ihn bei einem Treffen zu erschiessen, mit einer Bombe in die Luft zu sprengen oder sein Flugzeug vom Himmel zu schiessen.

Da bei Besprechungen mit Hitler seine Gäste ihre Waffen abgeben mussten und dazu noch mindestens zwei Sicherheitschleusen der SS passieren mussten, war es fast nicht durchführbar, Hitler mit dieser Methode zu beseitigen.

Ein Attentat mit einer Bombe schien machbar, aber nur, wenn man diese in seinem Flugzeug deponieren konnte.

Da Hitlers Maschine immer von vier Jagdflugzeugen begleitet wurde, sprach man sich gemeinsam dafür aus, diese Möglichkeit bei der ersten Gelegenheit nutzen zu wollen. Die Piloten von Hitlers Abfangstaffel waren, auf Wunsch von Hitler, persönlich von Ernst Udet ausgesucht worden. Sie waren dem Fliegergeneral Udet treu ergeben und bereit, nach Bekanntgabe des Codes Odin Hitler mit seiner Maschine vom Himmel zu schiessen.

Dies sollte über einem grösseren Waldgebiet erfolgen, um Bergungen bzw. Untersuchungen zu erschweren. Dieser Abschuss sollte der englischen Luftwaffe zugeschoben werden, um die neue deutsche Führung im Bewusstsein der Bevölkerung nicht zu beschädigen.

Nach erfolgter Beseitigung Hitlers sollte dann der Notfallplan Walküre in Kraft treten, um alle Schaltzentralen der Macht durch das Wehrersatzheer besetzen zu lassen.

Die Bevölkerung sollte mit einer vorbereiteten Rede von General Erwin Rommel über das Radio vom Tod Hitlers informiert werden. Die neue deutsche Regierung sollte in dieser Rede vorgestellt werden, um Unruhen in der Bevölkerung zu vermeiden. Da der Personenkult um Hitler, der im Laufe der Jahre in der deutschen Bevölkerung geschürt worden war, nicht unerheblichen Einfluss auf zukünftige Entscheidungen haben durfte, war eine dreitägige Staatstrauer vorgesehen. Im Anschluss sollten Hitlers Fehler in kleinen Dosen öffentlich gemacht werden, um ihn allmählich aus den Köpfen der deutschen Bevölkerung zu bekommen. Der grösste Fehler von Hitler, die Endlösung der Judenfrage, sollte für die nächsten Jahre ein Geheimnis bleiben.

Diese Pläne wurden einstimmig von der neuen deutschen Führung abgesegnet. Es blieb zu hoffen, dass der Tag mit dem Codewort Odin sich bis zum Mai verwirklichen lassen sollte.

Kapitel 9

Der Tag Odin

Ende Mai 1941 war die Verlegung der deutschen Truppen an die russische Grenze fast abgeschlossen. Nur dem Umstand, dass Hitler Mussolini in Griechenland und Jugoslawien bis Ende April 1941, wie schon in Afrika; Hilfe leisten musste, war es überhaupt zu verdanken, dass Russland noch nicht angegriffen worden war. Da Hitler es gewohnt war, wenn möglich in der Nähe seiner Truppen sein Hauptquartier zu beziehen, baute die Organisation Todt ihm dies in Polen. Dieses Hauptquartier mit dem Namen Wolfsschanze lag versteckt in den Wäldern der Masuren (ehemals Polen).

Wie Informanten aus Hitlers engstem Führungsstab unabhängig voneinander der Widerstandsbewegung um Erwin Rommel mitteilten, plante Hitler, am 10.06.1941 in aller Frühe sein neues Hauptquartier überraschend zu besuchen.

In enger Absprache mit den anderen Mitgliedern der neuen Regierung wurde der Tag Odin auf den 10.06.1941 für den Rückflug des Führers nach Berlin festgelegt.

Am 10.06.1941 um 8:30 Uhr setzte das Flugzeug des Führers unweit der Wolfsschanze auf dem Flugplatz auf. Mit an Bord waren Reichsmarschall Herman Göring, Propagandaminister Josef Göbbels und Heinrich Himmler, Chef der SS. In ihren Wagen brausten sie, bewacht von der SS, in Richtung Wolfsschanze davon. Kurz nach dem Flugzeug Hitlers landeten seine Begleitjäger, vier Messerschmidt-Jäger 109. Sie wurden umgehend betankt und wieder startklar gemacht, genau wie die Ma-

schine von Hitler. Der Staffelführer Joachim Herman liess sich zur Sicherheit noch einmal mit Ernst Udet verbinden und bekam das Codewort «Odin» durch das Telefon genannt. Damit stand nun eindeutig fest, dass Hitler am 10.06.1941 mitsamt seinem engsten Gefolge vom Himmel geschossen werden sollte.

Joachim Herman teilte diese Entscheidung den anderen Piloten der Begleitjäger Hitlers mit und die anderen drei wussten nun, was die Uhr geschlagen hatte. Jeder der vier Piloten hing nun seinen eigenen Gedanken nach, bis die Nachricht für den Rückflug Hitlers um 13:30 Uhr am Nachmittag eintraf. Eine Viertelstunde vor Hitler waren die Jäger in der Luft, um eventuell anfliegende Feindmaschinen abzufangen. Wie nicht anders zu erwarten war, gab es keine derartigen Vorkommnisse und Hitlers Maschine konnte starten. Um 14 Uhr befanden sich alle Flugzeuge in der Luft in Richtung Berlin. Die Reiseflughöhe betrug 3'000m. Bei bester Sicht nahmen die Jäger ihre Begleitformation ein. Wie im Vorfeld schon von den Piloten der Jagdflugzeuge abgesprochen, drehten die Jäger auf ein Zeichen von Joachim Herman ab. Im Flugzeug von Hitler sah man diesem Abdrehen vollkommen fassungslos zu, da sich niemand erklären konnte, was die Ursache dafür war. Anfragen über Funk an die Jäger blieben unbeantwortet. Erst als Joachim Herman jetzt wieder seitlich von Hitlers Maschine das Feuer aus seiner Bordkanone eröffnete, schrie Hitler das Wort «Verrat» und sah Herman Göring vollkommen fassungslos an. Da war es schon zu spät: Die erste Salve aus der Bordkanone sass. Hitlers Flugzeug taumelte mit einer grossen Rauchfahne aus den Triebwerken dem Erdboden entgegen. Die Salven der anderen Jagdflugzeuge auf das trudelnde Wrack liessen die Maschine kurz vor dem Aufschlag auseinanderbrechen. Schliesslich zerschellten die Wrackteile wie geplant mitten in einem grossen Waldgebiet und gingen in

Flammen auf. Die Jäger umkreisten diese Stelle noch eine Viertelstunde und gaben bei jedem Überflug ihren Bordkanonen Arbeit und dem Tod die Gelegenheit, sich bei diesem Inferno aus Waldbrand und schmelzenden Wrackteilen auszutoben. Selbst wenn jemand den Absturz überlebt hätte, dieser Feuerwalze und dem damit einhergehenden Kugelhagel, wäre man schutzlos ausgeliefert gewesen – ohne die Möglichkeit zu haben, diesen Platz lebend zu verlassen.

Nach zwanzig Minuten schien alles Lebendige an dieser schwarzen Feuerstelle ausgelöscht zu sein, es waren nicht einmal mehr die Umrisse des Flugzeugs des ehemaligen Führers zu erkennen.

Joachim Herman funkte Ernst Udet an und teilte ihm mit, «Operation Odin um 14:30 Uhr» vollständig abgeschlossen zu haben. Die Jagdflugzeuge begaben sich wie schon zuvor auf den Rückflug nach Berlin.

Kapitel 10

Die Machtergreifung «Operation Walküre»

Der Plan «Walküre» sah vor, bei unerwartetem Ableben des Führers oder anderen nicht vorhersehbaren Vorkommnissen gegen die engste Regierung mit einer Art Notfallplan, die Schlüsselstellen der Machtzentralen durch das Wehrersatzheer besetzen zu lassen. Man ging bei diesem Szenario davon aus, dass es der Regierung nicht mehr möglich wäre, Entscheidungen zu fällen bzw. diese umzusetzen. Genau in diesem Moment sollte das Wehrersatzheer ein führungsloses Deutschland verhindern und Schaden von Deutschland abwenden. Die obersten Generäle der Wehrmacht waren jetzt für das Wohl und Wehe Deutschlands verantwortlich und bestimmten die weitere Innen- und Aussenpolitik.

Genau an dieser Stelle griffen jetzt die zahlreichen Vorplanungen der neuen Regierung und die Besten der Wehrmacht übernahmen das Handeln.

Das gesamte Regierungsviertel in Berlin wurde abgeriegelt und sämtliche Nachrichtenverbindungen wurden unterbrochen. Nur die der neuen Regierung ergebenen Personen hatten weiterhin freien Nachrichtenverkehr. Besonderes Augenmerk galt dabei der SS, weil hier mit grösstem Widerstand gegen die neuen deutsche Regierung gerechnet wurde. Daher wurde der gesamte Block der SS doppelt umstellt. Nicht einmal einer Maus wäre es möglich gewesen, ungesehen hinein oder heraus zu kommen.

Alle Offiziere der SS und obere Ränge wurden aufgefordert, sich in einer Stunde, um Punkt 15 Uhr, unbewaffnet der Wehrmacht zu ergeben. Würde dieser Forderung nicht entsprochen, würde der Hauptsitz der SS in Schutt und Asche gelegt werden. Dieser unmissverständlichen Drohung wurde Folge geleistet und um 15:15 Uhr war die gesamte Führung der SS in Haft. In Berlin wurde die gesamte SS-Führung, derer man habhaft werden konnte, im Anschluss ins vorbereitete Olympiastadion gebracht, was ebenfalls abgeriegelt worden war. Hier wurden die Entscheidungsträger entweder vor die Wahl gestellt, sich zur neuen Regierung zu bekennen und ihre Uniform gegen die der Wehrmacht zu tauschen oder sofort standrechtlich erschossen zu werden.

Die oberste Führung der SS unter Heinrich Himmler und sämtliche Entscheidungsträger in Bezug auf die Konzentrationslager wurden sofort nach ihrer Festnahme erschossen. Dies geschah in ganz Deutschland und den besetzten Gebieten. Die Liste mit den sofort zu erschiessenden Personen der SS wurde an die vor Ort befindlichen Einheiten der Wehrmacht durchgestellt. Da dies zeitgleich in allen Landesteilen geschehen war, war bei der Rede des neuen Regierungschefs Erwin Rommel, die gesamte Führungselite der SS um Punkt 16 Uhr bereits liquidiert. Damit war das grösste Hindernis für ein neues und besseres Deutschland beseitigt.

Am 10.06.1941 um 16 Uhr wurde die aufgenommene Radioansprache von Erwin Rommel im gesamten deutschen Sendegebiet verbreitet. Darin teilte er das Ableben des Führers mit. Wie beschlossen wurden englische Flugzeuge für den Abschuss von Hitlers Maschine verantwortlich gemacht. Erwin Rommel machte die neue deutsche Notstandsregierung unter seiner Führung bekannt und bat die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren

und die nächsten Entscheidungen bzw. Bekanntmachungen abzuwarten. Diese Nachricht schlug in der deutschen Bevölkerung wie eine Bombe ein. Spontane Trauerfeiern für Hitler wurden in die dreitägige Staatstrauer, wie geplant, einbezogen. Die Namen der neuen Regierung, an oberster Stelle mit Erwin Rommel, Ernst Udet, Günther Prien, Karl Dönitz, Heinz Guderian, Erhard Milch und dem Chef der Abwehr, Wilhelm Franz Canaris, standen aber für die besten deutschen Tugenden und sorgten für Vertrauen zur neuen Regierung in der deutschen Bevölkerung.

Kapitel 11

Theo und Maria Müller nach der Radioansprache

Zu seinem Sonderurlaub bekam U-Boot-Kapitän Theo Müller einen Flug in Admiral Dönitz' persönlichem Flugzeug in seine Heimatstadt Danzig. Da Maria mittlerweile in der chirurgischen Abteilung des Sankt Josef Krankenhauses in Danzig arbeitete, liess er sich vom Flughafen direkt dorthin fahren. Er kam direkt zur morgendlichen Visite im Krankenhaus an, der Maria an der Seite von ihrem Chefarzt, Professor Doktor Melchow, beiwohnte. Professor Doktor Melchow war ein Mann um die fünfzig Jahre, ca. 175cm gross und mit leichtem Bauchansatz. Mit seinem vollen graumelierten Haar war er immer noch eine attraktive Erscheinung und wusste sich auch bei den Frauen gut in Szene zu setzten. Da er auf seinem Spezialgebiet, der Chirurgie, ein ausserordentlich guter Operateur war, hatte er eine lange Warteliste von Patienten, die von ihm operiert werden wollten. Darunter befanden sich auch zahlreiche Prominente aus der Politik und der Gesellschaft, die aus ganz Deutschland anreisten. Für Maria war es ein ausserordentlicher Glücksfall, an der Seite eines so erfolgreichen Chefarztes arbeiten zu dürfen. Sie saugte sein medizinisches Wissen förmlich aus ihm heraus und bestach Professor Doktor Melchow mit ihrer raschen Auffassungsgabe. Ihren guten Ausbildern in Berlin hatte sie es sicher zu verdanken, dass sie schon komplizierte Operationen ausführen konnte. Theo konnte und wollte sich nicht gedulden und platzte mitten in der Visite direkt ins Krankenzimmer hinein. Professor Doktor Melchow staunte zusammen mit den Krankenschwestern nicht schlecht, als dieser gutaussehende Marineoffizier mit seiner wie angegossen sitzen-

den Uniform plötzlich in seinem Krankenzimmer stand. Maria war nicht minder erstaunt über Theos Erscheinen und stellte ihn als ihren Mann vor. Sie beförderte Theo erst einmal vor die Tür und machte ihm leise Vorwürfe, sich nicht angemeldet zu haben. Dies jedoch nur für einen kurzen Moment. Als sie hörte, Theo hätte sieben Tage Sonderurlaub, war dies schnell wieder vergessen. Sie schickte Theo erst einmal nach Hause und wollte sich etwas früher als üblich von der Arbeit frei machen. Als Theo sich dann noch persönlich bei Professor Doktor Melchow verabschiedete, musste dieser an seinen Kriegsdienst beim Kaiser im Ersten Weltkrieg zurückdenken. Nur zu gut konnte er sich denken, dass Doktor Maria Müller jetzt höchstwahrscheinlich Urlaub haben wollte, den er für sich schon abgenickt hatte. Als Theo dann den Flur entlang in Richtung Ausgang schritt, konnten die Schwestern nicht anders, als diesem eleganten Offizier hinterherzusehen. Insgeheim wünschten sich die Krankenschwestern, bei der Partnerwahl ähnlich erfolgreich wie Frau Doktor Müller abzuschneiden. Bei einigen schwierigen Patienten wirkte Maria leicht abwesend und zum Ende der Visite gab ihr Professor Doktor Melchow für die nächsten sieben Tage frei. Eilig holte sie Klaus aus der Kinderkrippe ab und machte sich sofort auf den Weg nach Hause. Klaus freute sich, seinen Vater zu sehen und grinste ihn freundlich an. Theo schaltete das Radio an und fand sofort ihren Lieblingssender, Ostseewelle Danzig. Bei einem schönen Lied sanken die Beiden erst einmal auf die Couch und hatten natürlich Einiges nachzuholen. In ihrem Lieblingslokal, dem Schollenparadies, bestellten sie für den späten Nachmittag einen Tisch, um das Wiedersehen feiern zu können. Klaus wurde in den Kinderwagen verfrachtet und alle drei unternahmen einen schönen Spaziergang an der Ostsee entlang. Hier erzählte Theo in groben Umrissen, wofür er den Sonderurlaub erhalten hatte und Maria

konnte nicht umhin, sich wieder Sorgen zu machen, ob denn ihr Theo nicht einen sehr gefährlichen Beruf in Zeiten des Krieges hatte. Theo versuchte Maria zu beruhigen und hob die Vorzüge seines neuen Bootes hervor. Diese Beruhigungspille wirkte bei Maria nur sehr bedingt und so hörte er lieber Marias Schilderungen von der neuen Arbeit zu. Auch Maria wusste Spannendes von ihren Patienten zu berichten, besonders der Fall des Soldaten Uwe Schmidt hörte sich besorgniserregend an. Wie er Maria erzählt hatte, war er unweit der russischen Grenze stationiert und bei einem Unfall mit einem Panzer hätte er fast das Bein verloren. Er berichtete Maria, dass fast einhundert Panzer allein in seinem Grenzabschnitt zusammengezogen worden waren. Zusammen mit der neu eingetroffenen Artillerie und unzähligen Soldaten schien sich das Gerücht über einen bevorstehenden Angriff auf Russland dadurch immer mehr zu bestätigen. Da die Soldaten absolutes Kontaktverbot hatten, drang fast nichts nach Aussen. Nur der ausserordentlichen medizinischen Kunst im Sankt Josef Krankenhaus verdankte Uwe Schmidt, dass er noch beide Beine hatte. In seiner Dankbarkeit berichtete er Maria von seinem Unfall und den Begleiterscheinungen. Fast allen Soldaten an der Grenze ging der Hintern auf Grundeis, wenn sie an einen Krieg gegen Russland dachten.

Maria und Theo besprachen die Situation. Es schien nichts Gutes für die Zukunft zu verheissen. Maria berichtete weiter, dass fast alle ehemaligen jüdischen Nachbarn aus der Nähe verschwunden waren und man von ihnen gar nichts mehr hörte. Als sie einen befreundeten Polizisten auf diesen Punkt ansprach, bat er sie nur darum, darüber nicht weiter zu sprechen, wenn sie nicht ins Unglück rennen wolle. Er sagte nur, es sei schlimm, was den Juden angetan würde und wollte aber nicht weiter darüber sprechen müssen. Zusammen mit anderen Ge-

rächten ergab dies das Bild, dass die Juden irgendwo allesamt umgebracht würden. Schlimm, was man da hörte. Man konnte nur hoffen, dass nicht einmal die Hälfte der Gerüchte stimmten. So zeigte dieser anscheinend wundervolle Tag seine Schattenseiten und man beschloss, beim gemeinsamen Essen in ihrem Lieblingslokal bei einer guten Flasche Wein diese Dinge zu vergessen oder wenigstens in den Hintergrund drängen zu können.

Kaum hatten sie im Lokal Platz genommen und ihre Getränkebestellungen aufgegeben, bat der Wirt um Ruhe und drehte das Radio lauter. Unter traurigen Fanfarenklängen erklärte General Erwin Rommel, dass der Führer mit seinen engsten Mitarbeitern von englischen Flugzeugen abgeschossen worden sei. Die Zeit schien in Deutschland still zu stehen, die Menschen im Restaurant und auf den Strassen fingen spontan an, zu weinen. Nur den beherzten Worten des Idols, General Erwin Rommel, war es zu verdanken, dass die Menschen, abgesehen von spontanen Trauerfeiern, ruhig blieben. Theo und Maria waren sprachlos und überlegten ebenso wie die restliche deutsche Bevölkerung, wie es nun weitergehen sollte. Ihre Trauer über den Tod von Herrn Hitler hielt sich in Grenzen, da sie nach anfänglicher Euphorie sehr wohl erkannt hatten, dass dieser Mann nicht gut für Deutschland seine Zukunft sein konnte. An den anderen Tischen im Lokal wurde leidenschaftlich diskutiert, wie denn diese Radioansprache zu bewerten sei.

Da die neue Regierung für die nächsten Tage neue Beschlüsse ankündigte, wartete man diesen ungeduldig entgegen. Theo rief bei seinem Stützpunkt an, um zu fragen, wie es denn nun für ihn weitergehe. Man bat ihn, seinen Urlaub vorerst fortzusetzen, gegebenenfalls würde man sich bei ihm melden.

Kapitel 12

Neue Regierung vereidigt, erste Beschlüsse

Den weitesten Weg nach Berlin hatte Erwin Rommel von Afrika aus, sodass man sich erst am 12.06.1941 in der neuen Reichskanzlei treffen konnte. Dieses Prunkstück der deutschen Architektur, von Albert Speer entworfen, schien bestens geeignet zu sein, die Veränderung in der deutschen Politik nach Innen und Aussen darzustellen. Die oberste Führung des Heeres, der Luftwaffe und der Marine wohnten der Vereidigung der neuen Regierung unter der Führung des neuen Präsidenten Deutschlands, Erwin Rommel, bei. Der Begriff Führer wurde bewusst weggelassen, da er durch Adolf Hitler zu negativ belastet war. An seine Stelle trat das Wort Präsident, der aber mit denselben Machtbefugnissen wie denen des ehemaligen Führers ausgestattet war. Alle Mitglieder der neuen deutschen Regierung schworen feierlich, dem Wohle Deutschlands zu dienen. Neben dem Präsidenten wurde jetzt nur noch der Posten des Aussenministers bestimmt, den Wilhelm Franz Canaris erhielt. Alle anderen Ministerposten wurden jedoch nur kommissarisch durch die jeweils höchsten Staatssekretäre besetzt, soweit diese nicht politisch der alten Führung zu nahe standen. Die anderen fünf Mitglieder der Regierung wurden zu ihren Truppenteilen zurückbefohlen. Als oberste Befehlshaber der jeweiligen Waffengattungen hatten sie die vordringliche Aufgabe, den Krieg gegen England für Deutschland mit einem Sieg zu beenden. Man diskutierte innerhalb der neuen Regierung sehr wohl die besten Aussichten auf Erfolg, die oberste Entscheidungshoheit oblag aber ausschliesslich Erwin Rommel.

So wurden am 12 Juni 1941 folgende wichtige Entscheidungen getroffen, die der höchsten Geheimhaltung unterworfen waren:

1. Der für den 22. Juni 1941 geplante Angriff auf Russland (Barbarossa) wird nicht ausgeführt.
2. Drei Millionen deutsche Soldaten und 600.000 verbündete Soldaten werden demobilisiert und in ihre Heimat bzw. an die Front gegen England zurückbeordert.
3. Es verbleiben lediglich zwei Divisionen an der Grenze zu Russland, um die Grenzanlagen auszubauen, die einen Überfall Russlands auf Deutschland verhindern sollen.
4. Alle eroberten Gebiete, die durch die Wehrmacht besetzt sind, bleiben es, bis die Grenzen des neuen Deutschland endgültig feststehen.
5. Der Krieg gegen England wird in kleinem Massstab fortgeführt, bis vermutlich Mitte 1943 neueste militärtechnische Entwicklungen einen Sieg über England ermöglichen.
6. Der Pakt mit den Achsenmächten Italien und Japan wird aufgekündigt, um einen Kriegseintritt Amerikas gegen Deutschland zu verhindern.
7. Die Konzentrationslager werden bis Mitte 1942 aufgelöst, die kriminellen Gefangenen in normale Gefängnisse überführt, ein Töten der Häftlinge ist ab sofort verboten.
8. Die Nürnberger Rassengesetze werden aufgehoben, den Juden wird freigestellt, in ihre Herkunftsländer zurückzukehren und ihren Besitz wiederzuerhalten. Wenn dies von den Betrof-

fenen aufgrund der Gräueltaten in den KZ nicht gewünscht wird, steht es ihnen frei, in ein Land ihrer Wahl auszuwandern.

9. Sämtliche anderen ethnischen Minderheiten in Deutschland und den besetzten Gebieten sind ab sofort menschenwürdig zu behandeln.

Diese ersten Sofortmassnahmen sollten helfen, ein grosses Deutschland als kontinentale Mittelmacht zu etablieren. Dabei war es von entscheidender Bedeutung, die Gunst der deutschen Bevölkerung zurückzugewinnen. Alle diese Massnahmen wurden von der neuen deutschen Regierung einstimmig beschlossen und vom Präsidenten Erwin Rommel unterzeichnet. Damit sollte ein Zwei-Fronten-Krieg verhindert und politische Fehlentscheidungen der alten Führung rückgängig gemacht werden.

Nachdem die Vereidigung und anschliessenden Regierungsbeschlüsse bis in den späten Abend gebraucht hatten, liess man den Tag mit einem gediegenen Essen in den Räumen der Reichskanzlei zu Ende gehen. Die entsprechenden Befehle, die aus den Beschlüssen der Sofortmassnahmen entstanden, wurden per Telefon bzw. Fernschreiber an alle Truppen weitergeleitet und am Morgen des 13. Juni 1941 wurde mit ihrer Umsetzung begonnen.

Kapitel 13

Reaktionen im Ausland

In den anderen Ländern der Welt schrillten bei den jeweiligen Regierungen am späten Nachmittag des 10. Juni 1941 die Alarmglocken, als die Nachricht bekannt wurde, dass Adolf Hitler bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sein sollte. Entsprach diese Version der Wahrheit oder war es wieder nur ein Trick der Deutschen, die Gegner mit ihrer Kriegspropaganda in die Irre zu führen? Spätestens am 13. Juni aber, als Bilder von der neuen deutschen Regierung bei der Vereidigung in der Deutschen Wochenschau zu sehen waren, war es nur zu sicher, dass diese Informationen richtig sein mussten. Hektisch machte man sich daran, Informationen über den Umsturz bzw. über den neuen starken Mann an der Spitze der neuen deutschen Regierung zu bekommen.

Man wusste einfach zu wenig über den neuen Mann an Deutschlands Spitze, um sich ein Urteil darüber erlauben zu können, wie seine weitere Politik aussehen könnte. Das einzige, was die Engländer mit Bestimmtheit sagen konnten, war, dass keines ihrer Flugzeuge Hitler vom Himmel geholt haben konnte. Da man sich immer noch im Krieg mit Deutschland befand, überlegte man sich sehr genau, ob man diese deutsche Darstellung abstritt. Zu gross war doch die Versuchung, in den Augen der eigenen und der Weltbevölkerung damit glänzen zu können, die Welt von einem Kriegstreiber befreit zu haben. Mit dieser Reaktion hatte man auf deutscher Seite gerechnet und als drei Tage später kein Dementi der Engländer zum Abschluss

von Hitler vorlag, war man froh, dieses Thema mit Untersuchungen nicht beweisen zu müssen.

In Moskau hatten die Nachrichten die Russen im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Tiefschlaf gerissen. Stalin hatte zwar sehr genaue Nachrichten seiner Agenten aus Berlin bzw. Tokio über den bevorstehenden deutschen Angriff am 22. Juni 1941 bekommen, weigerte sich aber bis zum Schluss, diesen Informationen Glauben zu schenken. Als am 10. Juni die Information zu ihm drang, Hitler sei bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, war er vollkommen fassungslos. Als am Morgen des 13. Juni seine Grenzbeobachtungsposten meldeten, dass Tarnverschlänge, Tarnnetze und andere Verbauungen entlang der Grenze beseitigt würden, was nun die Gelegenheit ergab, auf hunderte bzw. tausende von Geschützen und Panzern sehen zu können, wusste er nur zu genau, dass er nur von der neuen deutschen Regierung von einem Überraschungsangriff verschont geblieben war. Eine hochmoderne Armee mit 3,5 Millionen Soldaten war nahezu in letzter Minute davor gestoppt worden, sein Land zu überfallen. Ihr gegenüber hätte auf russischer Seite eine vollkommen unvorbereitete Armee mit total veralteter Technik gestanden, die wahrscheinlich überrollt worden wäre. Die Säuberungen Stalins in der obersten russischen Armeeführung in den Jahren 1937-1939 hätten ein Übriges getan, dem Vormarsch der deutschen Truppen den Erfolg zu garantieren. Egal von welcher Stelle der russisch-deutschen Grenze Nachrichten kamen, sie ähnelten sich sehr. Seine Beobachter berichteten wie Geschütz um Geschütz, Panzer um Panzer, eine Division nach der anderen auf Güterzüge verladen und ins deutsche Hinterland abtransportiert wurden.

Bei einer späteren Bestandsaufnahme der russischen Generäle in Hinsicht auf Truppenstärke und Ausrüstung war festgestellt

worden, dass die Rote Armee kaum etwas gehabt hätte, was sie der Wehrmacht hätte entgegenstellen können. Es wäre mit blutigen Verlusten zu rechnen gewesen und ob der vielgepriesene russische Mut ausgereicht hätte, die Heimat zu verteidigen, wäre mehr als fraglich gewesen. So war der blutige Diktator Stalin zu der Einsicht gekommen, durch die Missachtung offensichtlicher Ereignisse seine Macht auf das Spiel gesetzt zu haben. Ihm war nur zu klar, dass er der neuen deutschen Regierung dankbar sein konnte und dieses grosse Deutschland nicht gegen Russland aufbringen durfte. Parallel dazu musste er seine Armee auf einen aktuellen Stand der Technik bringen, um in der Zukunft seine Expansionspläne umsetzen zu können, bzw. um selbst nicht angreifbar zu werden. Der grosse russische Bär wäre fast zum Frühstück erlegt worden.

Im Washington des Präsidenten Roosevelt wurden die neuesten Nachrichten aus Deutschland ebenfalls mit Spannung verfolgt. Da fast das gesamte Europa von Deutschland besetzt war, sah man mit grosser Sorge, was mit England passieren würde. Premierminister Churchill lag Präsident Roosevelt immer wieder in den Ohren, die Engländer noch weiter zu unterstützen. Da Amerika offiziell noch neutral war und Rücksicht auf isolationalistische Tendenzen in Amerika nehmen musste, konnte er nicht mehr helfen als er es schon tat. Schon das Leih- und Pachtabkommen mit den Engländern für alte amerikanische Kriegsschiffe war eigentlich mehr als ein neutrales Amerika hätte tun dürfen. Da Deutschland jetzt nur zu offensichtlich den Krieg mit Russland nicht begann, war es klar, dass das Hauptaugenmerk der Deutschen sich auf den einzig verbliebenden Gegner in Europa, England, richtete. Die Engländer standen jetzt wieder unter erheblichem militärischem Druck der Deutschen, nur die Insellage verhinderte, dass sie von den Deut-

schen überrannt wurden. Umso wichtiger für die Engländer waren die Konvoi-Lieferungen der Amerikaner mit dem Schiff, die nicht stoppen durften, um England am Leben zu erhalten. Die Amerikaner waren sich dagegen sehr wohl bewusst, dass, wenn England fallen würde, sie sich einer deutschen Grossmacht auf dem kontinentalen Europa gegenübersehen dürften, die nicht vergessen würde, dass sie England unterstützt hatten. Daher galt es, die Unterstützung für die Engländer auf kleiner Flamme zu halten, zumal im Pazifik mit den aggressiven Japanern die nächste Macht bereit stand, sich mit den Amerikanern um Einflusszonen zu streiten. Da die neue deutsche Regierung den Pakt mit den Achsenmächten (vor allem Japan) aufgelöst hatte, sahen die Amerikaner sehr wohl, dass die Deutschen ihnen in ihren Einflussgebieten nicht auf die Füsse treten wollten. Im Umkehrschluss war nur zu offensichtlich, dass für das, was die Deutschen den Amerikanern zugestanden, sie in ihrem Bereich, nämlich Europa, Gleiches einforderten. So war mit den ersten Erklärungen der neuen deutschen Regierung und noch vielmehr mit ihren Taten erst einmal dafür gesorgt, dass Amerika Deutschland nicht den Krieg erklärte. Ähnlich wie gegenüber Russland, war man sehr froh, diesen schlafenden Riesen nicht zu wecken.

In Japan war man naturgemäss nicht glücklich mit der Aufkündigung des Achsenabkommens. Ein Beenden des Beistandsabkommens bedeutete in letzter Konsequenz, dass wenn Japan Amerika angriff, es nicht auf den Beistand Deutschlands zählen konnte. Da Deutschland in Europa mit England einen eigenen Kriegsschauplatz hatte, wäre die Unterstützung ohnehin nur logistischer Struktur gewesen. So nahm man es der neuen deutschen Regierung zwar übel, dass sie den Vertrag gekündigt hatte, war aber bemüht, ein grosses Deutschland als Freund zu be-

halten. Besser ein grosses Deutschland als Freund zu wissen, als einen Feind dieser Grösse zu haben, auch wenn man sich tausende Kilometer voneinander entfernt befindet.

Mit dem zweiten Achsenpartner Italien war es schon wesentlich schwieriger, sich zu einigen. Sowohl für die italienische Wirtschaftskraft als noch vielmehr für die Kampfkraft seiner Soldaten liess sich bei einem Abziehen deutscher Soldaten aus ihren Einflusskreisen Schlimmstes befürchten. Der Italienische Duce Mussolini wusste um den Wert deutscher Truppen, die seine Expansionspläne erst ermöglichten. Seine Abenteuer in Nordafrika wie auch auf dem Balkan wären ohne das Eingreifen deutscher Truppen schon sehr blutig zu Ungunsten der Italiener beendet gewesen. Umso grösser war seine Furcht vor dem, was passieren würde, wenn die deutschen Soldaten aus diesen Ländern abgezogen werden würden. Da sein deutscher Partner, der Führer, nun tot war, konnte er es sich gar nicht leisten, die Deutschen vor den Kopf zu stossen. Die deutsche Zusage, sich bis zu einem Sieg gegen England nicht aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen, liess ihm erst einmal Zeit, seine Pläne längerfristig zu überdenken. Ein nach der Kündigung des Achsenabkommen durch die Deutschen angebotener Freundschaftsvertrag mit hohen Finanzspritzen für die italienische Wirtschaft stimmte ihn aber gnädig. Mit diesen Segnungen deutscher Wirtschaftspolitik versehen, würde es ihm auch für die nächsten Jahre vergönnt sein, in Italien an der Macht zu bleiben.

Kapitel 14

Positive Reaktionen in Deutschland

Nach der Radioansprache von Erwin Rommel am 10. Juni 1941 schossen die Spekulationen innerhalb der deutschen Bevölkerung erst einmal ins Bodenlose. Die Nachricht, dass der Führer Adolf Hitler bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sein sollte, löste allgemeine Bestürzung aus. Acht Jahre nach der Machtergreifung der NSDAP war damit die vermeintliche Gai-lionsfigur dieser Partei, plötzlich von der politischen Bühne verschwunden. Da mit Hitler auch seine engsten Vertrauten Herman Göring, Josef Göbbels und Heinrich Himmler abgestürzt waren, war die oberste Führung fast ausgelöscht. Da durchgesickert war, dass die verbliebenen Spitzenpolitiker, wie der Aussenminister Joachim von Ribbentrop, Reinhard Heydrich oder Martin Bormann, um nur einige zu nennen, ebenfalls verhaftet worden waren, konnte man davon ausgehen, dass die neue deutsche Regierung mit der alten gnadenlos abrechnen würde. Diese Unsicherheit in der Bevölkerung konnte nur dadurch gelindert werden, dass die neue Regierung aus bekannten und teilweise als Helden verehrten hohen Persönlichkeiten aus der militärischen Führung bestand. Da die Presse und das Radio in Deutschland nach wie vor gleichgeschaltet waren, konnte man auch hier keinerlei neue Informationen gewinnen. Selbst wer den verbotenen englischen Radiosender BBC verfolgte, konnte hier nichts Neues in Erfahrung bringen, da auch die Engländer nichts wussten. So war man vollkommen erstaunt, als man am Morgen des 13. Juni 1941 in Deutschland die Zeitungen aufschlug und lesen durfte, dass am Vortag die neue Regierung vereidigt worden war. Für den 14. Juni 1941 um 20

Uhr am Abend wurde eine Radioansprache des neuen Präsidenten Erwin Rommel angekündigt. Achtzig Millionen Deutsche sassen am Abend vor den Radioapparaten und warteten auf seine Ansprache.

«Meine lieben Mitbürger, Soldaten an allen Frontabschnitten und Menschen deutscher Nation,

am 10. Juni 1941 wurde unser geliebter Führer Adolf Hitler heimtückisch in seinem Flugzeug von englischen Kampfflugzeugen vom Himmel geschossen. Die zu seinem Schutz abgestellten deutschen Jagdflugzeuge kämpften aufopferungsvoll um das Leben des Führers, mussten aufgrund der Überlegenheit der Anzahl englischer Flugzeuge aber mitansehen, wie die Maschine des Führers abstürzte. Sie entkamen nur knapp den englischen Maschinen und leiteten, an ihren Stützpunkten angekommen, sofort eine Bergungsaktion zur vermeintlichen Rettung eventuell überlebender Personen des Flugzeugabsturzes ein. Da sich die Absturzstelle in einem entlegenen Waldgebiet befindet, erreichten die Rettungskräfte erst am 11. Juni die Absturzstelle. Leider gab es keine Überlebenden, die Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Anhand unverwechselbarer anatomischer Merkmale konnte die Leiche des Führers zweifelsfrei ermittelt werden und ist, entsprechend seinem Wunsch zu Lebzeiten, ohne Feierlichkeiten auf dem Friedhof seines Geburtsortes in der Ostmark bestattet worden. Die Mörder unseres Führers konnten ihren feigen Anschlag nicht mehr feiern, sie wurden noch vor Verlassen des Reichsgebietes von der deutschen Luftwaffe gestellt und im Kampf niedergeworfen. Leider mussten wir, die neue deutsche Regierung, in der Analyse des Attentates feststellen, dass die Luftabwehr, für die Reichsmarschall Göring verant-

wortlich war, vollkommen unzureichend war. Erst diese Fehlleistungen ermöglichten den feigen Anschlag. Da es auch in anderen Teilen der Wehrmacht zu politisch bedingten Fehlentwicklungen gekommen ist, sieht sich die neue Regierung veranlasst, die Verursacher dieser Fehler in Haft zu nehmen. In diesem Zusammenhang wird die gesamte Organisation der SS verboten und durch die Wehrmacht ersetzt. Wer innerhalb der alten Regierung oder der SS Verbrechen gegen das deutsche Volk begangen hat, wird sofort verurteilt. Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden mit dem sofortigen Tod bestraft. Dieser Säuberungsprozess ist leider notwendig, um Schaden vom deutschen Volk abzuwenden.

Ich, Erwin Rommel, Präsident des deutschen Volkes, strebe ein machtvolles, aber friedliches Deutschland an. Nach dem baldigen Sieg gegen England wird Deutschland Friedensverhandlungen auf dem ganzen Kontinent Europas beginnen. Bis dahin bitte ich alle Bürgerinnen und Bürger in ihren jeweiligen Berufen, sich mit maximaler Schaffenskraft dafür einzusetzen, den Krieg gegen England zu einem glücklichen Ende für uns Deutsche zu bringen. Ein Volk von 80 Millionen Deutschen muss in der Lage sein, dem Vormachtstreben Englands Einhalt zu gebieten.

Da wir für diese Aufgabe noch einige Zeit brauchen werden, verkünde ich die Demobilisierung von zwei Millionen Soldaten, die nach Hause zurückkehren werden.

Weiterhin hebe ich hiermit die Nürnberger Rassengesetze auf und negative Handlungen gegen jüdische Mitbürger werden ab sofort unter schwerste Strafe gestellt.

Liebe Mitbürger, es liegt nun an jedem Einzelnen von euch, an einem neuen und besseren Deutschland tatkräftig mitzuwirken.»

In ganz Deutschland brach nach der Rede von Erwin Rommel spontaner Jubel aus. Der Frieden schien in eine greifbare Zukunft zu rücken. Die Menschen warteten ungeduldig darauf, ihre Brüder, Väter und Söhne wieder in die Arme schliessen zu dürfen. Dieser Krieg hatte schon zu viele Opfer gekostet, als dass er noch hätte endlos weitergehen können. Die deutsche Bevölkerung war der neuen Regierung unendlich dankbar dafür, bald wieder in ein normales Leben zurückkehren zu können.

Kapitel 15

Theo auf hoher See, Maria im Krankenhaus, Deutschland im Wandel

Nach dem Ende seines Urlaubs begab sich Theo wieder nach Brest zu seinem U-Boot. Hier erhielt er wieder den Befehl, auszulaufen und mitten im Atlantik die Geleitzüge zu stellen. Wie alle anderen Mannschaftsmitglieder wartete man gespannt auf die zweite angekündigte Radioansprache von Erwin Rommel, die über Langwelle empfangen werden konnte. Man hatte mit dem neuen Radar sehr genau festgestellt, dass keinerlei feindliche Aktivitäten festzustellen waren, sodass man sich, ohne unachtsam sein zu müssen, der Radioansprache widmen konnte.

Maria, an der Seite ihres Chefarztes Professor Doktor Melchow, alle Schwestern, die abkömmlich waren und fast alle Patienten verfolgten die Ansprache in der grossen Kantine des Krankenhauses. Kein Stuhl war mehr frei und die Leute drängten weiter unaufhaltsam in den Saal. Für alle bettlägerigen Patienten waren Radios auf den Stationen angeschaltet worden. Um Punkt 17 Uhr begann auf der deutschen Welle die Live-Übertragung aus der neuen Reichskanzlei.

Nur das Knistern der Radioübertragung gab davon Zeugnis, dass sowohl im U-Boot und auch Krankenhaus die Menschen wie paralysiert die Rede in sich aufnahmen. Die Menschen schienen erst langsam zu begreifen, dass die schlimme Judenpolitik beendet, die SS verboten und der Angriffskrieg gegen Russland in letzter Sekunde gestoppt worden waren und die vielen Soldaten an den verschiedenen Fronten nun bald wieder

nach Hause kommen würden können. Die Menschen im Krankenhaus und die Soldaten auf dem U-Boot klatschten in die Hände oder schrien vor Glück. Dieser unselige Krieg sollte bald beendet werden und man sah sich in nicht allzu weiter Ferne in Friedenszeiten versetzt. Nach der Rede strömten alle auseinander und versuchten, das Gehörte zu verarbeiten.

Theo hatte Mühe auf dem U-Boot den normalen Dienstofftag wieder in Gang zu bringen. Er wusste, dass er zusammen mit der restlichen U-Boot-Flotte noch einige Zeit brauchen würde, um diesen Krieg gegen England erfolgreich abzuschliessen. Seine Gedanken kreisten um Maria und seinen Sohn Klaus, von denen er hoffte, sie in naher Zukunft wieder öfter sehen zu können. Es sollte ihm also vergönnt sein, seinen Sohn aufwachsen zu sehen, ohne befürchten zu müssen, später an irgendwelchen Fronten als Kanonenfutter verheizt zu werden. Dazu seine attraktive Maria, die er bald täglich, bewundern durfte.

Marias Gedanken im heimatlichen Danzig waren ähnlicher Natur, nur dass sie mit Schrecken daran denken musste, bis mindestens zur Niederlage Englands ihren Mann mit der Kriegsmarine teilen zu müssen. Sie hoffte, dass dieses neue U-Boot ihres Mannes wirklich so gut war, damit sie die Möglichkeit haben würde, nach Beendigung des Krieges noch viele gemeinsame Jahrzehnte mit Theo erleben zu dürfen.

So waren sie, tausende von Kilometern voneinander entfernt, in Gedanken, ständig beieinander.

Kapitel 16

Fachleute wieder da

Nachdem die Pläne der neuen deutschen Regierung unter Präsident Erwin Rommel der Öffentlichkeit bekannt gegeben worden waren, kehrte Ende Juni 1941 eine Beruhigung in der deutschen Bevölkerung ein. Die ersten Soldaten kehrten von der Front in ihre Heimatgemeinden zurück und berichteten von den Fronterfahrungen. Dabei war leider nicht mehr zu verbergen, wie unmenschlich die SS in den besetzten Gebieten auf obersten Befehl, mit den Juden, Sinti und Roma umgegangen war. Es herrschte allgemeine Zustimmung in der Bevölkerung darüber, dass die dies bestimmenden Gesetze aufgehoben worden waren. Noch viel mehr erschreckte die Bevölkerung, dass die Soldaten erzählten, man habe kurz vor einem Krieg mit Russland gestanden. Da der Grossteil der demobilisierten Soldaten von der deutsch-russischen Grenze zurückkam, musste dies wohl stimmen. Zu Hause angekommen war man dankbar, seine lieben Familienangehörigen wieder unversehrt in die Arme schliessen zu können. Für die deutsche Wirtschaft waren diese ehemaligen Soldaten noch viel wertvoller, da diese hochqualifizierten Arbeitskräfte ab sofort an ihren alten Arbeitsstellen wieder eingesetzt werden konnten. Bis Ende August 1941 waren somit zwei Millionen Arbeiter, Ingenieure und Bauern hochmotiviert an ihre alten Arbeitsstätten zurückgekehrt. Sie wussten sehr genau, dass sie dem sicheren Tod an alten und vor allem neuen Kriegsschauplätzen entkommen waren und setzten alles daran, ihren verbliebenen Kameraden mit Hilfe ihrer Arbeit dies auch bald zu ermöglichen. So schwoll der Strom der Arbeiter in Deutschland an und war begierig, die Pläne der

neuen Regierung an ihren jeweiligen Produktionsabschnitten umzusetzen. Es verblieben aber immer noch eine Million Soldaten in Afrika, auf dem Balkan, den Nordländern und entlang der Kanalküste in Frankreich, die darauf hofften, auch bald nach Hause kommen zu dürfen. Sie waren die Garantie dafür, dass der Krieg nicht ins deutsche Kernland griff, von vereinzelt Bombenangriffen der englischen Luftwaffe auf deutsche Städte abgesehen. Der Grossteil der Soldaten, der von der russischen Grenze zurückkam und noch nicht nach Hause gehen konnte, wurde an die Westfront zurückverlegt. Sie sorgten dafür, dass, von vereinzelt Luftangriffen abgesehen, die Engländer genug damit beschäftigt waren, ihre Insel gegen einen vermeintlichen Angriff zu verteidigen.

Die deutschen Soldaten mussten dies noch mit altem Kriegsgerät verrichten, was es nicht einfacher machte, die Front auf ihrem bisherigen Niveau ruhig zu halten. Genau mit dieser Ruhe an der Front rechnete aber die neue deutsche Regierung. Dies war zwingend erforderlich, um die neuen Waffen, von der Entwicklung und Planung schliesslich bis hin zur Serienreife, ab etwa Mitte 1943 der Wehrmacht voll funktionsfähig zur Verfügung stellen zu können. Diesem Ziel, mit einer relativ kleinen, aber hochmodern gerüsteten Armee von einer Million Soldaten England niederzuringen, war bis Mitte 1943 alles untergeordnet. So machten sich die klügsten Köpfe Deutschlands daran, in enger Abstimmung mit den Militärs, diese Waffen zu ersinnen und in letzter Konsequenz damit Europa unter deutscher Führung zu befrieden.

Wunderwaffen

In der neuen deutschen Regierung war man sich darüber einig, dass ein Sieg gegen England eine vollkommene Luftüberlegenheit erforderte. Schon allein dadurch begründet, dass die englische Marine dreimal so gross war wie die deutsche, war die Luftüberlegenheit zwingend erforderlich, wollte man England besetzen. In Erinnerung an die verlorene Luftschlacht über England im Jahr 1940, bestanden daher vier Hauptaufgaben für einen zukünftigen Angriff:

1. Ein neues Radarsystem musste entwickelt werden, das es den eigenen Piloten ermöglichte, in Echtzeit Informationen darüber zu erhalten, wo und mit wie vielen Maschinen der Gegner in der Luft war.
2. Eigene Flugzeuge mussten beschafft werden, die schneller waren, eine grössere Reichweite und einer höhere Gipfelhöhe hatten als die des Gegners. Diese Flugzeuge mussten für das gegnerische Radar nahezu unsichtbar sein, und daher mit einer Art Tarnkappenmodus ausgerüstet werden. Davon musste ein Flugzeugtypus als Jäger konzipiert und der andere als viermotoriger Bomber ausgelegt sein. Sowohl der Jäger als auch der Bomber mussten mit einer Art Luft-Luft-Rakete ausgerüstet sein, um feindliche Flugzeuge auch auf grössere Distanz vernichten zu können.
3. Boden-Luft-Raketen mussten existieren, die gegnerische Flugzeuge vom Boden aus abschiessen können.

4. Als besonderen Trumpf benötigte man ballistische Raketen, die ferngesteuert eine Tonne Sprengstoff zu einem beliebigen Ziel des Gegners bringen könnten und mit einer maximalen Abweichung von 500m bei einer Reichweite von 400 km abzuschossen sein sollten.

Schon im Dezember 1941 bzw. Januar 1942 waren die Entwicklungen zur vollsten Zufriedenheit von Erhard Milch und Ernst Udet, die verantwortlich für die Luftwaffe waren, abgeschlossen, sodass man an den Bau bzw. die Erprobung dieser Muster denken konnte.

Das Radarsystem stellte dabei die AEG Telefunken durch das Modell Weitblick 150 bereit. Dieses System ermöglichte es, über drei mobile Stationen auf Mercedes-LKW montiert im Dreiecksverfahren Freund- und Feind-Maschinen bis auf eine Entfernung von 150 km im Luftraum erfassen zu können.

Die Aufstellzeit für diese mobilen Radaranlagen betrug nur zwölf Stunden. Versuche ergaben, dass, je nach Beschaffenheit der Landschaft, Flugzeuge ab einer Höhe von 25m bis zu einer Höhe von 12 km vollkommen lückenlos erfasst werden konnten. Dabei waren jeweils drei geschulte Radarauswerter pro LKW in der Lage, mit den anderen Stationen per Funk verbunden, zielgerichtet bis zu 100 Flugzeuge punktgenau auf den Gegner zuführen zu können. Bei einer Erprobung in der Lüneburger Heide waren Erhard Milch und Ernst Udet derart begeistert von der Anlage, dass sie der AEG den Auftrag zur Herstellung von 100 mobilen Stationen dieses Typs gaben. Da der Stückpreis dieser Anlage mit einem Budget von 25.000 RM noch als relativ günstig einzustufen war, hatte man hier ein erstklassiges Produkt erhalten. Die AEG sicherte zu, diese 100

Stationen nach Vorgaben der Luftwaffe im ganzen Reichsgebiet bis Anfang 1943 aufgestellt zu haben. Das Personal der Luftwaffe sollte bis Mitte März 1943 daran ausgebildet sein. Damit war eine lückenlose Erfassung des deutschen Reichsgebietes und besetzter Gebiete bis Mitte 1943 abgesichert.

Bei den Flugzeugen kristallisierten sich zwei Flugzeuge heraus. Bei dem Abfangjäger machte die Firma Messerschmitt mit der Me 262 das Rennen. Sie war mit den geforderten Strahl-Triebwerken ausgerüstet, die die Firma BMW lieferte. Das Flugzeug erreichte nahezu die Schallgeschwindigkeit von 950 km/h, 12 km Gipfelhöhe und war mit einer Reichweite von 2.000 km perfekt auf die Anforderungen der Luftwaffe zugeschnitten. Leider konnten die Tarneigenschaften in der Kürze der Zeit nicht mehr umgesetzt werden, um die Indienststellung bis Anfang 1943 nicht zu gefährden. Der Jäger war neben diversen Bordkanonen mit der neu entwickelten Henschel Luft-Luft-Rakete (Schmetterling) ausgestattet. Diese Raketen waren in der Lage, andere Flugzeuge bis auf 16 km Entfernung, nach optischer Justierung mit dem Zeiss Zielgerät, zu vernichten. Jede Me 262 führte zwei dieser Raketen mit.

Als Bomber für die Luftwaffe hatte sich der Nurflügler der Gebrüder Horten, die HO 229, durchgesetzt. Da er aufgrund seiner hervorragenden Flugeigenschaften nur zwei Triebwerke benötigte, sah die Luftwaffe vorerst vom geplanten viermotorigen Bomber ab. Die technischen Eigenschaften der HO 229 waren auch so beeindruckend genug. Das Flugzeug erreichte eine Geschwindigkeit von 990 km/h, eine Gipfelhöhe von 15 km und eine Reichweite von ebenfalls 2'000 Kilometern. Die Bombenlast, die die HO 229 mitführen konnte, betrug sagenhafte vier Tonnen. Da die Radarsignatur dieses futuristisch aussehenden Flugzeugs nur 50% eines herkömmlichen Bombers be-

trug, war es, wenn es erst einmal in der Luft war, nur noch sehr schwer zu orten. Im Flugzeugrumpf verborgen waren wie bei der ME 262 zwei Luft-Luft-Raketen untergebracht, die bei Bedarf auf gegnerische Flugzeuge abgefeuert werden konnten. Dieses revolutionäre Flugzeug war anderen Flugzeugen seiner Zeit so weit voraus, dass es als höchstunwahrscheinlich erschien, dass es von anderen Flugzeugen überhaupt in Gefahr gebracht werden konnte. Bis zum Jahr 1945 sollte zu diesem Flugzeugtyp noch der Horten HO XVIII, ein viermotoriger Langstreckenbomber (Amerika Bomber), hinzukommen, der zwei Piloten den Hin- und Rückflug gestatten sollte, ohne dabei auftanken zu müssen.

Sowohl für die Me 262 und als auch für die HO 229 waren bis Anfang 1943 200 Maschinen zugesagt.

Die Weiterentwicklung der Henschel HS 117 (Schmetterling) als Boden-Luft-Rakete in Verbindung mit dem Radargerät der Firma Telefunken, dem Weitblick 150, ermöglichte bis 1943 ein lückenloses Erfassen des Flugverkehrs entlang der Reichsgrenzen. Sollte es doch einmal einem gegnerischen Flugzeug gelingen, in den deutschen Luftraum einzudringen, würde es umgehend erfasst und von den Boden Luft Raketen abgeschossen werden.

Für Tiefflieger entwickelte die HASAG AG die sogenannte Fliegerfaust, die von nur einem Mann, ähnlich wie eine Panzerfaust, abgeschossen werden konnte.

Das Prunkstück der deutschen Luftwaffe sollte aber die ballistische Rakete A4, von Wernher von Braun werden. Bereits seit 1932 forschte er zusammen mit Kollegen an dem Bau einer solchen Rakete. Seit 1934 von der Wehrmacht unterstützt, entwickelte er auf der Ostsee-Halbinsel Usedom, in Peenemünde,

seine Raketen. Da er in allen Konstruktionspunkten Neuland betrat, war dieses Projekt mit Abstand das teuerste der Wehrmacht. Der Erstflug einer A4 fand am 3. Oktober 1942 statt und war ein beeindruckendes Schauspiel. Diese mächtige Rakete erhob sich mit einem ohrenbetäubenden Lärm und zog einen Feuerschweif hinter sich her, sodass man dachte, das Jüngste Gericht wäre angebrochen. Mit fünffacher Schallgeschwindigkeit erreichte sie eine Gipfelhöhe von 85 km, um drei Minuten später mit einem Donnerknall im Meer vor der Halbinsel Heia, wie berechnet, wieder die Erde zu erreichen. Dieses Wunderwerk der Technik war in der Lage, in sechs Minuten einen beliebigen Punkt des Gegners innerhalb einer Reichweite von 400 km und mit einer Streuung von 500m zu erreichen. Die Summe des zu tragenden Unglücks für den Gegner betrug dabei eine Tonne Sprengstoff. Gegen diese modernste aller Waffen gab es praktisch keine Abwehrchance. Bis Mitte 1943 sagte Wernher von Braun zu, 50 Raketen inklusive mobiler Startrampen bereitstellen zu können.

Für die weiter entfernten Ziele war eine sogenannte A10-Rakete geplant, die genau wie der viermotorige Horten-Bomber bei Bedarf Amerika erreichen konnte.

Mit diesen Massnahmen war die Luftwaffe, wie gefordert, bis Mitte 1943 in der Lage, die totale Luftherrschaft über England erringen zu können.

Kapitel 18

Neue Waffen bei der Marine und dem Heer

Die Marine hatte es ungleich schwerer als die Luftwaffe, Neuentwicklungen in der Kürze der Zeit umzusetzen. Zum einen, weil Neukonstruktionen von Schiffen schon aufgrund ihrer Grösse viel länger brauchten als ein vergleichbares Flugzeug. Dazu kam noch der lange Machtkampf innerhalb der Marine, ob Grosskampfschiffe, wie es Admiral Raeder befürwortete, oder die U-Boot-Flotte, wie von Admiral Dönitz gewünscht, der bessere Garant für einen Erfolg gegen England seien. Diese Streitfrage konnte nur von dem obersten Befehlsherrn, Präsident Erwin Rommel, entschieden werden. Nach dem Abwägen von allen Fürs und Widers entschied er sich für den Ausbau der U-Boot-Flotte, gemäss den Vorschlägen von Karl Dönitz. Diese neuen U-Boote waren billiger als Grosskampfschiffe, schneller zu bauen und in ihrer Wirkung den Grosskampfschiffen ebenbürtig. Lediglich zwei Flugzeugträger sollten neu- bzw. weitergebaut werden. Zu dem bereits begonnen Flugzeugträger Graf Zeppelin (Bau ab November 1933 begonnen) sollte bis 1945 noch der Flugzeugträger Lilienthal kommen. Ausschlaggebend gegen die Grosskampfschiffe war nicht zuletzt der schmerzliche Untergang der Bismarck im Mai 1941, die von vermeintlich kleinen Flugzeugen mit Torpedos erst manövrierunfähig geschossen worden war, um dann von anderen Schiffen der englischen Marine versenkt zu werden. Hier war nur zu deutlich geworden, dass die Seekriegführung mit dieser Art von Schiffen der Vergangenheit angehörte. Die anderen schon gebauten Grosskampfschiffe wie die Tirpitz, die Gneisenau und die Scharnhorst, um nur einige zu nennen, wurden umgehend mit

neuen Waffen nachgerüstet. Dazu gehörte das der Marine angepasste Radar von Telefunken mit dem Namen Weitblick, das Unterwasser-Horchsystem Nibelungen und das Flugzeugabwehrsystem HS 117 (Schmetterling), mit dem man sowohl andere Schiffe aber auch Flugzeuge bis auf eine Entfernung von 16 km bekämpfen konnte. Diesen nachgerüsteten Überwasserschiffen sollte die neueste Entwicklung, der U-Boot-Waffe, in Nichts nachstehen.

Das nach seinem Erfinder, dem Ingenieur Walter, benannte U-Boot XXI war eine komplette Neukonstruktion, das in einer Segmentbauweise hergestellt werden sollte. Im Gegensatz zu den alten U-Booten, die ihre Ziele vorwiegend über dem Wasser erst einmal erreichen mussten, um dann unter der Wasseroberfläche in die Konvois einzusickern und für einen begrenzten Zeitraum diese knapp unter der Meeresoberfläche bekämpfen konnten, waren die neuen U-Boote richtige Tauchboote. Aufgrund ihrer fischähnlichen Form erreichten sie unter Wasser eine höhere Geschwindigkeit als über Wasser. Der neuartige Elektroantrieb mit Wasserstoffperloxyd ermöglichte eine Fahrt von drei Tagen unter Wasser und eine Reichweite von 630 km. Das neue Boot war 80 m lang, 6,6 m breit und für eine maximale Tauchtiefe von 220 m ausgelegt. Es hatte eine Besatzung von 57 Mann und konnte mit Hilfe der beiden MAN-Diesels über Wasser 33,5 km/h und unter Wasser mit dem Elektroantrieb 42,5 km/h schnell fahren. Das gesamte Boot war mit einem Gummiüberzog getarnt, der es dem Gegner unmöglich machte, das Boot einzupeilen und mit Wasserbomben zu vernichten. Das Boot war in der Lage, 28.700 km weit zu fahren, ohne neuen Brennstoff aufnehmen zu müssen. Mit dieser Reichweite war es möglich, alle Operationsgebiete zu erreichen und wochenlang das Durchfahren von Konvois in seinem Be-

reich zu verhindern. Mit dem verbauten Horch-System Nibelungen war man befähigt, gegnerische Schiffe bzw. Konvois bis zu einer Entfernung von 70 km aufspüren zu können. War der Konvoi dann erreicht, war es möglich, mit dem neuen Langstreckentorpedo (Stichling) die Schiffe aus einer Entfernung von bis zu 5 km zu bekämpfen. Der Beschuss der Schiffe konnte dabei unter der Wasseroberfläche bis zu einer Tiefe von 70 m durch das sogenannte Programmschiessen erfolgen. Dabei wurden laufend Horchimpulse in den Torpedorechner eingearbeitet und jegliche Veränderungen in der Fahrt des Gegners berücksichtigt. So erreichte man eine errechnete Trefferquote von 90%, die sich später als richtig erweisen sollte. Die Kriegsschiffe, die die Konvois schützen sollten, waren machtlos, da sie die U-Boote nicht orten konnten und selbst wenn ihnen dies gelang, wären die neuen U-Boote unter Wasser schneller als ihre Gegner über Wasser gewesen. So war ein Ablaufen vom Gegner unter Wasser möglich und selbst die Fregatten und Korvetten des Gegners waren Ziele, die man ohne Probleme abschiessen konnte, sollte dies erforderlich werden. Die letzte Bedrohung der U-Boote durch Feindflugzeuge wurde durch das Radarsystem Schwalbe stark reduziert. An einem Seekabel an der Wasseroberfläche treibend mit dem U-Boot verbunden, konnten Flugzeuge in einer Entfernung von bis zu 30 km geortet werden (Freund-Feind-Erkennung möglich) und auf sichere Tiefen abgetaucht werden. War ein Abtauchen nicht mehr möglich, konnte auch hier mit der HS 117 (Schmetterling) das Flugzeug oder Schiff aktiv bekämpft werden. Dabei wurde die Rakete in einer Art Unterwasserblase aus dem Schiff nach oben herauskatapultiert und über der Wasseroberfläche setzte dann der Raketenantrieb ein. Dies war bis zu einer Tauchtiefe von 15 m möglich und sollte bald die Gegner in Angst und Schrecken versetzen. Bis Mitte 1943 war es zwar mit grössten Anstrengungen

verbunden, jedoch wurden Karl Dönitz und Günther Prien 100 neue U-Boote vom Typ Walter inklusive voll ausgebildeter Besatzungen zugesagt. Da auch die Grosskampfschiffe bis zu diesem Zeitraum nachgerüstet sein sollten, waren die Beschlüsse der neuen Regierung in Hinsicht auf die Marine damit fristgemäss erfüllt.

Die Landstreitkräfte der Wehrmacht (500.000 Soldaten) stellten in der Zwischenzeit ihre Einheiten komplett auf motorisierte Verbände um. Sämtliche Truppenteile bekamen neue LKW, Motorräder und die neuesten Heckler Maschinenpistolen. Sie waren somit hochmobil und konnten neue Ziele auf dem Land in kürzester Zeit erreichen. Dazu kam noch die Indienststellung des neuen Panzer Tiger 2 (Königtiger). Er wog 50t, war 60 km/h schnell und hatte eine Reichweite von 250 km. Seine abgeschrägte reaktive Panzerung liess gegnerische Geschosse abgleiten bzw. zwischen den Panzerplatten explodieren. So war die Besatzung maximal geschützt und konnte ihrerseits mit der mächtigen 8,8 cm Kanone gegnerische Panzer auf eine Entfernung von bis zu 4 km bekämpfen. Ein Ausgleichsgyroskop bewirkte ausserdem, dass der Panzer bei voller Fahrt schiessen konnte und jede Veränderung der Lage des Tigers bzw. Gegners berücksichtigt wurde. So konnte selbst bei maximaler Geschwindigkeit, eine 50%ige Treffergenauigkeit erzielt werden. Damit war der Tiger 2 den anderen Panzern seiner Zeit weit voraus und konnte den Gegner schon bekämpfen, wenn dieser ihn gerade einmal wahrgenommen hatte. Parallel dazu wurden gepanzerte Truppentransporter von der Firma Porsche mit der Bezeichnung Luchs 1 gebaut, die zwölf Soldaten Schutz auf dem unmittelbaren Schlachtfeld boten. Vom Tiger 2 sollten bis Sommer 1943 300 Stück verfügbar sein, vom Transportpanzer Luchs 250 Stück.

Alle Projekte dieser Waffentypen unterlagen strengster Geheimhaltung, um den Überraschungseffekt beim Angriff auf England zu erhöhen. Es war strengstens untersagt, die Waffen vor dem Tag X am Gegner zu testen.

Kapitel 19

Aussenpolitik in den Jahren 1942 bis Mitte 1943

Am 07.12.1941 sah die deutsche Regierung, wie alle anderen Regierungen in der Welt, vollkommen fassungslos, wie die Japaner den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbor angriffen. In einer von Flugzeugträgern der kaiserlichen Marine ausgeführten Aktion wurde der Stützpunkt fast vollständig zerstört. Der ehemalige Bündnispartner Japan entfesselte damit im asiatisch-pazifischen Raum einen neuen Krieg, um seinen Vormachtbestrebungen in diesem Teil der Welt Nachdruck zu verleihen. Da eine solche Aktion nicht über Nacht erfolgen konnte, musste, nach Aussagen deutscher Militärs, mit den Planungen schon Anfang 1940 begonnen worden sein. Dies betraf noch eine Zeit, in der Deutschland mit seinem ehemaligen Bündnispartner Japan gültige Beistandsabkommen gehabt hatte. Damit wäre eine deutsche Kriegserklärung an die USA und umgekehrt zwangsläufig gewesen und, gleichbedeutend, der Kriegseintritt der Amerikaner in Europa. Wie schon im ersten Weltkrieg hätten die Amerikaner ihre schier unendlichen wirtschaftlichen und militärischen Ressourcen auffahren können, um den Engländern zu helfen. So waren sie jetzt gezwungen, ihren eigenen Machterhalt im asiatisch-pazifischen Raum abzusichern und alle Anstrengungen darauf zu richten, Japans Militär zurückzuschlagen. Es würde eine geraume Zeit dauern, bis die USA die Möglichkeit hätten, sich intensiver mit Europa zu beschäftigen. Man kann davon ausgehen, dass es eine sehr kluge Entscheidung der deutschen Regierung gewesen war, den Achsenpakt mit Japan aufzukündigen. So konnte man in aller Ruhe als neutraler Beobachter mitverfolgen, wie Amerika alle

Anstrengungen unternahm, das Expansionsstreben der Japaner zu unterbinden und den Krieg gegen Japan zu gewinnen. Genau diese Zeit brauchte Deutschland, um einen Sieg gegen England zu erzwingen.

Auch in Russland nutzte man die Zeit nach der Beinahe-Katastrophe des deutschen Überfalls, um die Hausaufgaben zu machen. Bis Ende 1943 war vorgesehen, die Rote Armee umzubauen und auf den Weg ins 20. Jahrhundert zu bringen. Stalin unterliess weitere Säuberungen innerhalb der Roten Armee und liess alle Grenzen des Landes ausbauen und absichern. Die neue deutsche Regierung hatte einen Überfall auf sein Land in letzter Minute verhindert, bestand aber zu einem grossen Teil aus Militärs, denen Stalin nicht trauen wollte oder konnte. Der Hitler-Stalin-Pakt mit geheimem Zusatzprotokoll bestand zwar weiterhin, Stalin war sich aber nicht sicher, wie lange dieser noch halten würde. Bis dahin unternahm er alle Anstrengungen, um den Vertrag bis ins kleinste Detail von russischer Seite aus zu erfüllen. Er behielt sich die Option vor, um nach der Restrukturierung der Roten Armee bis Ende 1943 seinen Machtbereich ins deutsche Hoheitsgebiet auszudehnen. Seine Militärstrategen beauftragte er, mit ersten Vorplanungen für eine Besetzung deutscher Gebiete zu beginnen.

Vorerst war er mehr damit beschäftigt, seine Grenzen im asiatisch-pazifischen Raum abzusichern, da er befürchtete, die Japaner könnten die schwache Rote Armee reizen, um sich an den Bodenschätzen Russlands an diesen Stellen zu bedienen. China und die Mongolei bildeten hier nur schwache Ablenkungen, da die Japaner schon grosse Teile Chinas besetzt hatten und mit Mandschukuo einen eigenen Satellitenstaat errichtet hatten. Es dürfte daher nicht lange dauern, bis die Japaner an die russische Tür klopfen würden. Auch jenseits des Urals wur-

de die Rote Armee daher aufgerüstet, um einen Überfall der Japaner zurückschlagen zu können. Schwachstellen im russischen Plan- und Mangelsystem verhinderten allerdings einen schnellen Umbau der Roten Armee in allen Landesteilen. Auch grösster politischer Druck mit im Ergebnis schlimmen Folgen für die Arbeiter in den russischen Rüstungsbetrieben konnte nichts daran ändern, dass die russische Planwirtschaft unfähig war, der Roten Armee schnell eine bessere Ausrüstung zur Verfügung stellen zu können. Wie sollten die Arbeiter und Ingenieure grössere Erfolge in der Produktion erzielen, wenn es schon an den notwendigsten Materialien mangelte? Wenn zu diesen Dingen noch hinzukam, dass die Menschen aufgrund von Misswirtschaft in der Landwirtschaft bzw. dem Kolchosen-System hungerten, so war es nur zu verständlich, dass die Produktionszahlen weit hinter den Plänen zurückblieben. So war die Umstrukturierung der Roten Armee Ende 1943 noch lange nicht abgeschlossen und bei der Verteidigung des Landes bzw. Erweiterung Russlands um neue Gebiete war, wie schon im Krieg 1939 gegen das kleine Finnland, weiter mit blutigen Verlusten zu rechnen. Dies wusste Stalin sehr genau und es hielt ihn daher vorerst davon ab, seinen Machtbereich zu erweitern.

In England war man unter seinem neuen Premierminister Winston Churchill mehr als beunruhigt über die neuen weltpolitischen Entwicklungen. In Russland wurden nicht wie erhofft starke deutsche Verbände gebunden, Amerika hatte mit den Japanern mehr als genug vor der eigenen Haustür zu tun und die deutsche Wehrmacht verhielt sich, über das ganze Jahr 1942 hin betrachtet, mehr als ruhig. An allen Frontabschnitten war die Lage mit dem Amtsantritt der neuen deutschen Regierung so erhalten geblieben, wie sie war, und Deutschland machte keinerlei Anstalten, dies zu ändern. Dem englischen Nachrich-

tendienst war nicht verborgen geblieben, dass die deutsche Industrie auf Hochtouren lief, nirgendwo an der Front aber begannen die Deutschen mit einer Offensive oder waren neue Waffentypen zu sehen. So sehr man sich bemühte, die Deutschen mit Luftangriffen aus der Reserve zu locken, stets kamen die altbekannten Messerschmitt- oder Focke-Wulf-Flugzeuge, um die Angreifer allein aufgrund der schiereren Masse ihrer Flugzeuge vom Reichsgebiet abzudrängen. Der grossen englischen Marine ging es nicht besser, sie bekam gar nicht erst die Gelegenheit, sich mit grossen deutschen Marineverbänden zu messen. Diese waren wie vom Erdboden verschwunden und die U-Boote griffen im Atlantik nur noch vereinzelt Konvois an. Man hatte den Eindruck, als ob die Deutschen etwas Grosses planten, konnte aber auf keinem Kanal etwas Näheres erfahren.

Da die Versorgungsgüter aus den Kolonien und Kanada relativ unbelästigt von der deutschen Marine England erreichten, war man in der Lage, die Landesverteidigung auszubauen. Das Radarsystem, das sich in der Luftschlacht von 1940 als so gut erwiesen hatte, wurde weiter ausgebaut, die den Deutschen überlegenen englischen Spitfire-Maschinen in grösserer Zahl angeschafft. Als neuer Bomber wurde die Lancaster ARRO 683 1942 in Dienst gestellt. Sie war ein viermotoriger Bomber mit einer Besatzung von sieben Mann. Bei einer Gipfelhöhe von 7.467 m, war das Flugzeug 448 km/h schnell, hatte eine Reichweite von 2.675 km und konnte eine Bombenlast von 6,5 t transportieren. Die Landesverteidigung an der Küste wurde ausgebaut und einige Schiffe der Marine erhielten Radar und Unterwasserortung. Die Vorräte an Nahrungsmitteln und Treibstoff wurden aufgefüllt und die Menschen in England dachten schon, der Krieg wäre zu Ende, so selten sahen sie noch die Flugzeuge der Deutschen am Himmel. Vorsichtige Versuche der deutschen

Regierung, über schwedische Diplomaten doch noch zu einen Friedensschluss mit England zu kommen, wurden von Churchill brüskiert zurückgewiesen, da er sich mit einer gut gerüsteten Armee und in Anbetracht der Insellage sehr sicher fühlte. Man ging davon aus, dass es den Deutschen in absehbarer Zeit nicht möglich wäre, England anzugreifen. Dieser Fehler sollte bald zu einer bitteren Niederlage der Engländer führen, vorerst schlief man aber selig.

So ging das Jahr 1942 zu Ende und das Jahr 1943 begann mit ersten Siegen der Amerikaner gegen Japan.

Kapitel 20

1. Juni 1943: Luft- und Seeherrschaft über England

Am Sonntag, dem 1. Juni 1943, starteten mit dem Erwachen des Sommertages um 5 Uhr früh aus den Wäldern von Frankreich die ersten 25 A4-Raketen mit dem Ziel England. Nur einige Minuten später wurden die Engländer mit einem Donnerknall geweckt, der durch den Überschallknall der Raketen einsetzte, als diese sich ihren Zielen näherten. Als diese neuartigen Waffen dann in ihren Zielen, den Radarstationen und Flugplätzen der Royal Air Force, einschlugen und, mit einer Tonne Sprengstoff beladen, explodierten, wussten die englischen Soldaten nicht, was eben passiert war. Nur die rauchenden Trümmer der Radarstationen bzw. der Flugzeugwracks zeugten davon, dass die Deutschen ohne Vorwarnzeit angegriffen hatten. Da Flugzeuge weder am Himmel zu sehen noch zu hören waren, erschien dieses ganze Szenario noch unwirklicher. Erste Telefonate der obersten englischen Militärführung bestätigten, dass die Radarstationen im ganzen Land zerstört worden waren. Ein Grossteil der wichtigsten Flugplätze war schwer beschädigt. Kaum waren diese ersten Informationen nach 20 Minuten eingetroffen und auf den Lagekarten der Militärs eingetragen, gab es die nächsten Detonationen auf den schon getroffenen Anlagen. Dabei konnten die nun wachen Soldaten beobachten, wie quasi aus dem Nichts Raketen anflogen und mit einem mörderischen Knall in der Nähe der ersten Krater explodierten. Da erste Lösch- bzw. Aufräumaktionen schon eingesetzt hatten, waren noch mehr Soldaten als beim ersten Angriff ums Leben gekommen. Damit war die englische Luftwaffe blind, denn das gesamte Radarnetz zur Abwehr feindli-

cher Flieger war ausgefallen. Da man die grossen englischen Flugplätze nicht mehr nutzen konnte, blieben nur noch Behelfsflugplätze übrig, um die englischen Jagdflieger starten zu lassen. Diese waren dann zwar vereinzelt in der Luft, waren aber darauf angewiesen, im Sichtflug feindliche Maschinen zu bekämpfen.

Der Plan der deutschen Luftwaffe war, anders als 1940, aufgegangen. Die englische Luftabwehr war quasi blind. Da man nicht sicher war, ob die A4-Raketen genau treffen würden, hatte man in der zweiten A4-Angriffswelle die gleichen Ziele noch einmal ins Fadenkreuz genommen. In nur zwanzig Minuten hatte man es geschafft, die englische Luftabwehr lahmzulegen.

Pünktlich um 5:30 Uhr startete dann die erste Welle der Horten HO 229 Bomber. Einhundert Maschinen machten sich mit je vier Tonnen Bombenlast daran, den Rest der englischen Luftwaffe in Schutt und Asche zu legen. Da sie sowohl schneller als auch höher flogen als die englischen Abfangmaschinen, konnten sie ohne Jagdbegleitung losfliegen. Fast 100 Me 262-Jäger der deutschen Luftwaffe machten sich unabhängig davon daran, die durch das Radarsystem Weitblick erfassten englischen Maschinen über der Insel abzuschliessen. Ein ungleicher Kampf, da die deutschen Flieger punktgenau auf die englischen Flugzeuge geleitet wurden und sogar aus grösserer Entfernung, mit den Schmetterling-Raketen, diese vom Himmel pusten konnten. Vollkommen fassungslos mussten die wenigen englischen Piloten miterleben, wie vollkommen neue Flugzeuge der Deutschen an ihnen vorbeirasteten, als ob sie in der Luft stehen würden. Selbst wenn man keine Deutschen sah, kam quasi aus dem Nichts, eine Kleinrakete angefliegen und schoss den Nebemann ab. Die restlichen englischen Flugzeuge holten die Deutschen mit ihren Bordkanonen vom Himmel. In der Zwischen-

zeit hatten die Horten-Bomber aus grosser Höhe ganze Arbeit geleistet; sämtliche englische Flugplätze und die Reste der Radarstationen waren vollkommen zerstört. Die Deutschen hinterliessen auf diesen Plätzen ein Flammeninferno mit hunderten von Toten. Die wenigen englischen Flieger, die es schafften, auf Wald und Wiesenwegen zu landen, berichteten, sobald sie einen Telefonanschluss zu ihrer Verfügung hatten, der obersten englischen Fliegerführung, dass die Deutschen mit kompletten Neuentwicklungen die man nicht einmal richtig erklären konnte, die englische Luftwaffe nahezu ausgelöscht hatten. Der Totalverlust der englischen Luftwaffe war bis um 8 Uhr so vollständig, dass man sagen konnte, dass die englische Luftwaffe aufgehört hatte zu existieren. Anders als in der ersten Luftschlacht 1940 waren keine zivilen Ziele angegriffen worden. So war man sich auf Seiten der Engländer sehr wohl bewusst, dass es in einem nächsten Schritt mit hoher Wahrscheinlichkeit die englische Marine treffen würde. Diese war unmittelbar nach dem Angriff in Alarmbereitschaft versetzt worden. Sämtliche Schiffe sollten aus den Häfen auslaufen, um sich auf offener See im Verband besser dem Feind stellen zu können.

Die englische Admiralität sollte recht behalten. Um 8:30 Uhr startete die zweite Welle der Horten-Bomber von ihren Flugplätzen von Frankreich aus, um die englische Marine zu vernichten. Die noch in den Häfen liegenden Schiffe wurden bombardiert oder mit Torpedos auf den Grund geschickt. Ein von den Schiffen abgeschossenes Flakfeuer zur Verteidigung konnte nicht verhindern, dass die Schiffe schon nach kurzer Zeit, als die ersten Treffer ihre Wirkung erzielt hatten, in Schiefelage gerieten und zu sinken begannen. Nicht ein einziger Hafen mit Militärschiffen wurde verschont, das Wasser füllte sich mit Öllachen und den Leichen englischer Seeleute. Die

noch aus dem Wasser ragenden Schiffswracks brannten lichterloh und boten ein gespenstisches Bild. Die englische Marineführung konnte nur hilflos mit ansehen, wie Schiff um Schiff versenkt oder schwer beschädigt wurde, ohne auch nur irgendeine Form von Abwehrmassnahmen treffen zu können. Die Schiffe, die es geschafft hatten, aus den Häfen noch zu entkommen oder sowieso auf dem Meer unterwegs waren, wurden von deutschen Flugzeugen, wie die Bienen um den Honig kreisten, pausenlos attackiert. Waren die englischen Schiffe erst einmal auf dem Meer gesichtet, wurden sie pausenlos unter Feuer genommen. Dabei erzielte auch hier die HS 117-Rakete (Schmetterling) grosse Erfolge, da sie, ohne den Briten eine Abwehrchance zu lassen, von den Flugzeugen abgeschossen in die Schiffe einschlugen. Grösseren Verbänden der englischen Marine, die sich in der Nähe der Kanalküste befanden, erging es nicht viel besser. Nachdem sie durch deutsche Flugzeugverbände aufgespürt worden waren, wurden sie pausenlos von den Flugzeugen attackiert. Nur das Nachtanken der Flugzeuge ergab Ruhephasen, in denen man sich neu sortieren konnte. Da ein Ablaufen der schon schwer beschädigten Schiffe nur bedingt möglich war, die Heimathäfen selbst unter schwerem Feuer standen und die Befehle der englischen Admiralität, insofern sie die Schiffe überhaupt noch erreichten, sehr widersprüchlich waren, waren die Kommandanten auf sich allein gestellt. Um 14 Uhr waren nur wenige englische maritime Grosskampferverbände überhaupt noch in der Lage, sich zu verteidigen. Die wenigen Informationen, die die englische Admiralität erreichten, liessen hier nur den einzigen Schluss zu, dass die englische Marine einen schweren Schlag erlitten hatte. Da die Deutschen eine totale Luftherrschaft über England erreicht hatten, befahl die englische Admiralität schweren Herzens den noch fahrbereiten Schiffen bzw. Verbänden in Richtung Kan-

nada abzudrehen. Die Überlegenheit der Deutschen war zu gross, als dass man die letzten verbliebenen Schiffe und Matrosen noch hätte opfern wollen. Die Schiffe, die es nicht mehr schafften, nach Kanada zu entkommen, sollten im neutralen Irland ins Exil gehen. So lief die verbliebene englische Flotte um 14:30 Uhr in Richtung Kanada ab.

Eine Reaktion, die von der deutschen Seekriegsleitung vorausgesehen worden war. Im Atlantik befanden sich die einige Tage zuvor beorderten deutschen Grosskampfschiffe im Verband mit den deutschen Walter-U-Booten in Lauerstellung, um die englischen Schiffe zu stellen und vernichten. Wie eine grosse Harke durchkämten sie das ganze Seegebiet, um diese Schiffe zu finden. Fünfzig Walter-U-Boote, die Grosskampfschiffe Scharnhorst, Gneisenau und das mächtige Schiff Tirpitz warteten darauf, der englischen Marine den Todesstoss zu versetzen. Die Schiffe der deutschen Marineverbände standen untereinander mit dem neuen kryptischen Verschlüsselungssystem Hecht in Verbindung, das von der AEG Telefunken entwickelt worden war. Dieses abhörsichere Nachrichtensystem, das selbst von getaucht fahrenden U-Booten bis zu einer Tiefe von 50 m zu empfangen war, ersetzte das alte Enigma-System. Dieses war von den Engländern durchbrochen worden, wie die deutsche Abwehr in Erfahrung gebracht hatte. Um der englischen Admiralität nicht zu signalisieren, dass man dies in Erfahrung gebracht hatte, wurden weiterhin Nachrichten damit übermittelt, die nicht wichtig waren bzw. gezielte Falschinformationen enthielten. So waren mit dem alten Enigma-System Standorte von deutschen U-Boot-Gruppen in der sicheren Annahme durchgegeben worden, dass die restlichen englischen Kriegsschiffe auf ihrem Weg nach Kanada daran vorbei geleitet würden. So blieben eigentlich nur noch drei vermeintlich freie Korridore übrig,

die eine sichere Passage nach Kanada gewährleisten konnten. Genau hier gingen die deutschen Verbände auf Patrouille oder legten sich richtigerweise auf die Lauer, um die englischen Verbände zu stellen. Da an eine Seeaufklärung durch die englische Luftwaffe nicht mehr zu denken war, schnappte am 3. Juni 1943 um 5 Uhr früh die Falle zu.

Die seit 1941 von der Bildfläche verschwundenen deutschen Grosskampfschiffe tauchten plötzlich aus dem Nebel auf. Sofort begannen sie, die Engländer mit ihren weitreichenden Geschützen unter Feuer zu nehmen. Auf eine Entfernung von 25 km begannen sie sich einzuschiessen und schon nach kurzer Zeit sanken die ersten englischen Schiffe. Der englische Admiral des Verbandes befahl daraufhin, den Verband aufzulösen und sich als Einzelfahrer nach Kanada durchzuschlagen. Zu gross schien die Bedrohung. Allein die Tirpitz versenkte in der ersten Viertelstunde des Gefechts vier Schiffe. Die manngrossen Geschosse der Tirpitz durchbrachen unter grossem Getöse die Panzerung der englischen Kriegsschiffe und liessen sie quasi implodieren. Drei Grosskampfschiffe der Engländer unternahmen den Versuch in Schussweite an die Tirpitz heranzukommen, wurden dabei aber so schwer beschädigt, dass sie sich zurückziehen mussten. Die englischen Korvetten, Fregatten und Torpedoschiffe machten erst gar nicht den Versuch, die deutschen Grosskampfschiffe anzugreifen. Beim Versuch diesen deutschen Verband abzulaufen, schlugen plötzlich von allen Seiten Torpedos in die englischen Schiffe ein. Es konnte sich hier nur um U-Boote handeln, die auf dem Unterwasser-Radar nicht zu orten gewesen waren. Der Versuch, mit Höchstgeschwindigkeit dieser unsichtbaren Gefahr zu entkommen, schlug fehl. Egal, wie schnell die Schiffe in Richtung Kanada zu entkommen suchten, ein Torpedo nach dem anderen schlug ein, bis die

Schiffe sanken. Die Deutschen hatten nicht nur in der Luft eine enorme technische Überlegenheit entwickelt, auch auf dem Meer warteten Neuentwicklungen, die eine Abwehr unmöglich machten. Überall bot sich das gleiche Bild. Englische Matrosen sprangen über Bord oder versuchten auf Rettungsbooten, Abstand von ihren sinkenden Schiffen zu gewinnen. Sahen die Deutschen, dass die Boote von ihrer Besatzung verlassen wurden, hörte der Feindbeschuss sofort auf. So sammelten sich hunderte von Rettungsboten und wurden Zeuge, wie 43 englische Kriegsschiffe ihre letzte Ruhestätte auf dem Meeresgrund fanden. Inmitten dieser Rettungsboote tauchte plötzlich ein deutsches U-Boot auf. So ein U-Boot hatte zuvor noch nie ein englischer Matrose gesehen. Es sah von seiner Form her vollkommen anders aus, als die bisher bekannten deutschen U-Boote. Wie ein riesiger Delphin glitt es vollkommen lautlos durch das Wasser. Als das Turmluk geöffnet wurde, entstieg ein deutscher Kapitän, der den englischen Matrosen und Offizieren in bestem Oxford-Englisch verkündete, dass sie jetzt Kriegsgefangene seien. Sie ständen unter dem Schutz der Genfer Konvention und würden in einigen Stunden von dem deutschen Transportschiff Wilhelm Gustloff aufgenommen und nach Deutschland verbracht werden. Kurz danach glitt dieses U-Boot wieder unter die Wasseroberfläche und war so plötzlich, wie es gekommen war, wieder verschwunden. Die deutschen Grosskampfschiffe an der Spitze die Tirpitz näherten sich jetzt den Rettungsbooten der Engländer und begannen, die Schwerstverletzten schon vor dem Eintreffen der Gustloff und anderer Transportschiffe aufzunehmen und zu behandeln. Die englischen Matrosen und Offiziere staunten nicht schlecht, als sie an den Grosskampfschiffen Aufbauten entdeckten, die sie sich nicht erklären konnten. Man wusste zwar nichts Genaues, war aber Zeuge geworden, wie eine vollkommen überlegene

Technik es geschafft hatte, die Reste der englischen Flotte zu vernichten.

Zwei Schnellboote hatten es dennoch geschafft, zu entkommen und funkten ihre Beobachtungen nach England. Da auf dem Unterwasserradar immer noch nichts zu erkennen war und die Matrosen auf dem Deck mit ihren Ferngläsern auch nichts sahen, dachte man schon, diesem Inferno entkommen zu sein. Plötzlich stieg ca. 10 km entfernt aus dem Wasser eine Rakete auf, um eine Minute später auf dem Schnellboot einzuschlagen. Das Boot mitsamt seiner Besatzung sank sofort. Wie war es nur möglich, so etwas unter Wasser abzufeuern und punktgenau auf einem relativ kleinen Boot explodieren lassen zu können. Hier wurden die englischen Seeleute erneut Augenzeuge davon, wie überlegen die deutschen Waffen waren. Man glaubte sich schon verloren und wartete mit Schrecken auf das nächste Flugobjekt, das unter Wasser aufsteigen würde, um sie zu vernichten. Es geschah nichts und der englische Kapitän war froh, sein Boot mitsamt Besatzung gerettet zu haben.

Er konnte nicht wissen, dass der deutsche Kapitän Scheppke, keine HS 117-Rakete mehr an Bord hatte, um sie auf dieses letzte englische Schiff zu verschiessen. Selbst für den Langstreckentorpedo Stichling war das Boot nicht mehr zu erreichen und in der Endgeschwindigkeit war das kleine Boot schneller, selbst für das Walter-U-Boot von Kapitän Scheppke. So liess er nach Rücksprache mit der deutschen Seekriegsleitung, das einzige verbliebene Boot des ehemaligen englischen Grossverbandes nach Kanada ziehen.

Dieses funkte umgehend seine Nachrichten an die englische Admiralität, und teilte mit, dass der gesamte Verband vernichtet worden war. Nachdem diese Nachrichten an den englischen

Premierminister Winston Churchill übermittelt worden waren, begann dieser vor Wut zu zittern. Die Nachricht, dass die letzten drei verbliebenen Flugzeugträger auf einem anderen Weg nach Kanada gestellt und ebenfalls vernichtet worden waren, liess seine Laune nicht eben besser werden.

Am 4. Juni berief die englische Regierung eine Notstandssitzung ein, an der die engste Militärführung teilnahm. Hier teilte die englische Admiralität mit, dass zwei auf dem Weg befindliche Konvois mit insgesamt 60 Handelsschiffen und acht Kriegsschiffen zu ihrem Schutz und mit Nachschub beladen komplett aufgerieben worden seien. Alle Meldungen ähnelten sich, aus dem Nichts seien sie mit Torpedos und Raketen beschossen worden, ohne den Gegner mit Radar oder optisch zu Gesicht bekommen zu haben. Damit war klar, dass die Deutschen es in den vergangenen zwei Jahren unter absoluter Geheimhaltung geschafft hatten, neue Waffen für die Marine und Luftwaffe zu entwickeln, denen von englischer Seite nichts entgegenzusetzen war. Spätestens seit dem 4. Juni hatte Deutschland eine totale Luft- und Seeherrschaft über England erreicht. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis Deutschland mit Truppen auf die Insel übersetzen würde, um diese zu besetzen. Es waren nur militärische Ziele angegriffen worden, die englische Zivilbevölkerung war komplett verschont worden. Damit war Grossbritannien von der Nachschubversorgung abgeschnitten und nur noch durch die Insellage geschützt. Sämtlicher Verkehr, die gesamte Industrieproduktion und das Leben von tausenden von Engländern hingen jetzt nur noch von der Gnade der deutschen Regierung ab. Sie war jederzeit in der Lage, sämtliche Ziele in England ohne jede Vorwarnzeit anzugreifen.

Die gesamte englische Armee hatte 1943 im Mutterland, wenn man alle Truppenteile zusammenrechnete, maximal 750.000

Soldaten. Sie war modern ausgerüstet und einsatzbereit. Da sie nur nachts ausserhalb des Einsatzes deutscher Flugzeuge verschoben werden konnte, war sie aber in ihrer Einsatzbereitschaft begrenzt. Zudem hatten die Deutschen damit begonnen, Kasernen und Nachschubwege der Bodentruppen unter Beschluss zu nehmen. Es war daher unwahrscheinlich, eine Besetzung durch deutsche Truppen abwehren zu können. Ausserdem war zu berücksichtigen, dass die Ausrüstung der deutschen Armee beim Heer mit Sicherheit ähnliche Fortschritte wie bei der Marine und Luftwaffe gemacht hatte. Die englischen Militärs kamen daher zu dem Schluss, dass eine ehrenvolle Kapitulation das Beste sei, was man erreichen könnte.

Bei diesem Vortrag lief Churchill rot vor Zorn an und verbat sich solche Vorschläge. Er vertrat in völliger Verkennung der Tatsachen den Standpunkt, dass, mit dem nötigen Kampfeswillen und der Unterstützung der Bevölkerung, es möglich sein sollte, eine Besetzung Englands zu verhindern. Nur Churchill und seine engsten Regierungsmitglieder wussten zu diesem Zeitpunkt, dass die deutsche Regierung über schwedische Emisäre am Morgen des 4. Juni 1943 eine ehrenvolle Kapitulation angeboten hatte. Sie hatte ein Ultimatum von 24 Stunden gestellt, in denen sich die englische Regierung entscheiden musste. Ab Mittag des 5. Juni würden die Deutschen mit weiteren Kampfhandlungen beginnen, bis dahin würden einseitig die Waffen schweigen.

Umso wütender machte es Churchill, dass seine Militärs ihm dieselben Massnahmen vorschlugen. Es kam zum Streit innerhalb der englischen Regierung, am Ende setzte sich Churchill jedoch mit seiner Meinung durch. So verstrich die Zeit, in der ein moderater Friedensschluss für England möglich gewesen wäre. Der Vorschlag der deutschen Regierung wurde zurück-

gewiesen. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni begannen die Engländer, grössere Truppenverbände mit Panzern ausgerüstet an die Kanalküste zu verlegen. Sie wurden so gut wie möglich getarnt und erwarteten die deutsche Invasion. Die Deutschen hatten dies sehr wohl mitbekommen, waren aber sicher, mit der Luftwaffe diese vernichten zu können, sobald die britische Armee ihre getarnten Stellungen verlassen würde. Am 5. Juni tat sich nichts, da die Deutschen mit der Zusammenstellung der maritimen Landeeinheiten beschäftigt waren. Eigentlich war der 6. Juni für die Landung geplant, ungünstige Wetterprognosen prophezeiten aber erst für den 10. Juni gutes Wetter. So wurde der Beginn der Invasion für den 10. Juni um 4 Uhr früh festgelegt.

Kapitel 21

U 501 greift ins Geschehen ein

Kapitän Theo Müller hatte mit U 501 vor der englischen Kanalküste Wache bezogen, um vermeintliche Ausbrecher aus der Blockade versenken zu können. Zwei schnelle englische Torpedoboote versuchten genau dies; sich mit dem Ziel Irland aus dem Staub zu machen. Der Radarspezialist der Obermaat Olaf Scholze erkannte die Boote relativ früh und meldete dies Kapitän Müller. Theo entschied aufgrund der Schnelligkeit der Boote diese nicht mit Torpedos anzugreifen, sondern mit den Raketen HS 117 (Schmetterling). Die letzten Standorte der Boote wurden in den Zielcomputer eingegeben und kurze Zeit später erhoben sich die Raketen aus dem Wasser, um punktgenau in die Torpedoboote einzuschlagen und diese zu versenken. Theo konnte dies am Sehrohr verfolgen, da das U-Boot getaucht operierte. Die Torpedoboote hatten nicht einmal mehr die Möglichkeit, eine Funkmeldung abzusetzen, so schnell sanken die Boote. U 501 war nach der ersten erfolgreichen Versenkung des englischen Geleitzuges als Prototyp verbessert worden und hatte unter Kapitän Theo Müller seine Schiffstaufe bestanden. In nur einem Jahr war es gelungen, weitere 49 dieser Boote einsatzbereit zu bekommen, die jetzt erfolgreich die Reste der englischen Marine auf ihrer Überfahrt nach Kanada versenkt hatten. Theo verfolgte mit seiner Mannschaft die Kriegstage mit England sehr genau, war sich aber nach den ersten Tagen bewusst, dass England Deutschland nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Er wusste ja aus eigener Erfahrung mit seinem Boot, wie weit die deutsche der englischen Marine mittlerweile überlegen war. So hatten sie eigentlich nur die Aufgabe, Frachtschiffe mit

Landungsfahrzeugen für die Invasion in England fast unsichtbar zu begleiten, ernsthaften Widerstand befürchtete Theo von der englischen Marine eigentlich nicht mehr. Kurz vor der englischen Kanalküste meldete Obermaat Olaf Scholze getaucht liegende englische U-Boote. Diese warteten anscheinend darauf, die deutschen Landungsschiffe auf den Grund zu torpedieren. Eigentlich eine gute Taktik, wäre nicht U 501 mit seiner neuesten Unterwasser-Radartechnik in der Lage gewesen, diese Schiffe einzupeilen. Sofort ging der erste Unterwasserschuss los, eine Minute später war das britische U Boot nur noch Geschichte. Das nächste U-Boot versuchte mit Höchsttempo zu entkommen, was angesichts des Geschwindigkeitsvorteils von U 501 genauso sinnlos war. Fünf Minuten nach dem ersten britischen U-Boot sank das zweite, die Boote drei und vier schafften es, nach England zu entkommen. Der Landungsverband erreichte sein anvisiertes Ziel und konnte mit den anderen Verbänden beginnen, England zu besetzen. U 501 hatte seine Arbeit getan und wartete nun neue Befehle der Marineleitung ab.

Kapitel 22

Invasion in England und Kapitulation

Am 10. Juni um 4 Uhr früh begannen 6.000 Fallschirmjäger, in ihre Lastensegler zu steigen. Diese wurden von den veralteten Heinkel-Bombern bis an ihre Bestimmungsorte, die britischen Hafenstädte Worwich, Dover und Portsmouth, geschleppt und dann ausgeklinkt. Sie hatten die Aufgabe, diese Häfen einzunehmen, zu sichern und ein Anlanden der deutschen Invasionsflotte abzusichern. Kaum waren die Fallschirmjäger abgesprungen, verliessen die englischen Soldaten ihre Stellungen. Da sie mit jeweils 50.000 Soldaten pro Hafen den deutschen Kräften weit überlegen waren, wollten sie die deutschen Soldaten an der Einnahme der Häfen hindern. Darauf hatte die deutsche Luftwaffe nur gewartet. Sie belegte die englischen Stellungen mit Bombenteppichen und die guten alten Sturzkampfbomber mähten die englischen Soldaten wie Grashalme um. In Zusammenarbeit mit der Luftwaffe programmierten die Schlachtschiffe die Zielkoordinaten für die Schiffsartillerie. Sechs Kilometer vor der Küste liegend, warteten diese nur darauf, mit ihren mächtigen Geschützen ins Geschehen einzugreifen. Waren die Ziele erst einmal eingemessen, verwüsteten diese Geschosse alles, was in dem Bereich zu finden war. Soldaten samt Panzern und Artillerie konnten nur das Weite suchen, wenn sie den nächsten Tag erleben wollten. So konnte die deutsche Invasionsstruppe relativ ungehindert in den Häfen entladen werden und erste Panzerverbände machten sich daran, die Häfen endgültig abzusichern. Da die Flugzeuge der Deutschen permanent am Himmel blieben, wurde der Angriff auf die Häfen in zwei Stunden zurückgeschlagen. Von den anfänglichen 150.000 eng-

lischen Soldaten blieben allein in den ersten zwei Stunden 20.000 Tote und Verwundete in den Aufmarschgebieten zurück. Der Rest zog sich in vorbereitete Stellungen im Landesinneren zurück, die ausserhalb der Reichweite der Schiffsartillerie bzw. geschützt vor deutschen Fliegern im Wald verborgen lagen. Bis zum 13. Juni war die Anlandung von 250.000 deutschen Soldaten und Material abgeschlossen. Die Brückenköpfe wurden ausgebaut und am 14. Juni sollte der Vormarsch ins Landesinnere beginnen. Leider zog an diesem Morgen ein Regenschauer über die Insel, der es verhinderte, dass die deutsche Luftwaffe ins Geschehen eingreifen konnte. Im Vertrauen auf die neue Technik und die bestens ausgebildeten deutschen Soldaten gab Erwin Rommel grünes Licht dafür, mit dem Vormarsch ins Landesinnere zu beginnen. Hier kam es nun in den ausgebauten Stellungen der Engländer zum Aufeinandertreffen der Panzerspitzen. Die englischen Infanteriepanzer MK IV Churchill, MK III, Kreuzerpanzer MK VI Crusader sowie die amerikanischen Lizenz-Panzer LEE/Grant, insgesamt 1'250 Stück, stiessen auf deutsche Tiger 2- und Luchs 2-Truppen-transporter. An den Tiger 2-Panzern prallten die Geschosse der Engländer ab oder schafften es nicht, die Panzerung zu durchschlagen. Jeder Schuss der Deutschen war ein Volltreffer, nach kurzer Zeit waren die englischen Panzer auf 300 Stück zusammengesmolzen. Die Deutschen hatten lediglich den Verlust von drei Panzern zu beklagen, die von ihren Mannschaften durch Fahrfehler schrottreif gefahren wurden. Die nachrückende Infanterie mit ihren Luchs 2-Panzertransportern liess den Engländern nicht den Hauch einer Chance. Mit ihren neuen Heckler-Präzisions-Sturmgewehren zielten sie zu genau. Kam es zum Nahkampf, profitierten sie von ihren bisherigen Kriegserfahrungen und gingen auch hier als Sieger hervor. Ab dem Mittag lichteten sich zudem die Regenwolken und die deut-

schen Flugzeuge konnten wieder ins Geschehen eingreifen. Den britischen Truppen blieb nur übrig, zu fliehen oder sich zu ergeben. So waren am Abend des 14. Juni 1943 ca. 100.000 britische Soldaten tot oder verwundet. Der Rest hatte sich noch weiter ins Landesinnere zurückgezogen und zweifelte am Wert weiteren Widerstandes. Die englische Militärführung sah sich in ihren schlimmsten Befürchtungen bestätigt und drängte Churchill dazu, zu kapitulieren. Nun konnte auch er nicht mehr die Augen vor den zu offensichtlichen Tatsachen verschliessen. Als alter Militär wusste er, was er zu tun hatte, da er für dieses sinnlose Blutvergiessen hauptverantwortlich war. Um 21 Uhr erschoss er sich in seinem Arbeitszimmer und machte damit den Weg für Friedensverhandlungen mit den Deutschen frei. Den Deutschen teilte man mit, dass man ab dem 15. Juni um 0 Uhr ohne Bedingungen kapitulieren würde. In einer Radioansprache wandte sich der stellvertretende Premierminister, Lord Halifax, an seine Landsleute mit der Bitte, Ruhe und Ordnung zu bewahren und den Deutschen keinen weiteren Widerstand zu leisten.

So konnte die Wehrmacht erst am 16. Juni 1943 in alle grossen Städte einziehen, ohne auf Widerstand zu stossen. Sämtliche Schaltstellen der Macht wurden besetzt und Aussenminister Canaris reiste an, um mit der verbliebenen englischen Regierung die Bedingungen der Kapitulation auszuhandeln. Diese Verhandlungen gingen relativ zügig vonstatten, sodass am 20. Juni 1943 der bedingungslose Waffenstillstand von der englischen Regierung unterzeichnet wurde.

So endeten am 20. Juni 1943 um Punkt 12 Uhr am Mittag alle Kampfhandlungen in Europa und an allen Frontabschnitten ausserhalb Europas, an denen sich britische und deutsche Truppen gegenüber gestanden hatten.

Deutschland hatte als Kontinentalmacht in Europa den Krieg gewonnen und machte sich jetzt daran, einen Friedensvertrag für alle Staaten in Europa zu entwerfen.

Kapitel 23

Jubel in Deutschland

In einer Radioansprache am 20. Juni 1943, die um 18 Uhr ausgestrahlt wurde, wandte sich der deutsche Präsident Erwin Rommel an die Bevölkerung. Er teilte den Hörern mit, dass England am Mittag die bedingungslose Kapitulation unterschrieben habe. Sämtliche Städte Grossbritanniens seien von der deutschen Wehrmacht besetzt und die Schlüsselstellen der englischen Wirtschaft unter deutscher Kontrolle. Der ihm von der alten deutschen Regierung aufgezwungene Krieg war ein Fluch für Europa gewesen und mit tausenden von Toten auf allen Seiten ein Verbrechen an der Menschheit, was sich nicht wiederholen dürfe. Mit dem 20. Juni 1943 gehöre dies hoffentlich der Vergangenheit an.

Damit sei der Krieg in Europa beendet und die deutsche Regierung unter seiner Führung werde alles unternehmen, zukünftig in Europa alles für den Frieden zu tun. Er bedankte sich bei den Soldaten der Wehrmacht, die diesen Erfolg erst ermöglicht hätten, und der deutschen Bevölkerung für ihre Leidensfähigkeit in den vier Kriegsjahren. Es sei nun an der Zeit, ein Haus des Friedens für Europa aufzubauen, in dem sich jede Nation verwirklichen könne und im friedlichen Wettbewerb mit anderen Staaten das Leben im neuen Haus Europa für alle zu verbessern. Zukünftig sollten Kriege für Europa dauerhaft ausgeschlossen werden und jeder potenzielle Angreifer damit rechnen müssen, dass die Verletzung der territorialen Integrität eines jeden einzelnen Landes von Gesamteuropa bestraft werde. Dieses neue Haus Europa sollte allen Ländern offenstehen und

wirtschaftlich miteinander verbunden werden. Länder, die Wirtschaftsbeziehungen miteinander pflegten, würden mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht ihre potenziellen Absatzmärkte beschliessen. Gemeinsame Wirtschaftsmärkte wiederum erzeugten Menschen, die sich kennen und schätzen würden. Diese Gesamteuropäer unterschiedlicher Nationen würden die jeweiligen Besonderheiten der anderen Nationen besser verstehen lernen und sich wirtschaftlich und kulturell gegenseitig befruchten.

Die deutsche Regierung werde alles daran setzen, dieses gemeinsame Haus aufzubauen. Daher würden alle Regierungen der Länder von Europa am 1. Dezember 1943 zu einer Friedenskonferenz eingeladen. Da Deutschland unter seiner alten Regierung sich leider für diese Konferenz als Austragungsort disqualifiziert habe, habe sich die neutrale schwedische Regierung auf seine Bitte hin bereit erklärt, diese Konferenz in Stockholm stattfinden zu lassen. Die Diplomaten aller europäischen Länder seien nun aufgefordert, diese Konferenz gemeinsam mit den schwedischen Gastgebern vorzubereiten. Er gebe seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Konferenz von Stockholm erfolgreich sein werde und ein neues Kapitel von friedvollen Beziehungen in Europa eröffne.

Nachdem die Radioansprache von Erwin Rommel von Halb-Europa vernommen worden war, brach in Deutschland nicht enden wollender Jubel aus. Diese über Jahrzehnte disziplinierten Deutschen liefen auf die Strasse und lagen sich in den Armen. Sie feierten und tanzten auf allen Strassen und Plätzen in Deutschland sowohl den Sieg, aber noch mehr die hoffnungsvollen Aussichten, die ihnen ihr Präsident Erwin Rommel als Vision an den Horizont gemalt hatte. Ein unendlicher Lebenswille und fast südländische Begeisterung liessen die Deutschen

diese Nacht zum Festtag werden lassen. Ein wogendes Meer aus Menschenmassen strömte in dieser Nacht zusammen, mit Musik und Wein, um diese Nacht nicht enden zu lassen. Erst am nächsten Tag als die Euphorie langsam nachliess (der 21. Juni war zum Feiertag erklärt worden), begann man überhaupt zu begreifen, was man am Vorabend vernommen hatte. Nicht nur in Deutschland wartete man gespannt auf die Umsetzung der Ankündigungen, auch das Ausland war wie elektrisiert.

Kapitel 24

Das Ausland rätselt

Die Radioansprache von Erwin Rommel hinterliess mehr Fragen als Antworten bei den ausländischen Regierungen. Deutschland hatte fast ganz Europa besetzt und wollte nun ein Haus des Friedens aufbauen. Hatte man die Radioansprache falsch verstanden oder war es wirklich so, dass die Deutschen eine überlegene Armee zurückziehen wollten, um eine neue friedliche Koexistenz aufzubauen? Wie sollten die Grenzen des zukünftigen Europa aussehen und was und wann sollte mit den hunderttausenden von Kriegsgefangenen geschehen, die in Deutschland in den Lagern sassen? Wollten die Deutschen nur Marionetten-Regierungen in den besetzten Ländern zulassen oder wirklich mit den legitimen Regierungen der besetzten Staaten auf Augenhöhe sprechen? Was war mit den Kolonien von Frankreich, England und Holland, wie sollte es hier weiter gehen? Wie würde Amerika reagieren, das selbst mit Japan in einem Krieg lag, der an Menschenverlusten kaum zu übertreffen war?

Der rote russische Diktator Stalin konnte kaum fassen, was ihm sein Aussenminister Molotov vortrug. Seine Generäle schüttelten nur ungläubig mit dem Kopf, als sie die ersten Berichte von den neuen deutschen Waffen vernommen hatten. Sie konnten Stalin weder erklären, wie diese Waffen funktionierten, geschweige denn ihm Zusagen darüber machen, dass er ähnliche Waffen bald in den Händen der russischen Armee sehen würde. Ein so militärtechnisch fortschrittliches Deutschland bot nun allen, die es wünschten, den Frieden an und war bereit, besetzte

Länder zu räumen, wenn dies das Ergebnis von Verhandlungen war. Dieses fortschrittliche neue Denken, ging weit über Stalins machtpolitischen Horizont hinaus, er konnte überhaupt nicht begreifen, wie man solche starken Positionen freiwillig räumen konnte. Eine Regierung, die freiwillig anbot, Einflussbereiche der Macht zugunsten eines fragwürdigen Ausgangs eines friedlichen Nebeneinanders unabhängiger Staaten abzugeben, beunruhigte ihn zutiefst. Selbst sein mit allen Wassern der Diplomatie gewaschener Aussenminister Molotov stocherte im Nebel und konnte ihm nicht erklären, welche Absicht dahinter steckte. Eine deutsche Regierung, die Derartiges anbot, konnte er nur als Bedrohung ansehen, da sie damit seinen eigenen Machtinteressen vollkommen widersprach. Man wartete nun gespannt auf die Erklärungen der deutschen Gesandten und die Einladung zur Friedenskonferenz durch die Schweden. Bis dahin war die einzige Möglichkeit, seinen Machtbereich auszuweiten, im asiatischen Raum gegeben, wo die Japaner mit den Amerikanern beschäftigt waren. Ein Ausdehnen nach Europa erschien vorerst unmöglich, da Deutschland nahezu unangreifbar geworden war.

Im Weissen Haus war man sehr erschreckt, als man mit ansehen musste, wie England von den Deutschen in nur 15 Tagen erobert worden war. Auch hier schienen die Militärs im Angesicht der Berichte der neuen deutschen Waffen nahezu sprachlos zu sein. Die politische Regierung kam, anders als Stalin zu dem Entschluss, dass es der deutschen Führung anscheinend sehr ernst mit den Beschlüssen zum Frieden war. Man entschloss sich daher, wohlwollend auf Deutschlands Wünsche hinsichtlich der europäischen Kolonien zu reagieren. Es wurde zugesagt, diese Gebiete nicht dem amerikanischen Einflussbereich unterzuordnen bis die neuen europäischen Regierungen

nach der Konferenz von Stockholm ihre Arbeit aufgenommen hätten. Das neue Deutschland würde zukünftig Hauptansprechpartner in Europa werden, denn ohne oder gegen die Deutschen war in Europa an Einflussnahme nicht zu denken. Man wartete also auch hier sehr gespannt ab, welche Ergebnisse die Konferenz von Stockholm bringen würde. Vorerst hatte man genug damit zu tun, den Krieg gegen Japan mit einem Sieg zu beenden. Zum Ende des Jahres 1943 war schon sichtbar, dass sich eine Wende zugunsten der Amerikaner abzeichnen würde.

Auch im Kaiserpalast von Tokio war man sehr erstaunt über das schnelle Ende des Krieges in Europa. Der ehemalige Achsenpartner Deutschland hatte anscheinend einen Quantensprung in der Militärtechnik vollbracht. Die von der deutschen Regierung angedachten Pläne für den Frieden in Europa wurden als vollkommen falsch betrachtet. Das Vormachtstreben des japanischen Militärs unter Führung ihres Kaisers im pazifischen Raum fand am anderen Ende der Welt, in Europa, seinen Gegenentwurf. Unterschiedlicher hätten sich in drei Jahren die Positionen nicht entwickeln können. Man trauerte der alten deutschen Führung nach. Da man die neue Macht in Europa nicht verärgern wollte, beschränkte man sich darauf, den Deutschen auf diplomatische Ebene zu bescheinigen, eine falsche Politik zu betreiben. Man verbot sich ausserdem von Seiten der Deutschen, sich in den Krieg zwischen Amerika und Japan auf diplomatischer Ebene einzuschalten, da man hoffte, im Jahr 1944 wieder die militärische Initiative zurückzugewinnen zu können. Das musste man auf deutscher Seite leider akzeptieren. Bitten der Japaner nach neuen deutschen Waffen zur Unterstützung wurden mit Verweis auf das gekündigte Abkommen

von 1941 umgehend abschlägig beschieden. Die Deutschen blieben vollkommen neutral, bis der Krieg beendet sein würde.

Der andere ehemalige Achsenpartner, Italien, verfolgte das Geschehen in Europa natürlich noch intensiver. Der schnelle Erfolg der Deutschen gegen England und die anschliessenden Ankündigungen eines Friedens in Europa liessen Mussolini erkennen, dass es nur noch eine Frage der Zeit sein würde, bis Deutschland sich aus dem Mittelmeerraum verabschieden würde. Damit wäre Mussolinis Vormachtstreben im Mittelmeerraum, sofort beendet gewesen. Ob er innenpolitisch dann noch lange überleben würde, wäre zumindest fraglich. Nur eine anspringende Wirtschaft wäre ein Garant dafür, sich weiterhin an der Macht zu halten. Hier würde er in Stockholm darauf bestehen, dass die Deutschen die ihm gemachten Zusagen über die Wirtschaftshilfe für Italien erfüllen. So schaute Mussolini gespannt nach Stockholm und wartete auf Ergebnisse.

Kapitel 25

Beschlüsse der deutschen Regierung

In Vorbereitung der Konferenz von Stockholm traf sich im August 1943 die deutsche Regierung in Berlin, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Man diskutierte alle Fakten der Innen- und Aussenpolitik und kam zum Schluss, dass folgende Punkte die Grundlage für den deutschen Standpunkt in Stockholm sein sollten:

1. Die deutsche Armee zieht sich aus allen besetzten Gebieten bis auf die Grenzen des Münchener Abkommen von 1938 zurück.
2. Zuvor unterschreiben die legitimen Regierungen der besetzten Länder einen bilateralen Frieden und einen Freundschaftsvertrag mit Deutschland. Darin verpflichten sie sich, jede bedrohliche Handlung gegen Deutschland zu unterlassen und den deutschen Unternehmen freien Verkehr auf ihren Heimatmarkt zu gestatten.
3. Es werden keine Reparationszahlungen, die aus dem Krieg resultieren, jetzt oder in der Zukunft geltend gemacht.
4. Nach Unterzeichnung dieses Vertrages entlässt Deutschland alle Kriegsgefangenen der jeweiligen Länder.
5. Den Armeen Frankreichs und Englands wird zukünftig eine Höchststärke von 350.000 Soldaten gestattet. Alle Waffengattungen dürfen ohne Beschränkungen zur Landesverteidigung wieder neu aufgebaut werden. An vier zuvor abgestimmten Ta-

gen im Jahr wird es der deutschen Luftwaffe gestattet, die Länder zu überfliegen und auf die Einhaltung der Verträge zu achten. Dieses Recht wird den anderen Ländern über Deutschland genauso zugestanden.

6. Die deutsche Wehrmacht wird mit allen Waffengattungen auf eine Friedensarmee von 500.000 Soldaten reduziert. Für jeden männlichen Bürger des deutschen Reiches bleibt ein Grundwehrdienst von drei Jahren für das Vaterland bestehen. Der Vorsprung der deutschen Waffentechnik muss erhalten und ausgebaut werden. Sämtliche Neuentwicklungen von hohem militärischem Wert sind laufend bei den Teilstreitkräften umzusetzen. Neuentwicklungen des militärtechnischen Komplexes sind geheimzuhalten. Der Industrie ist es verboten, diese Entwicklungen anderen Staaten zu verkaufen.

7. Für die Juden, die nicht nach Deutschland oder in ihre Heimat aus den ehemaligen KZ zurückkehren möchten, ist ein geeignetes Land zu finden, in dem sie frei leben können.

8. Die ehemalige Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika wird wieder unter deutsche Kontrolle gestellt.

9. Es muss alles daran gesetzt werden, den Völkerbund, allerdings in modernerer Form, wieder zum Leben zu erwecken. Dieser neuen Weltgemeinschaft wird Deutschland sofort beitreten, es wird befürwortet, möglichst alle Länder dieser Welt aufzunehmen.

10. Die deutsche Industrie wird schrittweise von der Rüstung auf eine zivile Industrieproduktion zurückgeführt.

Mit diesen Beschlüssen sah sich die deutsche Regierung gut gerüstet, um die Konferenz von Stockholm mit einem grossen deutschen Beitrag zum Erfolg zu führen. Aussenminister Canaris würde im Vorfeld der Konferenz die bilateralen Abkommen mit Frankreich, England, Polen, der Tschechei, Belgien, Holland, Norwegen, Dänemark, Serbien, Kroatien und Griechenland aushandeln und unterzeichnen. Die jeweiligen festgesetzten Regierungen wären sofort aus dem Hausarrest zu entlassen. Da die Zeit bis zur Konferenz sehr knapp war, sollte Aussenminister Canaris jedwede Hilfe erhalten, die er von den anderen Regierungsmitgliedern brauchte.

Kapitel 26

Bilaterale Verhandlungen

Die von Admiral Canaris und dem Auswärtigen Amt geleiteten Gespräche verliefen wie erwartet sehr erfolgreich. Die Regierungen der besetzten Länder wollten so schnell wie möglich die deutschen Besatzungstruppen loswerden. Mit Beginn der jeweiligen Verhandlungen veranlasste Präsident Rommel, ein Drittel der stationierten Truppen abzuziehen. Damit war die Glaubwürdigkeit der Verhandlungen gegeben, da die Regierungen immer noch nicht an ein Umschwenken in der deutschen Politik glauben konnten. Als die ersten Truppen ohne Vorbedingungen abzogen, war klar geworden, dass die deutsche Regierung es ernst meinte mit ihrer Friedenspolitik. Da die verbliebenen Besatzungstruppen sich in ihre Kasernen zurückzogen und die Kontrolle von Strom-, Wasser- und Nachrichtenverbindungen den heimischen Behörden zurückgaben, war für eine entspannte Atmosphäre bei den Verhandlungen gesorgt. Es gab keine unannehmbaren Forderungen der Deutschen und so war für eine Zukunft einer verbesserten Zusammenarbeit gesorgt.

Frankreich musste den Deutschen jedoch ein territoriales Zugeständnis machen. Der Hafen von Brest war ab sofort deutsches Gebiet, um weiterhin einen Stützpunkt am Atlantik zu haben. Weiterhin waren die Franzosen verpflichtet, der deutschen Enklave Brest alles zum Leben Notwendige zu liefern, natürlich gegen Bezahlung.

England musste den Deutschen Zypern abtreten, um ein neues Zuhause für die Juden Europas vorzuhalten.

Für die Tschechei blieb es bei einem verkleinerten Land, da das Sudetenland, gemäss Münchener Abkommen, beim Deutschen Reich blieb.

Polen war das schwierigste Problem, das es zu lösen galt. Hier konnte die deutsche Führung nur das halbe Polen anbieten, was sich in seinem Besitz befand. Der Rest war gemäss dem Hitler-Stalin-Abkommen von den Russen besetzt und diese hatten in ersten Gesprächen schon klargemacht, dass sie nicht die Absicht hatten, dieses zurück zu geben. Man sagte den Polen zu, sich weiterhin bei den Russen dafür einzusetzen, dass Polen sein gesamtes Land wiederbekommen sollte. Ostpreussen blieb deutsch und die Hansestadt Danzig inklusive des Verbindungskorridors bekam das Deutsche Reich zurück. Damit hatten die Polen weiter Zugang zur Ostsee, mussten aber mit der russisch besetzten Landeshälfte die grösste Kröte schlucken. Für den ehemals deutschen Teil Polens blieben die Deutschen als Schutzmacht an der polnisch-russischen Grenze zurück, um Stalins Machtgelüsten von vornherein einen Riegel vorzuschieben.

So waren die bilateralen Verhandlungen am 15. November 1943 abgeschlossen und der vollständige Rückzug der Wehrmacht aus den besetzten Gebieten begann.

Die Friedenskonferenz von Stockholm

Am 1. Dezember 1943 um 12 Uhr eröffnete der schwedische Ministerpräsident Per Albin Hansson bei einem gemeinsamen Mittagessen im Schloss Stockholm die Konferenz. Alle europäischen Regierungen hatten die Einladung angenommen und unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen lief die Konferenz nun an. Leider fehlte mit Stalin ein Hauptakteur auf der europäischen Bühne. Er hatte sich entschlossen, die Einladung auszusagen. Erste Vorgespräche mit der schwedischen Regierung auf diplomatischer Ebene und Geheimdienstberichte des russischen KGB bezüglich bilateraler Friedensverhandlungen der Deutschen mit ihren Kriegsgegnern ergaben einen politischen Sinneswandel der Deutschen, der in Stockholm auf grosser politischer Bühne fortgesetzt werden sollte. Stalin hatte eines sehr wohl erkannt: Wie hätte er in dieser Phase des Umbruchs der Politik für Europa unbeschadet aus Stockholm abreisen sollen, wenn er sich geweigert hätte, seine Kriegsbeute der baltischen Staaten und der Hälfte Polens wieder an diese Regierungen zurückzugeben. Es erschien ihm sinnvoller, aus der Entfernung diese Ereignisse beobachten zu können, ohne sich vor Ort vor den anderen Regierungen dieser Länder für seine Verweigerungshaltung rechtfertigen zu müssen.

Der schwedische Ministerpräsident Per Albin Hansson gab in seiner Eröffnungsrede seiner Hoffnung Ausdruck, dass diese Konferenz zu einem Wendepunkt der europäischen Beziehungen weg von militärischer Konfrontation und hin zu einem friedlichen Miteinander beitragen würde können. Diese Konfe-

renz von Stockholm im Dezember 1943 sollte zu einem Meilenstein europäischer Friedenspolitik werden.

Nach dem Mittagessen fand man sich im grossen Ballsaal an einem riesigen runden Tisch zusammen, um erste Gespräche zu beginnen. Hier trafen sich nun erstmals nach Beginn des Krieges 1939 die ehemaligen Kriegsgegner persönlich, um ein zukünftiges gemeinsames Handeln abzusprechen.

Zunächst ergriff nun der deutsche Präsident Erwin Rommel das Wort, um die Absichten der deutschen Regierung zu erklären. Darin wurde den bisher nicht von bilateralen Gesprächen betroffenen höchsten Repräsentanten der Länder mitgeteilt, dass Deutschland alle besetzten Gebiete restlos bis Mitte 1944 räumen würde, damit alle Macht an die legitimen Regierungen zurückgegeben werden können. Man werde sich auf die Grenzen des Münchener Abkommen von 1938 zurückziehen, die Wehrmacht auf eine Friedensarmee von 500.000 Soldaten verkleinern, nicht rückkehrwilligen Juden in Zypern eine neue Heimat geben, alle Kriegsgefangenen sofort entlassen und man habe bis 1950 die Absicht, mit allen Staaten Europas einen gemeinsamen Wirtschaftsraum zu gründen. Weiterhin verfolge Deutschland bis Mitte 1955 die Absicht, mit allen interessierten Staaten ein gemeinsames Militärbündnis zu schaffen. Grundlage dieses angedachten Bündnisses wäre die absolute Freiwilligkeit, ihm beizutreten und zukünftige Aggressionen durch Dritte aufgrund der hohen Abschreckungskraft von vornherein auszuschliessen. Sollte ein Staat dieses zukünftigen Militärbündnisses angegriffen werden, verpflichteten sich die anderen Staaten, militärischen Beistand zu leisten. Mit diesen Massnahmen erhoffe sich die Deutsche Regierung, eine Mehrung des Wohlstandes für ganz Europa zu erreichen.

Nachdem die letzten Worte von Erwin Rommel verklungen waren, trat erst einmal Stille im Saal ein. Man glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Der ehemalige Aggressor des Zweiten Weltkriegs schien zur Friedenstaube geworden zu sein. Rückfragen der anderen Regierungschefs an Erwin Rommel ergaben, dass die deutsche Regierung schon mit der Umsetzung der Pläne begonnen hatte. So wurden Gerüchte über den bevorstehenden Rückzug der Wehrmacht zur Gewissheit. Bis zum heutigen Datum hätten schon 250.000 deutsche Soldaten den Rückweg in ihre Heimat angetreten. Anfragen an die Regierungschefs der besetzten Länder ergaben, dass dies stimmte. Die neutralen Länder, wie Spanien, Schweden oder die Schweiz, waren erstaunt über die Zielstrebigkeit, mit der die Deutschen ihre Erklärung umsetzten oder zumindest gedachten, diese umzusetzen.

So sah sich der italienische Duce Benito Mussolini veranlasst, wie vorab auf Druck der Deutschen schon beschlossen, seine eroberten Gebiete, Albanien, Griechenland und in Afrika, ebenso zurückzugeben. Damit war Europa auf seine Vorkriegsgrenzen von 1939 zurückversetzt, mit Ausnahme Russlands. Besonders die polnische Regierung unter General Sikorski verwies darauf, dass dies ein vollkommen unbefriedigender Zustand für das freie Polen wäre und bat die anderen europäischen Länder dafür zu sorgen, dass Polen sein gesamtes Staatsgebiet zurück erhalte. Man sagte den Polen zu, alle diplomatischen Hebel dafür einzusetzen, dies aber ausschliesslich mit friedlichen Mitteln erreichen zu wollen. Von Stockholm sollte ein Signal des Friedens ausgehen und nicht neue Konflikte angeheizt werden.

So sollte Stalin Recht behalten, dass die Konferenz von Stockholm ihn nicht offen kritisierte, aber zwischen den Zeilen zu

lesen war, dass er seine Politik den neuen Verhältnissen in Europa anzupassen hätte.

Da alle Regierungschefs diese Beschlüsse grundsätzlich absegneten, machten sich die jeweiligen Staatssekretäre der einzelnen Regierungen daran, diese Beschlüsse zu Papier zu bringen. Selbst der spanische Präsident, General Franco, konnte nicht umhin, diese Beschlüsse gutzuheissen.

Am 13. Dezember 1943 war es soweit. Die Beschlüsse der Stockholmer Konferenz wurden von allen europäischen Regierungschefs unterzeichnet.

Dem schwedischen Regierungschef Per Albin Hansson wurde nun die ehrenvolle Aufgabe zuteil, diese Beschlüsse der versammelten Weltpresse mitzuteilen. Der Presseraum drohte fast zu platzen, so viele Reporter aus dem In- und Ausland waren vor Ort. Viele Reporter standen vor der Tür, da es unmöglich erschien, einen Raum zu finden, der es allen ermöglicht hätte, einen Platz zu finden. Die Sicherheitsleute von Per Albin Hansson hatten alle Hände voll zu tun, damit ihr Regierungschef nicht erdrückt würde, so eng war es. Als er die Beschlüsse der Regierungen verkündete, wurde es sehr schnell still. Man musste diese Beschlüsse erst einmal langsam in sich aufnehmen, um zu begreifen, welcher Sinneswandel speziell bei der deutschen Regierung eingesetzt haben musste. Die Aussicht auf ein Europa, das langfristig beim Handel und beim Militär verbunden sein sollte, war zu weit weg von der jetzigen Realität. Da die Beschlüsse aber mehrsprachig gedruckt an die Reporter ausgegeben wurden, konnte man schwarz auf weiss nachlesen, dass die obersten Repräsentanten Europas genau dieses Ziel befürwortet und unterschrieben hatten.

Nach Beendigung der Pressekonferenz stürmten die Reporter die Telefon- und Telegraf-Verbindungen, um diese Beschlüsse an ihre Redaktionen im In- und Ausland zu übermitteln. Die schwedischen Telefonleitungen drohten unter der Überlastung zu glühen und am Morgen des 14. Dezember 1943 wurden überall diese sensationellen Neuigkeiten verkündet.

Die Müllers in Friedenszeiten in Danzig

Ende 1944 war es für Theo Müller soweit. Sein nicht mehr benötigtes U-Boot 501 wurde eingemottet und, wie auch er, die gesamte Mannschaft in das zivile Leben zurück entlassen. Fast vier Jahre nach seinem Eintritt in die Kriegsmarine war er seinem sehnlichsten Wunsch, mit Frau und Kind ein friedvolles Leben gestalten zu können, einen grossen Schritt näher gekommen. Dank seiner Erfolge im Krieg hatte man ihm angeboten, zukünftig den Nachwuchs von neuen deutschen U-Boot-Kommandanten ausbilden zu können. So sehr verlockend dieses Angebot war, hatte sich aber nach Rücksprache mit Maria dafür entschieden, sein Studium der Meeresbiologie in Danzig zu beenden. So wollte er nach all den Jahren der Trennung jetzt endlich das Leben mit seiner kleinen Familie geniessen können. Die Sicherheit des guten Geldes bei der zukünftigen Marine schlug er dabei guten Gewissens in den Wind, da er der Überzeugung war, als guter Meeresbiologe seiner Familie und seinem Land einen grösseren Dienst erbringen zu können. Dazu kam noch, dass sein Bruder Wilhelm Müller, Jahrgang 1921 und Offizier bei der Luftwaffe, und seine Frau Karla Müller, studierte Rechtsanwältin, zusammen mit ihrem Sohn Heinz zurück nach Danzig ziehen wollten. So wäre seine ganze Familie wieder in Danzig vereint. Etwas Schöneres konnte er sich nicht vorstellen. Maria war natürlich überglücklich über Theos Entscheidung, der Marine den Rücken zu kehren, zumal sie unaufhaltsam auf der Karriereleiter nach oben kletterte. Ihr Chef, Professor Doktor Melchow, wollte sich in den vorzeitigen Ruhestand verabschieden und nur noch für sein Hobby, die Or-

chideen, da sein. Da er wusste, dass er seine Station in die noch jungen Hände von Doktor Maria Müller übergeben konnte, fiel ihm diese Entscheidung nicht schwer. So trug Maria zukünftig mehr Verantwortung in ihrem Krankenhaus und musste als Chefärztin nicht mehr die ungeliebte Schichtarbeit übernehmen. Keiner neidete Maria diesen Posten im Krankenhaus, da man sie als überaus fleissige Kollegin schätzen gelernt hatte. Der kleine Klaus war mittlerweile schon drei Jahre alt geworden, eine gute Zeit, um als Vater, der Theo ja unbestreitbar war, mehr Zeit mit ihm verbringen zu können. Da sowohl Maria jetzt mehr als genug verdiente (1.250 RM) und Theo als ausgezeichnete Kriegsheld von der Marine mit einer grosszügigen Übergangsfinanzierung von 950 RM bis zum Ende seines Studiums monatlich versorgt werden sollte, waren finanzielle Sorgen nicht vorhanden. Im Gegenteil: Man konnte daran gehen, sich von diesem guten monatlichen Einkommen ein Haus zu kaufen, was mit monatlichen Abzahlungen von 500 RM mehr als verkraftbar war. Vorerst würde die Zweizimmerwohnung in der Altstadt jedoch durchaus genügen, um ihre Wohnsituation beschwerdefrei zu gestalten. Dennoch freute sich die kleine Familie auf diverse Hausbesichtigungen, um ein grösseres Domizil für die Zukunft ihr Eigen nennen zu können. Bei diesen Besichtigungen sollte Theos Bruder Wilhelm mitkommen, denn auch er suchte ein Haus mit Garten. Da es bis zum nächsten Studiensemester noch eine Weile hin war, verbrachten die Müllers noch einen schönen Sommer.

Kapitel 29

Deutschland wächst zur Wirtschaftsmacht

Nachdem die letzten Soldaten bis Mitte 1944 aus den besetzten Gebieten nach Deutschland zurückgekehrt waren, die Kriegsgefangenen in ihre Heimatländer zurückgeschickt waren und die rückkehrwilligen Juden in Deutschland wieder ihre alten Positionen in der Gesellschaft eingenommen hatten, begann die Wirtschaft zu wachsen. Die durch die Bombenangriffe der Engländer zerstörten Betriebe und Häuser wurden wieder aufgebaut und durch neue Agro-Anbaumethoden wuchsen die Erträge der Landwirtschaft. Die Rückkehr von der Rüstungs- zur Konsumgüterproduktion erfolgte dabei relativ problemlos. Die Fortschritte, die man bei der Produktion von neuen Rüstungstechnologien gewonnen hatte, wurden in die zivile Produktion übernommen, ohne dabei militärtechnische Neuerungen, die für die Landesverteidigung enorme Bedeutung hatten, preiszugeben.

So entstanden tragende Wirtschaftssäulen, die dafür sorgten, dass die deutsche Wirtschaft stetig wuchs. Die Erfolge der Wehrmacht zu Kriegszeiten mit neuen Waffen sorgten nun dafür, dass Produkte im zivilen Bereich, wie beim Schiffbau, bei Passagierflugzeugen und im Automobilbau, mit dem Siegel «in Deutschland produziert» sich besser als je zuvor auf dem Weltmarkt verkauften. Nicht nur die Märkte in Europa mit dem in Stockholm zugesicherten freien Marktzugang gierten nach deutschen Produkten. Auf den neuen Märkten in Amerika und Asien war man bestrebt, deutsche Produkte zu kaufen. Dabei musste die deutsche Regierung peinlich genau darauf

achten, die noch im Krieg befindlichen Länder, Japan und die USA, nicht mit kriegswichtigen Produkten zu beliefern. Für diese beiden Länder wurde ein strenges Kriegswaffenkontrollgesetz erlassen, das die Ausfuhr von Waren aller Art verbot, die militärisch genutzt werden konnten.

Die Ingenieure und Konstrukteure der Unternehmen ersannen weiterhin so viel Neues, dass die Werbefachleute kaum Schritt halten konnten, diese Produkte auf dem Weltmarkt anzupreisen. War die Vermarktung erst einmal abgeschlossen und die ersten Bestellungen erfolgt, stiessen die Betriebe an ihre Kapazitätsgrenzen, diese Produkte im zugesicherten Zeitraum liefern zu können. Die Werften entlang der Küste, wie die Howald Werft, die Germania Werft, die Deutsche Werft und Blohm+Voss, erhielten Aufträge aus dem Ausland für Tanker, Frachtschiffe und Passagierschiffe. Diese Schiffe wurden mit modernem deutschen Radar und Funksystemen ausgestattet und konnten damit Unglücke auf dem Meer verhindern. Durch den Einbau neuer MAN-Schiffsdiesel liessen sich diese Schiffe vor allem besonders wirtschaftlich von ihren Reedereien betreiben. Diese in Deutschland gebauten Schiffe waren besonders schnell, sparsam mit ihrem Treibstoff und die verbauten elektrischen und teilweise gar schon elektronischen Geräte mit einem stark reduzierten Personal an Bord zu fahren. Damit waren diese Schiffe besonders wirtschaftlich und weltweit nachgefragt. Naheliegend war natürlich, dass die ausländischen Regierungen bemüht waren, deutsche Rüstungstechnologie zu erwerben. Auf dem maritimen Wunschzettel ganz oben standen deutsche U-Boote. Hier galt es nun abzuwägen zwischen den berechtigten Interessen der Werften am Verkauf ihrer Produkte und dem Schutz deutscher Hochtechnologie. Entsprechend gewissenhaft wurden die Bestellungen der anderen Län-

der von den deutschen Kontrollstellen geprüft und, bei positiver Einschätzung, bewilligt. Bis zum Jahr 1946 erhielten sowohl England als auch Frankreich je fünf Walter-U-Boote, jedoch ohne Bewaffnung und Nachrichtentechnik. Anfragen anderer Regierungen (Russland, Argentinien) wurden abschlägig beschieden.

Die deutschen Flugzeugbauer Messerschmitt, Heinkel und Dornier hatten ihre Produktion auf Kurz-, Mittel- und Langstrecken-Passagierflugzeuge mit Strahltriebwerken umgestellt. Diese Flugzeuge waren komplette Neuentwicklungen und ihrer Zeit weit voraus. Aus diesen Flugzeugtypen ragte besonders das Messerschmitt-Langstreckenflugzeug ME Z 310 heraus. Mit seinen sechs BMW-Strahltriebwerken konnte es 155 Passagiere bis nach New York fliegen, ohne aufzutanken zu müssen. Dabei waren die Kosten der Produktion sehr gering, da, wie schon im Krieg bei den Militärflugzeugen, in Modulbauweise produziert wurde. Die Entwicklung dieser Flugzeuge wurde im Wesentlichen von den Militärflugzeugen abgeleitet und entlastete das Budget der Flugzeugbauer. Alle deutschen Flugzeugbauer waren sich darin einig, dass das Fliegen mit dem Flugzeug bald genauso selbstverständlich sein würde, wie das Fahren mit der Bahn. Die Entwicklung in den Nachkriegsjahren sollte ihnen Recht geben, die Bestellungen an Maschinen übertrafen alle Erwartungen. Dabei war die grösste deutsche Fluggesellschaft, die Lufthansa, der beste Werbeträger. Überall dort, wo die Lufthansa mit ihren verschiedenen neuen Modellen landete, wurden die Flugzeuge von einer Menschenmenge umringt. Die Menschen im In- und Ausland staunten über diese modernen Maschinen und bei ihnen wurden Begehrlichkeiten geweckt, auch einmal mit so einem Silbervogel mitfliegen zu können. Da

die Kosten pro Passagier sanken, würden die Aufträge in der Zukunft noch weiter ansteigen.

Nur die Brüder Horten konnten, oder besser durften, ihre Tarnkappen-Flugzeuge nicht ins zivile Leben überführen. Hier galt weiterhin die höchste Geheimhaltungsstufe und die deutsche Regierung tat alles, um diese Flugzeuge weiter im Verborgenen zu halten. Die 200 fertiggestellten Bomber, die im Blitzkrieg gegen England eine so entscheidende Rolle gespielt hatten, blieben auf den Militärflugplätzen von den Blicken der Öffentlichkeit abgeschottet. Zudem durften die Piloten mit diesen Maschinen nur in der Nacht fliegen. Die Technologie blieb weiterhin so geheim, dass alle Spekulationen zur blossen Existenz dieser Maschinen stets abgestritten wurden. Die Brüder Horten bekamen dafür den lukrativen Staatsauftrag, 100 HO HXVIII-Langstreckenbomber zu bauen.

Die deutsche Automobilindustrie nahm einen ebenso imposanten Aufschwung wie die Schiffs und Flugzeugindustrie. Die Autobauer der Autounion, von BMW, Mercedes, Volkswagen, Porsche und Opel setzten ihre Vorkriegsplanungen in die Tat um. Besonders der sehr einfach konstruierte KDF-Wagen, jetzt in VW Käfer umgetauft, war mit einem Preis von 990 RM dazu gedacht, die breite Masse der Bevölkerung mit einem Auto auszustatten. Jedem Deutschen wurde es mit einem Kredit der Nationalen Aufbaubank ermöglicht, sich so ein Auto anschaffen zu können. Die anderen Autobauer standen VW in nichts nach und so war schon im Jahr 1946 eine Vielzahl von deutschen Automodellen zu bestaunen. Vom Sportwagen, Cabrio, grossen Reisewagen bis hin zum VW Käfer waren alle diese Modelle zu kaufen, sofern man das Geld hatte, diese Autos sein Eigenen-

nen zu dürfen. Ein Ausbau des deutschen Autobahnnetzes in allen Landesteilen sorgte dafür, dass die individuelle Mobilität der Deutschen stark zunahm. Jeder sparte darauf, sich sobald als möglich seinen Traum auf vier Rädern erfüllen zu können. Somit hatten die deutschen Autobauer schon im Inland, eine grosse Nachfrage. Ihre auf den Automessen von Genf, Paris und Frankfurt am Main vorgestellten neuen Modelle trafen aber so sehr den Geschmack des Publikums, dass tausende von Bestellungen aller Fahrzeuggruppen eingingen.

Da seitens der deutschen Regierung ein Ausbau der Infrastruktur in allen Landesteilen vorangetrieben wurde, standen sämtliche Betriebe an ihren Kapazitätsgrenzen. In Deutschland herrschte ab dem Jahr 1946 Vollbeschäftigung und die Betriebe setzten alles daran, ihre Kapazitäten erweitern zu können. Deutschland wurde zur Exportmacht Nummer eins in Europa und etablierte sich als Wirtschaftsmacht.

Kapitel 30

Ausbau der Infrastruktur in Deutschland

Der begonnene Bau der deutschen Autobahnen, der 1939 mit Beginn des Krieges gestoppt worden war, wurde durch Beschluss der deutschen Regierung ab Mitte 1944 wieder aufgenommen. Es war vorgesehen, zweispurige Autobahnen von Königsberg bis an die französische Grenze und von Flensburg bis an die Schweizer Grenze zu bauen bzw. zu erweitern. Diese Autobahnen sollten alle grösseren Städte von Deutschland bzw. seine Industriezentren bis in die kleinsten Winkel des Reichsgebietes miteinander verbinden. In der Mitte Deutschlands gelegen, sollte die Hauptstadt Berlin mit einem dreispurigen Ring umschlossen und an alle Autobahnen angeschlossen werden. So sollte es möglich sein, mit dem Personen- oder Lastkraftwagen von Berlin aus innerhalb von zwölf Stunden alle Landkreise des deutschen Reiches, zugrunde gelegt war eine Geschwindigkeit von 80 km/h, zu erreichen. Zwischen den Autobahnen sollte ein modernes Fernstrassennetz dafür sorgen, einen reibungslosen Strassenverkehr zu gewährleisten. In den vom Winter stark betroffenen Gebieten des Reiches, wie der Ostmark oder allen anderen höher gelegenen Gebieten, sollten die Autobahnen durch unter die Strassen gelegten Heizleitungen auch im Winter gefahrlos passierbar sein.

Das Schienennetz sollte an den Hauptstrecken mit je vier nebeneinander liegenden Gleisbetten und an Nebenstrecken mit zwei Gleisen für die Aufnahme eines erhöhten Güter- bzw. Personenzugverkehrs vorbereitet werden. Damit sollten die Hauptstrecken für Schnellzüge im Personen- bzw. Güterver-

kehr ohne ein Absinken der Geschwindigkeit schneller als bisher befahren werden können. Die langsameren Bummelzüge für Transporte, die nicht so eilig waren, konnten weiter ungestört die kleineren Städte anfahren. Die gesamte Strecke sollte dabei elektrifiziert werden, um eine bessere Wirtschaftlichkeit zu erreichen. In Zeiten, in denen hauptsächlich noch mit Dampflokomotiven der Schienenverkehr abgewickelt wurde, eine zukunftssträchtige Entscheidung. Bis zum Jahr 1955 sollten diese Arbeiten abgeschlossen werden. Da mit diesen Massnahmen auch innerhalb der Städte zusätzliche grössere Umbauarbeiten erforderlich waren, um die neuen Trassen innerhalb der Stadtgrenzen realisieren zu können, waren Umgestaltungen der Städte unausweichlich. Behinderungen dieser Massnahmen wurden 1944 mit dem Reichsbeschleunigungsgesetz aus dem Weg geräumt. Gleichzeitig wurden die von der alten Führung noch geplanten Umbaumassnahmen der Städte auf ihre Wirtschaftlichkeit und Sinnhaftigkeit hin überprüft. Dabei wurden solch kostspielige Projekte, wie der Ausbau der neuen Reichshauptstadt Germania (Berlin), der Ausbau von Nürnberg für Reichsparteitage und oder der Umbau Münchens, um nur einige Beispiele zu nennen, gänzlich oder teilweise gestrichen. Hitlers Lieblingsarchitekten, Albert Speer und Dr. Hermann Giesler, bekamen mit ihren Büros neue Aufgaben, die dem deutschen Volk wirklich dienten.

Die elektrische Versorgung Deutschlands sollte mit kleinen dezentralen Blockheizkraftwerken abgesichert werden, die mit ihrer Abwärme gleichzeitig in den Häusern bzw. Wohnungen für eine angenehme Temperatur sorgen sollten.

Alle Bürger von Deutschland sollten bis 1955 einen Telefonanschluss haben und das Fernmeldenetz komplett erneuert werden. Fernschreiber sollten für alle grösseren Behörden und

Stadtverwaltungen zum Standard werden, um grössere Mengen von Schriftstücken schneller als bisher übermitteln zu können.

Um die Steigerung der Passagierzahlen im Luftverkehrs besser lenken zu können, war vorgesehen, die Flughäfen Berlin, Königsberg, Frankfurt am Main, Düsseldorf, Hamburg und Wien auszubauen. Diese Flughäfen sollten zu internationalen Drehkreuzen für den Luftverkehr umgebaut und bei Bedarf erweitert werden. Sämtliche Flughäfen sollten für das bis dahin grösste Passagierflugzeug der Welt, die Messerschmitt ME Z 310, vorbereitet werden. Auch hier war mit dem Jahr 1955 für die Fertigstellung ein ambitionierter Zeitplan gesetzt.

Der Binnenschiffverkehr und der Hamburger Hafen als Überseehafen, sowie Kiel als Hafen für die Marine, sollten weiter ausgebaut werden.

Diese Infrastrukturmassnahmen kosteten Milliarden und konnten nur mit einem Anstieg der Steuereinnahmen finanziert werden. Das Anlaufen der deutschen Wirtschaft mit gewaltigen Exportüberschüssen schon im Jahr 1945 liess diese Ziele aber durchaus als erreichbar erscheinen.

Kapitel 31

Landesverteidigung in Friedenszeiten

Der Friedensvertrag von Stockholm reduzierte die deutsche Wehrmacht auf eine Stärke von 500.000 Soldaten. Davon entfielen auf die Marine und die Luftwaffe je 125.000 Soldaten und auf das Heer 250.000 Mann. Mit ihren komplexen und hochmodernen Waffen hatten sie jetzt und in der Zukunft dafür Sorge zu tragen, ein so hohes Abschreckungspotenzial darzustellen, dass jeder Gegner es sich dreimal überlegen würde, Deutschland militärisch herauszufordern. Entlang der neuen Reichsgrenzen wurde das Radarsystem Weitblick aufgestellt, das es unmöglich machte, Deutschland anzufliegen, ohne rechtzeitig vorher entdeckt zu werden. In Verbindung mit dem Raketensystem Schmetterling konnten gegnerische Flugzeuge ohne Probleme vom Himmel abgeschossen werden. Sollte es doch einmal gegnerischen Feindflugzeugen gelingen, ins deutsche Reichsgebiet einzufliegen, standen die Me 262 entlang der Grenze bereit, sich innerhalb von fünf Minuten in die Lüfte zu erheben und die Gegner zurückzudrängen. Ganz abgesehen davon, musste der Gegner mit Vergeltungsschlägen im eigenen Land rechnen, die von A 4-Raketen oder HO 229-Bombern ausgeführt werden würden. Da diese Waffen nicht abzuwehren waren, selbst wenn man die Details ihrer Konstruktion besitzen würde, war mit einem Angriff auf Deutschland nicht zu rechnen. Auch die Marine mit ihren 1946 fertiggestellten Flugzeugträgern Graf Zeppelin und Lilienthal besass erhebliches Abschreckungspotenzial. Da diese Träger mit Me 262-Abfangjägern auf ihren Flugdecks bestückt waren und dazu von Grosskampfschiffen mit neuester Nachrichtentechnik und min-

destens zwei Walter-U-Booten begleitet wurden, waren diese schwimmenden Festungen so gefährlich, dass Angriffe über das Meer ausgeschlossen werden konnten. Das Heer mit seinen 250.000 Soldaten und neuester Panzertechnik war unbestritten das modernste, das Europa aufbieten konnte. Es war nahezu aussichtslos, Deutschland angreifen zu wollen, machte aber die Anstrengungen, das Militär auf der Höhe der Zeit zu erhalten, nicht geringer.

Vieles von dem in Friedenszeiten nicht benötigtem Material wurde in den Militärstützpunkten eingemottet, war aber innerhalb von 36 Stunden wieder in voller Einsatzbereitschaft, wenn Bedarf bestehen sollte. Die bestehenden Waffensysteme wurden laufend weiterentwickelt, um in der Zukunft einen militärischen Vorteil zu besitzen. Als Neuanschaffungen für die Luftwaffe wurden die 100 Horten H XVIII-Langstreckenbomber ab 1947 in Dienst gestellt. Parallel dazu entwickelte Wernher von Braun seine A 10-Langstreckenrakete und konnte 1948 diese der Luftwaffe übergeben. Mit einer Reichweite von 12.000 km konnte sie problemlos fast alle Länder dieser Welt mit hoher Zielgenauigkeit erreichen. Der Sieg der Amerikaner über Japan im Jahr 1945 hatte gezeigt, mit welcher schrecklicher Waffe die USA die Japaner schliesslich niederzwingen hatten können. Die Atombombe war eine so schreckliche Waffe, dass sie alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Wollte man Erpressungsversuchen der USA gegen Deutschland begegnen, konnte man nicht anders, als diese schreckliche Waffe selbst zu entwickeln. Schon Ende der dreissiger Jahre, als die theoretischen Grundlagen dieser Waffe bekannt wurden, beauftragte die deutsche Regierung, führende Atomwissenschaftler unter Otto Hahn, Manfred von Ardenne und Carl Friedrich von Weizsäcker, eine deutsche Bombe zu entwickeln. Als Ausführungs-

ort wurden die Auer-Werke in Oranienburg bei Berlin gewählt, die mit dem schweren Wasser aus Norwegen (Norsk Hydro) beliefert wurden. Die Kosten dieser Entwicklung sprengten alles bisher Dagewesene und so stand die Entwicklung mehrmals vor dem Abbruch. Erst mit dem Abwurf dieser Bombe durch die Amerikaner über Japan wurden die Intensivierungen der Erforschung immer wichtiger. Durch gezielte Geheimdienstinformationen aus den USA und vor allem der Forschungsstätte in Los Alamos wurden Baupläne dieser Waffe den führenden deutschen Wissenschaftlern zugänglich. Diese verkürzten die Bauzeit und verringerten die Kosten dieser Waffe beträchtlich, so dass 1954 der erste unterirdische Versuch in Deutsch-Südwest-Afrika mit einer Zwei-Megatonnen-Bombe vorgenommen werden konnte. Dieser Versuch war erfolgreich und ab dem Jahr 1955 besass man eigene Bomben, wenn auch in geringer Stückzahl. Die USA hatten nicht damit gerechnet, so früh ihr Monopol an der Atombombe zu verlieren, konnten aber nicht anders als anzuerkennen, dass Deutschland jetzt ein gleichberechtigter Partner in Europa geworden war, mit dem man etwaige Konflikte nur friedlich lösen konnte. Nach dem Bau der Bombe forcierte die deutsche Regierung ihre Bemühungen, Europa wie geplant bis 1955 durch ein Militärbündnis abzusichern.

Kapitel 32

Die Juden mit eigenem Staat in Zypern

Nach dem Machtwechsel von 1941 in Deutschland, in der logischen Fortführung der Beschlüsse der Friedenskonferenz von Stockholm 1943 und nach langen Verhandlungen mit den führenden jüdischen Organisationen in aller Welt, war es nun Zeit geworden, den grausam in Hitler-Deutschland misshandelten Juden eine neue Heimat zu geben. Denjenigen Juden, die in den Konzentrationslagern gesessen hatten, aber dennoch zu ihren alten Wurzeln nach Deutschland zurückgekehrt waren, war mit der Rückgabe ihres Vermögens und einer Haftentschädigung von 10.000 RM pro Person nur ein kleiner Teil von Wiedergutmachung widerfahren. Nur 25% der in den KZ eingesessenen Juden hatte das Angebot der neuen deutschen Regierung angenommen, in ihr altes Leben zurückzukehren. Die überwiegende Mehrheit der Juden wartete weiter in Lagern darauf, dass die Zusagen nach einem neuen Land für sie von der deutschen Regierung erfüllt würden. Diesem Wunsch war die Regierung unter Erwin Rommel verpflichtet, wollte sie nur einen kleinen Teil der Schuld der Deutschen gegenüber den Juden abtragen. Es war den Juden, die unter unmenschlichen Umständen in den KZ eingesessen hatten, den Tod ihrer Familienangehörigen miterleben hatten müssen und den Tag ihres eigenen Todes jeden Tag bis 1941 befürchten hatten müssen, nicht zu verdanken, in einem eigenen Land die Geschicke ihres Volkes selbst in die Hand nehmen zu wollen. Das von den Juden favorisierte Land, entlang ihrer alten religiösen Stätten rund um Jerusalem und besser bekannt als Palästina, stand nicht zur Verfügung. Die schon in den 1920 Jahren unter Teodor Herzl begonnene

Einwanderung hatte schon zu grossen Problemen zwischen Juden und Arabern geführt. Die englische Regierung hatte schon mit den bisher in ihre Kolonien eingewanderten Juden genug zu tun, um diese anzusiedeln ohne dabei grössere Spannungen mit den Arabern zu schüren. Damit war das von den Juden favorisierte Land Palästina als neue Heimstätte verunmöglicht und die englische Regierung verwahrte sich dagegen, in dieses Land Millionen von europäischen Juden aufzunehmen.

Die nur wenige hunderte Kilometer von Palästina entfernte Insel Zypern bot aber beste Möglichkeiten, für die Juden eine neue Heimat zu werden. Die von den Engländern in bilateralen Verhandlungen mit Deutschland abgegebene Insel Zypern war hervorragend geeignet, eine Vielzahl von Juden aus Europa aufzunehmen. Die dünn besiedelte Insel mit ihren Einwohnern aus griechischen Zyprioten und einer kleinen türkischen Minderheit war mit nur 850.000 Einwohnern 1943 bereit, sich für gutes Geld von der deutschen Regierung einen Grossteil ihrer Insel abkaufen zu lassen. Das zyprische Oberhaupt, Erzbischof Makarius III., war mit politischem Weitblick ausgestattet. Er wusste, dass die Millionen von Juden aus Europa sein Land mit ihren riesigen Vermögen schnell zu einer Perle des Mittelmeerraums verändern würden. Da die Deutschen die Militärstützpunkte der Engländer übernommen hatten, garantierten sie auch vertraglich, die Rechte der Zyprioten zu achten. Alle einreisenden Juden mussten sich verpflichten, im neuen Staat Zypern Religionsfreiheit und Minderheitenrechte zu garantieren.

Ab 1944 begann die Übersiedlung von vier Millionen Juden aus Europa, die 1951 abgeschlossen wurde. In dieser kurzen Zeit wurde die gesamte Infrastruktur der Insel umgekrempelt. Es entstanden moderne Seehäfen in Famagusta und Larnaka und in Larnaka wurde gleich noch ein Flughafen gebaut. Dazu wur-

de die Insel mit einem modernen Eisenbahn- und Autobahnnetz ausgebaut. Da die vielen Millionen Juden neue Häuser brauchten, entstanden ganze Städte neu. Um die Wasserknappheit der Insel zu beheben, ersannen die neuen Bewohner Meeressalzanlagen, die es möglich machten, Meerwasser in Trinkwasser umzuwandeln. Gleichzeitig wurde die Landwirtschaft und noch viel mehr die fast nicht vorhandene Industrieproduktion aus ihrem Dornröschenschlaf gerissen. Ab dem Jahr 1950, also nur sechs Jahre nach der Ansiedlung der ersten Juden auf Zypern, war man in der Lage, die eigene Bevölkerung mit ausreichend Nahrungsmitteln zu versorgen. Die neuen, aus Europa mitgebrachten, Anbau- und Bewässerungsmethoden, ermöglichten sogar Exporte von Nahrungsmitteln in den arabischen Raum hinein. Die begonnene Industrieproduktion war in der Lage, den grössten Teil der tagtäglichen Konsumgüter selbst auf Zypern produzieren zu können. Politisch hatte man das Land in eine parlamentarische Demokratie umgeformt. Ein kleines Parlament in der Hauptstadt Nikosia wählte den Premierminister. Dabei wurden die Minderheitenrechte der Bevölkerung im Grundgesetz geschützt. Man legte daher grossen Wert darauf, in der jeweiligen Regierung, alle Bevölkerungsgruppen vertreten zu haben. Die Juden hatten aus den schlimmen Erlebnissen im alten Deutschland die Erfahrung mitgenommen, dass jede Form von Diskriminierung aufgrund von Hautfarbe oder Religion nur Unglück über die Bewohner eines Landes bringen musste. So war von Anfang an für ein friedvolles Miteinander der verschiedenen Bevölkerungsgruppen gesorgt. Der beginnende Wohlstand konnte gemeinsam von den Bewohnern der Insel Zypern geteilt werden. Es wurde beschlossen, eine kleine Armee von 10.000 Soldaten aufzustellen, die allein dem Zweck der Landesverteidigung diene. Diese Armee der Zyprioten agierte vollkommen unabhängig

von den deutschen Stützpunkten und war ab 1955 in der Lage, ihr Staatsgebiet selbst verteidigen zu können. Die deutschen Militärkommandanten hatten strikte Anweisung, sich nicht in Zypern einzumischen. Um die schmerzlichen Erinnerungen der Juden an deutsches Militär nicht wieder in Erinnerung zu rufen, durften die Angehörigen der deutschen Truppen nur in Zivilkleidung ihre Stützpunkte verlassen.

So hatten die Juden in Zypern eine neue Heimat gefunden und dabei selbst mit dafür gesorgt, dass schon nach kurzer Zeit ein blühendes Zypern entstanden war.

Die deutsche Regierung hatte damit, wie vertraglich geregelt, dafür gesorgt, dass die Juden erstmals in ihrer Geschichte einen unabhängigen Staat ihr Eigen nennen konnten.

Kapitel 33

Europa wächst wirtschaftlich zusammen

Wie 1943 in Stockholm angedacht, schlossen sich die europäischen Länder 1950 zu einer Wirtschaftsunion, der Europäischen Gemeinschaft, kurz EG, zusammen. Zu dieser Konferenz trafen sich im Sommer 1950 in Rom fast alle Regierungschefs von Europa. Die Wirtschaftsvertreter der einzelnen europäischen Staaten hatten bis kurz vor der Konferenz lange um die Details des Vertragswerkes gerungen. Jedes Land hatte seine eigenen nationalen Begehrlichkeiten, die es im neuen Wirtschaftsraum umgesetzt haben wollte. Länder wie Frankreich, Spanien, Polen oder Irland hatten mit ihren grossen Landwirtschaften natürlich andere Präferenzen als Deutschland oder England mit ihren grossen Industrien. Hier galt es nun einen gemeinsamen Markt für bis zu 350 Millionen Menschen zu entwickeln, nationale Eigenheiten zu berücksichtigen, aber ein geschlossenes Auftreten gegenüber anderen aussereuropäischen Wirtschaftsnationen darzustellen. Die wirtschaftliche Grossmacht USA, zukünftig wachsende Märkte in Asien und das riesige Russische Reich geboten ein gemeinsames Handeln der Europäer. Da zu diesem grossen Wirtschaftsraum der EG auch noch die alten Kolonien der Nationalstaaten hinzukamen, war es für jeden Fabrikbesitzer nahezu ein Muss, Zugang zu diesem riesigen Markt zu erhalten. Sprach man mit gemeinsamer europäischer Stimme mit den anderen Wirtschaftsnationen dieser Welt, konnte man eine Vielzahl von lukrativen Aufträgen in diesen Ländern bekommen; viele mehr, als dies jedem einzelnen europäischen Staat möglich gewesen wäre. Die einzelnen Gesetze in Europa mussten dazu angeglichen werden, um einen

funktionierenden gemeinsamen Wirtschaftsraum in Europa zu erhalten. Egal, ob in der Landwirtschaft, dem Handwerk, der Automobilindustrie oder im Bankensektor, überall mussten nahezu gleiche gesetzliche Grundlagen geschaffen werden, um die Volkswirtschaften untereinander vernetzen zu können. Dies war mitunter mit schmerzlichen Einschnitten in liebgewonnene Gewohnheiten der einzelnen Nationalstaaten verbunden, mit allen seinen negativen Folgen, wie einem Arbeitsplatzabbau in unrentablen Betrieben. Der gemeinsame grosse Markt mit allen seinen Perspektiven war aber zu verlockend, sodass alle europäischen Regierungen den Vertrag von Rom unterschrieben. Damit waren Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Spanien, die gesamten Nordländer, die Benelux-Länder bis weit in den Süden bis nach Griechenland und in den Osten bis nach Polen zu einer neuen Wirtschaftsmacht schon im Jahr 1950 zusammengeschlossen.

Es galt dabei, den Balanceakt einerseits zwischen wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten zu schaffen, andererseits die nationale Souveränität der Bürger eines jeden Landes nicht in Frage zu stellen. Hier war es nun die Aufgabe der Regierungen der Länder, ihren Bürgern die Vorzüge der EU vor Augen zu führen. Als Zukunftsvision der Konferenz von Rom war der Wille der Regierungen zum Ausdruck gebracht worden, in den kommenden Jahrzehnten den gemeinsamen Markt so weit wachsen zu lassen, dass als höchste Form der Vereinigung zum Schluss eine gemeinsame Währung für Europa einziges Zahlungsmittel sein sollte.

Kapitel 34

1951: Stalins Vorbereitungen zum Angriff

Wie Stalin schon 1943 nach der Konferenz von Stockholm vermutet hatte, entwickelte sich Europa gänzlich anders, als er es in seinem Machtstreben geplant hatte. Es schloss sich ein Europa in freier Selbstbestimmung zusammen und der Markt innerhalb der EU wuchs immer schneller. An der Spitze der EU stand Deutschland mit revolutionären Neuentwicklungen in Industrie und Landwirtschaft. Der Überschuss des deutschen Bruttosozialproduktes war so gross, dass es sich Deutschland leisten konnte, eine Infrastruktur im ganzen Land aufzubauen, mit der Russland nicht einmal annähernd mithalten konnte. Die Berichte des russischen Botschafters aus Berlin bzw. des russischen Geheimdienstes KGB über die Fortschritte in Deutschland waren so weit weg von der russischen Realität, dass sie geradezu phantastisch in Stalins Ohren klangen. Während in Russland die Planwirtschaft zu grossen Versorgungsengpässen in der gesamten Industrie führte und die Landwirtschaft mit ihren Kolchosen auf dieser riesigen Landmasse eine Missernte nach der anderen einfuhr, blühte Deutschland förmlich auf.

Stalins Kommission, die sich mit dem nächsten Fünfjahresplan beschäftigte, prognostizierte weitere Fehlschläge in der Wirtschaft, wenn sich nicht grundlegende Dinge änderten. Das einzige, was funktionierte, war die russische Armee, die sich mit ihren zwei Millionen Soldaten und moderner Ausrüstung 1951 bereit zeigte, Stalins Machtgelüste umzusetzen. Auch hier hatte es länger gedauert als gedacht; aus 1947 war 1951 geworden,

kostbare Jahre verschwendet, in denen Stalin seinen Machtbereich, nicht militärisch hatte ausdehnen können. Nachdem die USA Japan besiegt hatten, hatte Stalin das Machtvakuum in diesem Teil der Welt genutzt, um seinen Einfluss auf China zu vergrössern. Stalin hievte mit dem Kommunisten Mao einen noch grösseren Massenmörder als ihn selbst auf den Chefsessel in China. Jahre später überzog Mao China mit seinem roten Terrorregime, das Millionen von Chinesen das Leben kosten sollte. Stalin hatte aber erreicht, seinen Machtbereich auf China auszudehnen und nahm die Mongolei gleich mit in seine Geiselhaft. Die russische Aggression konnte sich hier nicht weiter ausdehnen, ohne auf amerikanische Gegenwehr zu stossen.

In Europa gelüstete es Stalin, sich mit dem Rest von Polen, Ostpreussen und grossen Teilen Deutschlands ein noch grösseres Stück vom europäischen Kuchen abzuschneiden. Dies musste zwingend vor dem Inkrafttreten eines europäischen Militärbündnisses erfolgen, nach dem alle Vertragspartner Beistandsverpflichtungen wahrzunehmen hätten. Da Deutschland sich verpflichtet hatte, Polen Beistand zu gewähren, hoffte er auf einen Überraschungsangriff, bevor das deutsche Militär zurück schlagen konnte. Hier irrten seine Militärstrategen gewaltig, denn die seit dem Krieg gegen England aus dem Blickwinkel verschwundenen deutschen Wunderwaffen waren immer noch da und noch weiterentwickelt worden. Die numerische Unterlegenheit der Wehrmacht mit ihren 500.000 Soldaten in Friedenszeiten gegenüber einer russischen Armee mit zwei Millionen Soldaten sollte nicht das Gleichgewicht der Kräfte wieder spiegeln.

Stalin hoffte darauf, die Neuerungen der deutschen Wirtschaft sowohl bei zivilen wie militärischen Produkten, die er sich mit einem Angriff verschaffen konnte, auf diese Weise in die Hände

zu bekommen. So standen alle Zeichen in den Abendstunden des Jahres 1951 auf Angriff. Der Kommunismus schickte sich mit Stalin an der Spitze an, sein Unheil über ein freies Europa verbreiten zu können. Bis dahin wurden aber alle Abmachungen des Hitler-Stalin-Paktes vom August 1939 bis in das kleinste Detail eingehalten.

24. Dezember 1951: Angriff

Am 24. Dezember 1951 standen zwei Millionen Soldaten von der Ostsee bis ans Schwarze Meer bereit, um mit ihren modernen T 54-Panzern Osteuropa in den russischen Herrschaftsbe- reich zu rücken. Das Datum des Angriffs war mehrere Tage nach hinten verschoben worden, bis das Wetter schlecht genug sein sollte, Flugzeuge nicht starten lassen zu können. Damit sollte verhindert werden, dass die deutsche Luftwaffe gleich ins Geschehen eingreifen konnte. Auf breiter Front stiessen die rus- sischen Verbände vor und stellten die Verteidiger vor riesige Probleme. Eine gewisse Arglosigkeit den Russen gegenüber, der Zeitpunkt um Weihnachten und der Glaube an Frieden hatten für den Diktator Stalin dafür gesorgt, die Polen, die Bulgaren, die Ungarn und die Deutschen zu überraschen. So rückten die russischen Streitkräfte ohne nennenswerte Verluste vor. Die je- weiligen Heimatarmeen der Länder waren zu schwach, um sich gegen die Übermacht der russischen Kräfte zu wehren und Deutschland brauchte 24 Stunden, um angemessen antworten zu können. Die zwei deutschen Divisionen, die an der russisch- polnischen Grenze stationiert waren, lieferten einen heldenhaf- ten Widerstand und hinderten die Russen erfolgreich daran, den Grenzfluss Bug zu überqueren. In einer grossflächigen Zan- genbewegung wurden sie aber vom russischen Marschall Schu- kow eingeschlossen und vernichtet. Sie hatten für 24 Stunden lang die russische Armee erfolgreich aufgehalten und damit da- für gesorgt, Gegenmassnahmen einleiten zu können. In dieser Zeit wurden die modifizierten Tiger 2-Panzer über die Auto- bahnen schnell an die polnische Grenze verlegt und machten

sich daran, die T 54-Panzer zurückzuwerfen. In ersten Gefechten im Raum Krakau und Königsberg wurden die russischen Vorwärtsbewegungen gestoppt. Auch den neuen russischen T 54-Panzern gelang es nicht, die deutschen Tiger 2 abzuschies- sen. Ihre Geschosse prallten an der reaktiven Panzerung ab und zerplatzten. Die Tiger dagegen schossen ihre von Rheinmetall entwickelten und mit Uran ummantelten Geschosse ab und liessen die T 54 reihenweise kampfunfähig zurück. Nach 30 Stunden hatten die Tiger die Oberhand gewonnen und die Luchs 2-Truppentransporter sicherten mit ersten Truppen die Geländegewinne ab. So waren zumindest in Polen die russi- schen Truppen zurückgedrängt und, noch wichtiger, das Wet- ter klarte auf. Jetzt erhoben sich von allen deutschen Luftwaf- fenbasen die Flugzeuge und begannen, die russische Armee zu bombardieren. In Verbindung mit dem Heer wurden die Rus- sen derart schnell und präzise zurückgeschlagen, dass es entlang der gesamten Front nach zwei Tagen zum kompletten Rückzug der russischen Armee kam. Jetzt stiegen die Horten-Lang- streckenbomber auf, um militärische Ziele in ganz Russland zu bombardieren. Parallel dazu wurden die ersten 20 A 10- Langstreckenraketen auf Ziele in ganz Russland abgeschossen. Nur acht Minuten später schlugen die Raketen in Moskau, Sta- lingrad, hinter dem Ural und selbst im fernen Sibirien ein. Als nach zwei Stunden die Horten-Langstreckenbomber ihre Ziele erreichten und ihre Bombenlast punktgenau teilweise auf dem Kreml abwarfen, stand fest, dass Stalin sich verspekuliert hatte. Die modernsten russischen Flugzeuge waren vom Himmel ge- fegt worden und die Landstreitkräfte waren komplett auf dem Rückzug hinter ihre Ausgangslinien. Vom Meer aus hatten deutsche Schiffe begonnen, russische Flottenstützpunkte in Schutt und Asche zu legen. Sobald die deutschen Flugzeugträ- ger in der Ostsee auftauchen würden, war mit der völligen Zer-

störung der russischen Flotte zu rechnen. Weder die Weihnachtstage noch die kalten Temperaturen von teilweise minus 25 Grad hatten die deutsche Militärmaschinerie daran hindern können, nach 30 Stunden ihre volle Vernichtungskraft entwickeln zu können. Er war jetzt nur noch eine Frage der Zeit und des Willens der deutschen Regierung, wie weit man sich an Russland für den feigen Überfall rächen wollte. Stalin und seine Militärplaner hatten sich gründlich in Hinsicht auf die Fähigkeit der Wehrmacht verrechnet, grössere Truppenbewegungen abwehren zu können.

Mit Datum vom 26. Dezember 1951 ging ein Fernschreiben der deutschen Regierung in Moskau mit folgenden Forderungen ein:

«Rückzug der russischen Armee in ihre Ausgangsstellungen bis zum 28.12.1951.

Rückzug der russischen Armee aus dem gesamten Polen und den baltischen Staaten bis zum 30.12.1951.

Absetzung von Stalin und seine Inhaftierung in Russland bis zum 28.12.1951.

Unterzeichnung eines Friedensvertrages mit der EU bis zum 15.01.1952.

Begleichung der Kriegsschäden, die durch diesen Angriff verursacht worden sind, innerhalb von 10 Jahren.»

Da das Fernschreiben um 15 Uhr russischer Zeit eingetroffen war, gab die deutsche Regierung ihr zwei Stunden Zeit, dieses Schreiben zu beantworten.

Sollte bis 17 Uhr nicht eine zufriedenstellende Antwort der russischen Regierung eingetroffen sein, würden die Kampfhandlungen sofort wieder aufgenommen. Ab diesem Zeitpunkt würden auch zivile Ziele in Russland angegriffen werden.

An der Glaubhaftigkeit dieser Aussagen war nicht zu zweifeln, zu sehr entsprachen die Angaben der russischen Kommandeure an den Frontabschnitten der Realität. Die Deutschen waren sehr wohl in der Lage, alle Punkte in Russland zu erreichen und auszuradieren. Da man nicht wusste, ob die Deutschen, wie schon die Amerikaner die Atombombe fertig entwickelt haben würden, wollte niemand das Risiko in Kauf nehmen, mit dieser furchtbarsten aller Waffen bestraft zu werden. Aussenminister Molotov und der neue starke Mann in Moskau, Chruschtschow, beauftragten den KGB, Stalin sofort zu erschiessen. Das wurde sofort umgesetzt, Stalin wurde direkt im Kreml erschossen. Bilder des Toten wurden entwickelt und mit der bedingungslos unterschriebenen Anerkennung der deutschen Forderungen mit dem Flugzeug nach Berlin geschickt. Die deutsche Regierung wurde vorab per Fernschreiben informiert und das russische Flugzeug wurde von deutschen Begleitjägern von der deutschen Reichsgrenze bis nach Berlin eskortiert. Nachdem die deutsche Regierung die Richtigkeit der Unterschriften überprüft hatte und die Bilder des Toten gesichtet worden waren, beendete die Wehrmacht die Angriffe dauerhaft.

Die polnische Regierung war hocherfreut, wieder ihr gesamtes Staatsgebiet in Besitz nehmen zu dürfen, und die drei baltischen Staaten waren wieder unabhängig.

Am 1. Januar 1952 war damit der Frieden in Europa nach kurzer Unterbrechung wieder zurückgekehrt.

Kapitel 36

Müllers Hauskauf in Danzig

Der Hauskauf der Müllers wurde mit Beginn des Jahres 1952 dringend. Maria war wieder schwanger und erwartete ihre zweite Niederkunft für Ende Februar. Theo, der sein Studium 1948 beendet hatte, brauchte zuhause ein eigenes Arbeitszimmer, um kleinere Forschungsaufgaben zuhause erledigen zu können. Seit seiner Anstellung in der meeresbiologischen Anstalt Kiel – Aussenstelle Danzig –, brachte er zudem viel Schreibarbeit mit, die er von zuhause aus erledigen wollte, um mehr Zeit mit der Familie verbringen zu können. Die Zwei-Zimmer-Wohnung platzte bald aus allen Nähten und für eine Familie mit einem zweiten Kind war die Wohnung definitiv zu klein. Da Theos neue Arbeitsstelle sehr gut bezahlt wurde, war in den letzten Jahren eine beträchtliche Summe bei der Danziger Postbank angewachsen, sodass das neue Haus fast aus Eigenmitteln finanziert werden konnte.

Theos Bruder hatte, wenn man davon sprechen darf, dieselben Probleme und so entschied man sich für ein grosses Haus in Sopot, nur 500m von der Seebrücke entfernt. Das Haus lag mitten in der Fussgängerzone von Sopot und hatte, vollkommen untypisch, einen schönen grossen Garten nach hinten zu bieten, der fast nicht einsehbar war. Da Sopot inmitten des Städtedreiecks zwischen Dingen, Sopot und Danzig lag, war dieses grosse dreistöckige Haus in bester Lage mit 900qm Wohnfläche und einem Garten von 2.500qm natürlich sehr teuer. Alles in allem sollte das ganze Objekt 125.000 RM kosten. Da das Haus erst 1930 gebaut worden war, war dieser Preis mehr als fair. Es än-

derte aber nichts daran, dass für beide Familien damit jeweils 62.500 RM aufzubringen waren. Selbst für die gutverdienenden Müllers eine beachtliche Summe, aber die Bank, winkte den Verkauf durch. So waren beide Familien jetzt stolze Hausbesitzer und wohnten in bester Lage von Sopot. Da noch etwas Geld von der Bank übrig war, wurden gleich noch zwei KDF-Wagen, später besser bekannt als VW Käfer, angeschafft. Jede Familie bekam eine Haushälfte und hatte damit mehr als genügend Platz für weitere Kinderwünsche. Maria hatte sich schon wieder Sorgen gemacht, dass Theo nach dem Angriff von Russland auf Deutschland bzw. Polen wieder zur Marine zurück müsste. Wilhelm, der ja Offizier bei der Luftwaffe war, beruhigte sie schnell und meinte, wenn das Wetter passe, würde sich die Lage schneller ändern als man es sich vorstellen könne. Mehr durfte er nicht sagen, aber als er am nächsten Tag in seinen Horten-Langstreckenbomber stieg und seine Bombenlast punktgenau über dem Krenl abwarf, musste er an seine Schwägerin Maria denken. Sie konnte ja nicht wissen, über welche militärischen Mittel Deutschland verfügte, selbst wenn man auf den Einsatz von Atombomben verzichtete. Aber das war schliesslich auch egal. Die gesamten Müllers waren froh, diesen von Russland angezettelten Krieg beendet zu wissen, bevor er überhaupt richtig begonnen hatte. Spätestens mit dem gemeinsamen europäischen Militärbündnis dürften solche Aggressionen mindestens in Europa der Vergangenheit angehören. So wurde umso schöner im Sommer 1952 der Hauskauf bei einem schönen Grillfest gefeiert und man konnte sich freuen, wie die Kinder Klaus und Heinz schön im Garten spielten. Dazu kam noch die kleine Nadine, die Maria im Februar 1952 zur Welt brachte. Sie schlief selig im Kinderwagen, als alle beschlossen, sich auf der Seebrücke noch einmal den Wind um die Nase wehen zu lassen. Diese wunderschöne weisse Seebrücke, die noch zu Kaisers Zeiten ge-

baut worden war, war mit ihrem schönen angrenzenden Park ein wahres Naturwunder. Da im Sommer immer ein kleiner Zirkus dort seine Vorstellungen gab, war es für die Kinder ganz phantastisch dort. Als die Hauptattraktion, die Elefanten, im Walzer-Rhythmus tanzten, klatschte das ganze Publikum vor Begeisterung mit. Nach dem Ende der Vorstellung spazierten alle zum Ende der Seebrücke und genossen den Blick auf die Ostsee, die vom Mond wie beleuchtet wirkte. Das geschulte Auge von Theo erblickte weiter draussen den Gischtschaum eines Sehrohrschnorchels, der durch das Wasser schnitt. Dieses U-Boot war wohl gerade aus dem Danziger Hafen ausgelaufen, bevor es in tieferen Gewässern auf Patrouille ging. Maria war nicht entgangen, dass Theo etwas Interessantes gesehen hatte, sie konnte aber nichts erkennen. Zehn Minuten später, als sie mit einem Glas Rotwein vor dem Kamin lagen, fragte sie, was er gesehen hätte. Theo gab seine Sichtung preis, ohne sich zu beklagen, dass mit dem Ende seiner U-Boot-Karriere doch etwas Abenteuer aus seinem Leben abhanden gekommen war. Maria wusste natürlich, was er für die Familie aufgegeben hatte. So lag es an ihr, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Schon zehn Minuten später hätte Theo nicht einmal die angedachten Atom-U-Boote, gegen Maria eintauschen mögen. Sie liebten sich im Schein des Kamins und hätten glücklicher nicht sein können.

Kapitel 37

Grundlagen zur Bildung eines Militärbündnisses

Der Angriff Russlands auf Polen bzw. Deutschland im Jahr 1951 hatte gezeigt, wie verletzlich der sichergeglaubte Frieden in Europa war. Eine kommende Supermacht Russland mit ihrer aggressiven Ideologie des Kommunismus musste zwangsläufig über kurz oder lang wieder angreifen, um die freie Welt mit ihrem vermeintlich besserem Weltsystem zu beglücken. Dabei war es den Kommunisten ein besonderer Dorn im Auge, wie sich ihre vermeintlichen Kampfgenossen, die Arbeiter und Bauern in Europa, vom zunehmenden Konsum in Europa korrumpieren liessen. Arbeiter und Bauern, denen es wirtschaftlich sehr gut geht, taugten nun einmal nicht dazu, den revolutionären Zielen von Marx, Engels und Lenin zu verfallen. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis es Russland wieder gelüsten würde, seine schreckliche Gesellschaftsordnung dem freien Europa mit militärischen Mitteln überzustülpen.

Die andere Supermacht USA, die schon über Atomwaffen verfügte, hatte damit einen Faustpfand, um Europa erpressen zu können, solange man selbst noch nichts Ähnliches zu bieten hatte. Im Jahr 1953 entwickelten die Deutschen zwar schon selbst die Atombombe, es war aber überhaupt noch nicht abzusehen, wann man über Waffen dieser Art verfügen konnte, die aus dem Versuchsstadium heraus entwickelt und funktions-tüchtig waren.

Der wirtschaftliche Aufschwung in Europa und die zunehmende Dominanz von Produkten aus Europa auf dem Weltmarkt liessen die Wirtschaftsbesse in den USA nicht unbedingt in die

Hände klatschen vor Glück. Es gab nur drei Möglichkeiten für die USA dies zu ändern: Entweder bessere Produkte zu entwickeln, die sich auf dem Weltmarkt verkaufen liessen, mit Strafzöllen die Europäer daran zu hindern, von den USA beherrschte Märkte zu beliefern oder aber, wenn beide anderen Varianten scheiterten, mit ihrer zu diesem Zeitpunkt grössten Militärmacht der Welt die Absicherung der Interessen der USA militärisch zu erzwingen.

Dabei hatte die Regierung der USA, anders als Russland, Rücksicht auf die Stimmung der eigenen Bevölkerung zu nehmen, da sie von ihr ja alle vier Jahre wiedergewählt werden wollte. In Zeiten der zunehmenden medialen Berieselung durch das Radio und noch vielmehr durch das aufkommende Fernsehen war es aber machbar, die eigene Bevölkerung soweit zu manipulieren, dass sie glaubte, jeder Beschluss der Regierung der USA entspräche ihren ureigenen Interessen.

Diese Plan- und Machtspiele der anderen Supermächte bedenkend war der 1950 in Rom erfolgten Gründung des Wirtschaftsbündnisses der Europäischen Gemeinschaft (EG) nun ein angedachtes Militärbündnis an die Seite zu stellen.

Jedem zukünftigen Aggressor, der den freien Wirtschaftsverkehr Europas mit der Welt oder die territoriale Integrität eines einzelnen Staates in Europa in Frage stellte und dies mit militärischen Mitteln umzusetzen gedachte, musste ein so hohes Abschreckungspotenzial entgegengestellt werden, dass allein der Gedanke daran scheitern musste.

Deutschland war durchaus in der Lage, seine Interessen allein durchzusetzen. Es entsprach aber seinem neuen Selbstverständnis, die anderen europäischen Staaten dabei mit in das

Boot zu nehmen. Ein im Handel und beim Militär geeintes Europa war praktisch nicht angreifbar.

So mündeten die historischen Erfahrungen und der Wille der europäischen Regierungen 1953 in der Bildung des europäischen Militärbündnisses EMB.

Kapitel 38

Die Bildung des EMB 1953 in Paris

Im August 1953 war es endlich soweit. Nach langen Vorgesprächen und Beschlussvorlagen auf der Ebene von Ministern bzw. deren Staatssekretären trafen sich die Regierungschefs fast aller europäischen Länder, um den Vertrag feierlich zu unterzeichnen. Lediglich das Spanien des Generals Franco, die Schweiz und Schweden hielten es für klüger, weiter auf strikte Neutralität zu setzen. Eine Entscheidung, die für die anderen Regierungen von Europa sehr schmerzlich war, da insbesondere mit dem Flächenland Spanien, ein wichtiger Beitrittskandidat für das EMB vorläufig nicht gewillt war, sich der militärischen Vereinigung Europas anzuschliessen.

Da aber fast alle anderen Länder in Europa bereit waren, sich militärisch zusammenzuschliessen, war dies ein Meilenstein in der europäischen Sicherheitspolitik.

So gründeten die Regierungschefs in einer schwülen Sommernacht von Paris das Europäische Militärbündnis (EMB), das sich für die zukünftigen Jahrzehnte dafür verantwortlich zeichnen sollte, den Krieg von Europa fernzuhalten.

In der Charta von Paris wurden folgende Eckpunkte festgelegt.

«1. Jeder Angriff auf ein Mitglied des EMB, löst automatisch Beistandsabkommen mit allen anderen Mitgliedern des EMB aus.

Spätestens 24 Stunden nach dem Angriff auf ein Mitgliedsland des EMB wird die gesamte Militärmacht dafür eingesetzt, diesen Angriff abzuwehren.

2. Alle zwei Jahre finden gemeinsame Manöver der Staaten des EMB zu Land, auf dem Meer und in der Luft statt, um das Zusammenspiel der nationalen Armeen bei der Bekämpfung eines imaginären Feindes zu üben.

3. In Abänderung der bilateralen Verträge mit Deutschland ist es den Mitgliedstaaten gestattet, ihre Armeen auf eine Sollstärke von 500.000 Soldaten, analog der Stärke der Wehrmacht, anzupassen, soweit dies von den jeweiligen Regierungen gewünscht wird.

4. Das Beistandsabkommen gilt nur für Europa, die Kolonien der jeweiligen Nationalstaaten auf anderen Kontinenten sind von dieser Regelung bewusst ausgenommen.

5. Das EMB ist ein rein passives Militärbündnis, dessen Hauptaufgabe es ist, in Europa für Frieden zu sorgen.

6. Im Zuge der Kostenersparnis ist es wünschenswert, die Ausrüstung der Armeen zu vereinheitlichen und grössere Rüstungsvorhaben gemeinsam zu entwickeln.

7. Der Einsatz der noch nicht fertig entwickelten Atomwaffen ist ausdrücklich nur nach dem zuvor erfolgten Angriff mit denselben Waffen erlaubt (Zweitschlag).

8. Alle Regierungen haben mit einem ausreichenden Militäretat in ihren Haushalten dafür Sorge zu tragen, für ein Europa mit hoher Abschreckungskraft zu wirken.

9. Deutschland verpflichtet sich, seine modernsten Waffen den Partnern des EMB zu erklären, ohne diese jedoch in ihrer Konstruktion offen legen zu müssen.

Den Schutzschirm seiner Waffen stellt Deutschland allen Mitgliedern des EMB zur Verfügung.

10. Alle Regierungen verpflichten sich, ihre Waffen dem aktuellen Stand der Wissenschaft regelmässig anzupassen.»

Nachdem alle Regierungschefs feierlich diesen Vertrag in den Räumen des Élysée-Palasts unterzeichnet hatten, begann dieser Vertrag in Kraft zu treten. Damit war die Zukunft von Europa abgesichert, wirtschaftlich weiter wachsen zu können ohne militärisch angreifbar zu werden.

Die deutsche Regierung hatte damit schon wie in der Konferenz von 1943 in Stockholm erklärt, Deutschland wirtschaftlich und politisch in ein gemeinsames Haus Europa einzubinden zu wollen. Nur zehn Jahre später, im Sommer 1953 in Paris, war dieses grosse politische Ziel vollbracht.

Deutsches Wirtschaftswunder

Nachdem Deutschland 1950 in Rom seine wirtschaftlichen Interessen mit dem Beitritt in die EG und 1953 in Paris seine militärischen Interessen mit dem Beitritt in das EMB abgesichert sah, hatten die deutschen Wirtschaftsleute beste Voraussetzungen für weitere Investitionen in ihre Konzerne. Das Wachstum wurde zusätzlich beschleunigt durch günstige Kredite der deutschen Reichsbank, die dem Willen der Regierung nachkam, Betriebe, die in den Ausbau ihrer Standorte investierten, zu fördern. Da der deutsche Finanzminister Hjalmar Schacht zusätzlich dafür sorgte, diese Investitionen besonders günstig von der Steuerlast abschreiben zu können, begann ein Wachstum der deutschen Wirtschaft, was mit jährlichen Steigerungsraten von 10% des deutschen Bruttosozialproduktes verbunden war. Durch den 1944 begonnenen Ausbau der deutschen Infrastruktur hatten sich zehn Jahre später die erhofften Wachstumsimpulse mehr als eingestellt. Deutsche Produkte waren Weltspitze, sie wurden derart nachgefragt, dass man kaum dabei hinterherkam, diese Produkte in der gewünschten Lieferzeit bereitstellen zu können. Da der wirtschaftliche Fortschritt immer mit neuesten Forschungen und Entwicklungen an den Universitäten einherging, wurden neue wissenschaftliche Erkenntnisse und Erfindungen ohne grossen Verwaltungsaufwand in neuen Produkten umgesetzt. Dieses enge Zusammenwirken von Hochschuleinrichtungen und Industrie war dafür verantwortlich, dass eine wahre Flut von Patenten der deutschen Wirtschaft zusätzlich noch einmal einen grossen Schub nach vorne verschaffte. So hatte man im Jahr 1954 eine Vollbeschäftigung erreicht,

die in der bisherigen Geschichte von Deutschland einmalig war. Da die Industrie weiter im Produktionsrausch war und weiter nach zusätzlichen Arbeitskräften schrie, war man in Zusammenarbeit mit anderen europäischen Regierungen Süd- und Osteuropas bemüht, diesen Fachkräftemangel zu beheben. Bis dahin galt es, Besteller von deutschen Produkten aus dem Ausland nicht mit zu langen Wartezeiten zu verärgern. Wo man in Deutschland auch hinsah, überall rauchten die Schornsteine und neue Fabriken wurden, kaum waren sie eröffnet derart schnell schon wieder ausgelastet, dass bei ihrer Inbetriebnahme eigentlich schon die nächsten zu planen waren. So machte man aus der Not eine Tugend und band die Frauen, ähnlich wie schon in Kriegszeiten, in die Produktion ein. Da weiterhin Deutschland mit einem hohen Kindersegen zur Mehrung der deutschen Kultur beitragen sollte (drei bis vier Kinder waren üblich), mussten die Mütter in die Lage versetzt werden, Familie und Beruf unter einen Hut zu bekommen. Hierzu setzte man ein lückenloses System der Kinderbetreuung vom Säugling über den Kindergarten bis zu Ganztagschulen um, das es den Müttern erlaubte, in ihren Betrieben vollzeitlich arbeiten zu können. Dabei setzte man den Kindern, anders als zu Zeiten von Hitler, nicht Hirngespinnste von Rassenwahn und Eroberungsplänen in den Kopf, sondern bildete individuelle Persönlichkeiten aus. Diese in bester Tradition von Dichtern und Denkern wie Schiller, Goethe und Einstein stehende Generation würde europäische Bürger deutscher Nation hervorbringen und Europa mit neuen Zukunftsvisionen bereichern.

Dies war im Jahr 1954 umso erstaunlicher, da die alten Wertmassstäbe für Frauen doch eher auf Heim und Herd zugeschnitten waren. Es erforderte grosse Umdenkprozesse bei den deutschen Männern dieser Zeit, die Frauen als gleichberechtigte

Partner zu akzeptieren. Besonders in den ländlichen Gebieten von Deutschland sollte es noch Jahre dauern, bis die Männer die neue Rolle der Frauen zu akzeptieren begannen.

So waren bis zu 90% der deutschen Frauen in der Landwirtschaft oder der Industrie eingebunden und es musste zwangsläufig zu einer neuen Rollenverteilung zwischen Mann und Frau zuhause kommen. Um die Familie weiterhin als höchstes Gut der deutschen Politik fördern zu können, wurde eine Fünf-Tage-Woche bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 45 Stunden festgelegt. Ein zunehmendes Doppelleinkommen in deutschen Haushalten sorgte im Inland für eine grosse Kaufkraftzunahme. Zu dem ganz oben auf dem Wunschzettel stehendem Auto kamen Waschmaschinen, Kühlschränke und Fernseher noch hinzu. Diese im Jahr 1954 noch nahezu futuristisch anmutenden Haushaltsgegenstände sollten bald zum Standard in deutschen Haushalten werden. Ein Volk von 90 Millionen Deutschen im Jahr 1954 (Tendenz stark wachsend) mit diesen Dingen auszustatten, war allein schon eine Herausforderung. Da diese Dinge auch in der restlichen Welt an Bedeutung gewannen, waren allein mit der Produktion dieser Güter zehntausende Menschen beschäftigt.

Der Maschinenbau, die Chemieindustrie, die Motorrad- und Automobilindustrie, Kraftwerksbauer und die Konsumgüterproduktion stellten einen Absatzrekord nach dem anderen auf. Der Hafen von Hamburg wurde bald zu klein, um all diese Dinge exportieren zu können. So war man froh über die Häfen von Rotterdam und Antwerpen, von denen aus diese Produkte in alle Welt ausgeliefert werden konnten. Dabei war allein die Schiffskapazität schon begrenzt, da die Werften in Europa nicht mehr hinterherkamen, genügend Schiffe so schnell bauen zu können, um die Exporte abdecken zu können.

Da man in Europa verstärkt begann, die Energiewirtschaft auf Erdöl aus dem nahen Osten umzustellen, waren zusätzlich grosse Tanker gefragt, die erst noch in grösserer Stückzahl gebaut werden mussten.

Im Bereich der Flugzeuge sah es nicht anders aus. Messerschmidt, Dornier und Fokke Wulf produzierten ebenfalls am Rand ihrer Kapazitäten. Neben den Militärmaschinen, um die Partner des EMB auszurüsten, wurde die Anzahl der Bestellungen an Zivilmaschinen für den Passagier- und Frachtflugverkehr immer grösser. Das zunehmend grösser werdende Einkommen einer breiten Bevölkerungsschicht in Europa sorgte dafür, dass Urlaube mit Flugzeugen zu den Stränden weit entfernt liegender Ziele im südlichen Europa immer beliebter wurden. Es war jetzt sowohl technisch als auch wirtschaftlich einer immer breiter werdenden Masse von Menschen in Europa möglich, in diesen Ländern Urlaub zu machen.

Das Phänomen des Massentourismus begann sich auszubreiten. Beim Verreisen wurden die deutschen Weltmeister. Sowohl die heimische Ost- und Nordsee, als auch die Meere im Süden von Europa konnten mit dem Auto oder Flugzeug bereist werden. Die gesetzlich festgeschriebenen 30 Tage Urlaub für jeden Deutschen im Jahr wurden immer kostspieliger und weltgewandter verlebt. So erlebte der Tourismus einen nie gekannten Aufschwung und entwickelte sich zu einem eigenen Wirtschaftszweig. So exportierte Deutschland seine harte Reichsmark in südeuropäische Länder, die ganze Küstenregionen von diesem Geld ausbauten und die wiederum zu deren Haupteinkommensquelle wurden.

Im Jahr 1954 exportierte Deutschland so viele Güter ins Ausland, dass die Staatsreserven der Reichsbank auf ein nicht vor-

stellbares Ausmass anwuchsen. In weiser Voraussicht beschloss die Regierung, die Währungsreserven in Gold anzulegen und war damit in der Lage, die Reichsmark noch härter zu machen, als sie es ohnehin schon war.

Es war so viel Geld vorhanden, dass man nun in der Lage war, Zukunftsvisionen deutscher Wissenschaftler in die Tat umzusetzen, die man noch vor einigen Jahren ins Reich der Fantasie verwiesen hätte.

Kapitel 40

Wernher von Braun und der deutsche Weg ins Weltall

Der bekannte deutsche Raketen-Ingenieur Wernher von Braun hatte sich seit seinen Anfängen auf dem Truppenübungsplatz der Wehrmacht in Kummersdorf aus dem Jahre 1925 bis hin zur Luft- und Heeresversuchsanstalt auf der Insel Usedom, genauer gesagt in Peenemünde, um das Vaterland mehr als verdient gemacht. Dem Team aus Raketeningenieuren unter seiner Leitung war es gelungen, über die Entwicklung von Versuchsraketen mit der Schöpfung zunächst der A 4-Rakete bis schliesslich hin zur A 10-Langstreckenrakete einen wesentlichen Beitrag zum Sieg gegen England und später auch gegen Russland zu leisten. Die Raketentechnologie gehörte zu den modernsten militärischen Neuentwicklungen seiner Zeit und war einzigartig in der Welt.

Seiner eigentlichen Lebensaufgabe, es mit Hilfe der Raketen den Menschen zu ermöglichen, den ersten Schritt in den Welt- raum vorzunehmen, hatte er bisher nicht nachkommen dürfen. Nur der Umweg über das von ihm wenig geliebte Militär bot ihm überhaupt die Möglichkeit, die sehr teure Grundlagenfor- schung für seine Raketen betreiben zu können.

Die deutsche Regierung wiederum wusste sehr wohl, was sie Wernher von Braun zu verdanken hatte und so entschloss sie sich, ihm in einem ersten Schritt finanzielle Mittel in Höhe von 750 Millionen Reichsmark zur Verfügung zu stellen, um seine Pläne für das Vordringen der Menschheit in den Weltraum um- setzen zu können.

Der riesige deutsche Haushaltsüberschuss liess dies durchaus zu und es war schliesslich mit einer erheblichen Zunahme an welt-politischem Gewicht zu rechnen, sollte es Wernher von Braun gelingen, die deutsche Hochtechnologie im Licht der Weltöf-fentlichkeit hör- und sehbar demonstrieren zu können. Die Aussichten, deutsche Satelliten oder gar deutsche Raumfahrer als erste Menschen in den Weltraum oder Orbit schiessen zu kön-nen, waren mehr als verlockend.

Die bisherige Luft- und Heeresversuchsanstalt Peenemünde musste dazu noch zu einem Weltraumbahnhof umgebaut wer-den. Peenemünde, auf der Halbinsel Usedom gelegen, war dazu bestens geeignet. Die dünn besiedelte Halbinsel war von dem Ort Karlshagen an vollständig in Richtung Peenemünde abge-sperrt. Malerisch von der Ostsee und seinen feinen Sandsträn-den eingebettet, war der sogenannte Peenemünder Haken mit einer Länge von 8,2 km gross genug, alle benötigten Hallen und Startrampen aufzunehmen. Die bereits ab 1938 ausgebaute Luft- und Heeresversuchsanstalt mit ihrem Schienennetz von 20 km, ihren drei Häfen, dem Flugplatz und einem Kohlekraft-werk mit 30 Megawatt Leistung besass somit eine gut ausgebau-te Infrastruktur, musste jetzt allerdings für die Bedürfnisse ei-nes Weltraumbahnhofes im Jahr 1955 erweitert werden.

Allein schon die schiere Grösse der A 11-Weltraumrakete mit einer Gesamthöhe von 35 m, einem Durchmesser von 5m und einem Startgewicht von ca. 280 t machten die komplette Neu-konstruktion von Montagehallen und Abschussrampen nötig. Diese dreistufige Rakete sollte in der Lage sein, die Erdumlauf-bahnen in einer Höhe von 200 km zu erreichen. Es war geplant, Erdumrundungen in einer Zeit von ca. einer Stunde zu ermög-lichen und anschliessend beim geplanten Wiedereintritt in die Atmosphäre zu verglühen. Da zukünftig die Raketen noch grös-

ser werden würden, um zum Schluss bemannte Raketen ins All und wieder zurück schicken zu können, mussten die Hallen auf Raketengrößen von ca. 100 m ausgelegt sein. Die obersten Raketstufen bildeten dabei die Satelliten- bzw. Kommandokapseln für die Raumfahrer, die erst noch entwickelt werden mussten. Dazu bekamen die großen deutschen Flugzeugbauer Fokke Wulf, Messerschmidt und Dornier eine extra Montagehalle, um ihre Anstrengungen für die deutsche Raumfahrt gemeinsam bündeln zu können. Hier wurden in enger Abstimmung mit Wernher von Braun bedarfsgerechte Satelliten und Raumschiffe entwickelt und gebaut, die auf die A 11 und nachfolgende Raketen passgenau aufgesetzt werden konnten. Die besten deutschen Flugzeugbauer machten sich daran, Satelliten und Raumschiffe zu entwickeln, die es dem Menschen möglich machten, im Weltraum zu überleben und eine Rückkehr zur Erde ermöglichten. Hier waren hochkomplexe Neukonstruktionen gefragt, um im unwirtlichen Weltraum überleben zu können. Die Anforderungen an das Material und die Menschen, die diesem lebensfeindlichen Weltraum ausgesetzt sein würden, waren dabei derart hoch, dass die Techniker an ihre Grenzen gehen mussten, um zuverlässige Satelliten oder Raumschiffe zu entwickeln. Hier machte es sich nun bezahlt, dass man quasi nebeneinander entwickeln und produzieren konnte.

In einer wahren Willens- und Energieleistung gelang es in nur einem Jahr, dieses Prestige-Projekt der deutschen Regierung bis zum Ende des Jahres 1956 fertigzustellen. Die Raketeningenieure um Wernher von Braun konnten ihre gigantische Halle von 400m Länge, 200m Breite und 150m Höhe beziehen, um die A 11 und ihre Nachfolgeraketen von der Entwicklungs- über die Planungs- bis hin zur Endmontagephase überwachen zu können. Aus der benachbarten und ebenfalls neu erbauten

Halle der ehemaligen Flugzeugkonstrukteure wurde der Satellit geliefert. Der erste deutsche Satellit wurde auf den Namen Hermes getauft, da er, ähnlich dem Götterboten, fortan Nachrichten zur Erde übermitteln sollte. Hermes wog ca. 80 kg und sollte mit seinen vier Antennen Kurzwellensignale vom Welt- raum an die Erde funken. In der grossen Montagehalle wurde Hermes auf die A 11-Rakete aufgesetzt und die gesamte Rakete aufgerichtet. Diese grosse Rakete gab ein nahezu majestätisches Bild ab, wie sie silber- bis mattschwarzglänzend mit dem an der Spitze ganz in Weiss gehaltenen Hermes-Satelliten in der Halle stand. Auf beiden Seiten des Rumpfes war eine schwarz-rot- goldene Deutschland-Fahne lackiert, die den Nationalstolz der Deutschen auf diesen Meilenstein in der Geschichte widerspie- geln sollte.

Es sollte aber noch ein Jahr dauern, bis alle Tests der einzelnen Komponenten abgeschlossen waren und Wernher von Braun grünes Licht gab, um die Rakete starten zu können. Die letzte Entscheidung über den Starttermin fiel auf politischer Ebene und wurde vom Präsidenten Erwin Rommel auf Sonntag, den 18. August 1957, für 12 Uhr festgesetzt. In enger Absprache mit Wernher von Braun, der für die volle Funktionsfähigkeit der Weltraumrakete mit dem Hermes-Satelliten garantierte, gab Präsident Erwin Rommel diesen Starttermin in einer Fernseh- ansprache der Weltöffentlichkeit bekannt. Er lud Vertreter aus dem In- und Ausland ein, diesem Start beizuwohnen.

Ein hohes politisches Risiko, denn sollte der Start oder die Signal- übertragung aus dem Weltraum schiefgehen, so hätte sich Deutschland vor der versammelten Weltöffentlichkeit bis auf die Knochen blamiert.

So standen die am Bau der ersten Weltraumrakete beteiligten Wissenschaftler und Ingenieure, an der Spitze Wernher von Braun, unter erheblichem Druck und hatten bis zum Start der Rakete schlaflose Nächte.

Kapitel 41

Die All und Hermes heben ab

Als die Sonne am 18. August 1957 ihre Strahlen über die schimmernde Ostsee warf, kündigte sich, wie von den Meteorologen vorhergesagt, ein wunderschöner Sommertag an. Keine Wolke bedeckte den Himmel und nur eine leichte Brise wehte von der Ostsee nach Peenemünde hinüber. Es begann eigentlich ein ganz normaler Sommertag auf der Ferieninsel Usedom und die Urlauber hatten alle Mühe, sich schon am Morgen ihre Standkörbe und Liegeplätze am Strand zu sichern. Der alltägliche Wahnsinn, der Ansturm der Massen auf ihre geliebte Ostsee, vollzog sich wie von einem unsichtbaren Band gezogen. Die Türen der Privatunterkünfte, Pensionen und Hotels öffneten sich, um magere und dicke Deutsche der Ostsee entgegenzuwerfen. Vorbei an Geschäften mit Sommermode, unzähligen Fressbuden und fahrenden Händlern, die alle ihre vermeintlich nützlichen Sachen den Gästen anboten, liessen sich die Touristen nicht aufhalten, ihren unstillbaren Drang nach Ostseesand und Wasser zu stillen.

Und doch war dieser 18. August 1957 schon am Morgen anders als an den anderen Tagen. Die in den Sommermonaten schon sehr volle Insel Usedom platzte nahezu aus ihren Nähten. Schon zwei Tage vor diesem Datum hatte sich ein wahrer Menschenstrom der Insel Usedom entgegengewälzt. Jeder noch so kleine Platz mit freier Sicht auf Peenemünde wurde besetzt. Direkt bis an das Sperrgebiet nach Karlshagen heran rückten die Menschenmassen vor, um den Flug der A 11-Weltraumrakete verfolgen zu können. Die Menschen hatten die Nacht am

Strand verbracht, um ihre guten Plätze für die Startbeobachtung nicht zu verlieren. Selbst die Kinder planschten nicht wie sonst so aufgeregt in der Ostsee, immer wieder schauten sie in der Hoffnung nach Peenemünde, bereits etwas entdecken zu können. Die Eltern wurden immer wieder gelöchert mit der Frage, ob es schon zwölf Uhr sei. Kam man über Anklam zur Insel Usedom, meinte man im Berliner Berufsverkehr zu stehen, so voll war es, umso näher man Peenemünde kam.

Die Einladung der deutschen Regierung, dem Ereignis beizuwohnen, hatten unzählige Regierungschefs gern angenommen, sodass selbst im abgesperrten Bereich von Peenemünde die Plätze knapp wurden, um das Ereignis vor Ort verfolgen zu können.

Die Akkreditierung der Pressevertreter musste im Losverfahren erfolgen, da die Nachfrage von Zeitungs-, Rundfunk- und Fernsehreportern so gross war, dass die extra errichteten Pressetribünen niemals ausgereicht hätten, um die Nachfrage befriedigen zu können.

Ab 11 Uhr am Morgen berichteten Radio- und Fernsehreporter live aus Peenemünde. Die Menschen in Deutschland und der Welt verfolgten das Geschehen am Radio oder im Fernsehen mit.

Der gesamte Luftraum und eine Drei-Seemeilen-Zone entlang der Insel Usedom waren komplett gesperrt worden und wurden von der Marine bzw. Luftwaffe lückenlos überwacht. Ausserhalb der Drei-Seemeilen-Zone konnte man nicht verhindern, dass sich hunderte von Schiffen versammelten, um vom Meer aus den Start zu beobachten.

In Peenemünde selbst, im innersten Absperrbereich, war die Rakete am Tag zuvor aus der grossen Montagehalle über ein Schienensystem mit einer Spezialbahn zur anderthalb Kilometer entfernten Startrampe gezogen worden. Um 6 Uhr morgens begann das Auftanken der Rakete mit flüssigem Sauer- und Wasserstoff. Dies musste besonders umsichtig geschehen, da hier höchste Explosionsgefahr bestand.

Um 8 Uhr war das Betanken abgeschlossen und man begann mit dem Abzählen der Startfrequenz. Hier begann man noch einmal mit der elektronischen Überprüfung aller Funktionen der Rakete und des Hermes-Satelliten. Überall in der Kontrollstelle hoben die Wissenschaftler die Hand, nachdem sämtliche Kontrollen erfolgreich abgeschlossen waren. Zehn Minuten vor dem Start ging man in die heisse Phase über und die letzten Telemetrie-Daten für den Flug der Rakete wurden gespeichert. Der Start wurde bis auf eine Minute herunter gezählt, ab diesem Zeitpunkt sprangen die mächtigen Triebwerke der ersten Raketstufe an. Selbst in sicherer Entfernung meinten die Zuschauer, dass ein Donnerrollen eingesetzt hätte, so laut nahmen die Triebwerke ihre Arbeit auf. Trotz der mächtigen Abgaskanäle, die in hochfesten Stelen in den Boden eingelassen worden waren und die Abgase in Richtung Meer leiteten, tauchten sie die Rakete in eine Abgaswolke, die man unschwer erkennen konnte. Die gigantischen PS-Zahlen, die der Schub der Triebwerke erzeugte, rüttelten derart an den Greifarmen der Startrampe, dass man meinte, ein kleines Erdbeben hätte eingesetzt. Als die letzte Sekunde der Startfrequenz herunter gezählt war, lösten sich die Greifarme der Startrampe und gaben die Rakete frei. Mit einem riesigen Feuerschweif hob die Rakete ab. Es war ein Bild, das man geniessen musste, wie die Rakete langsam dem Himmel entgegen flog. Mit Ferngläsern beobach-

teten die Menschen, wie die Rakete in eine leichte Kreisbahn einschwenkte und entgegen der Erddrehung weiter stieg. Nach zwei Minuten hatte die Rakete schon eine Höhe von 45 km erreicht und war 4800 km/h schnell. Die erste Raketenstufe wurde nach sechs Minuten abgeworfen und die zweite Stufe nahm ihre Arbeit auf. Auch diese Raketenstufe funktionierte vollkommen problemlos und wurde nach weiteren drei Minuten Schub abgetrennt. Die letzte Raketenstufe übernahm nun den Schub und brachte den Hermes-Satelliten auf eine Umlaufbahn von 330 km. In dieser Höhe sprengte der Hermes-Satellit seine Schutzhülle ab und entfaltete seine vier Antennen. Eine Stunde nach dem Start funkte er erste Signale Richtung Erde. Als die ersten Signale im Kontrollzentrum Peenemünde eintrafen, jubelten die Menschen vor lauter Freude. Die Wissenschaftler lagen sich in den Armen vor Glück und die Regierungschefs der anderen Länder beglückwünschten Präsident Erwin Rommel zu diesem Erfolg der deutschen Weltraumforschung. Als die Nachricht die anwesenden Reporter erreichte, dass Hermes die ersten Signale aus dem Weltraum gesendet hatte, überschlugen sich ihre Stimmen, um den Zuschauern diese Nachricht zu verkünden. Die Menschen an den Stränden der Insel Usedom, den Schiffen auf dem Meer und im Landesinneren auf den Aussichtspunkten schrien vor Begeisterung, als im Radio hörten, dass Hermes erste Signale sendete. Noch vor Kurzem hatten sie gesehen, wie diese mächtige Rakete in den Himmel gestiegen war und schon eine Stunde später hatte Hermes seine Arbeit aufgenommen. Man war Zeuge geworden, wie die Menschheit einen ersten Schritt in das Weltall unternommen hatte. Noch im Bann der Ereignisse sagte Erwin Rommel Wernher von Braun in Peenemünde zu, seine weiteren Pläne für die Erforschung des Weltraums grosszügig weiterhin fördern zu wollen. Damit war der Weg frei, bald den ersten Menschen in den Or-

bit schießen zu können. Die anderen Grossmächte, Russland und die USA, die ebenfalls Ambitionen hatten, den Weltraum zu erobern, mussten neidlos anerkennen, dass ihnen Deutschland um Jahre voraus war bei der Erforschung des Weltraums. Was nicht gesagt wurde, aber nur zu deutlich war, war, dass wenn Deutschland in der Lage war, im Jahre 1957 einen Satelliten in den Weltraum zu schießen, es auch jeden Punkt der Erde mit Raketen mit militärischen Sprengköpfen erreichen konnte.

Deutschland hatte einen enormen wissenschaftlichen Erfolg erzielt und aussenpolitisch seine hohe Abschreckungskraft bewiesen.

Kapitel 42

Der Aufschwung bei Familie Müller um 1960

Auch bei den beiden Familienhälften der Müllers war die Zeit nicht stehengeblieben. Das schöne Haus in Sopot war vorzeitig abbezahlt worden, da die Einkommen der Familien weiter gestiegen waren. Sowohl Theo wie auch Maria waren auf ihren Arbeitsstellen weiter vorangekommen. Maria hatte sich in den letzten Jahren als Chefärztin einen derart guten Ruf erworben, dass sie als anerkannte Chirurgin zu zahlreichen medizinischen Kongressen als Rednerin eingeladen wurde. Neben dem Kennenlernen weit entfernter Kollegen, dem Sehen neuer Städte im In- und Ausland waren diese Vorträge mit erheblichen Honoraren verbunden. Pro Vortrag waren durchaus 1.000 RM üblich. Eine fürstliche Vergütung, um Kollegen auf den neuesten medizinischen Stand zu bringen. Da parallel zu diesen Reisen immer auch die besten Hotels von den Veranstaltern gebucht wurden, waren dies schöne Abwechslungen zum normalen Arbeitsalltag. Mit fast vierzig Jahren war Maria immer noch eine sehr attraktive Frau und musste sich speziell an den Abenden manchen Annäherungsversuchen ihrer Kollegen erwehren. Dabei waren durchaus jüngere Kollegen dabei, die nicht zu verachten waren. Wenn sie bei diesen Avancen dann ihren Ehering am Finger sah, musste sie sofort an Theo denken und verwarf alle eventuellen Vorstellungen sofort. Bei jedem neuen Ärzte-Kongress, auf dem sie als Rednerin gebucht wurde, probierten es die Kollegen immer wieder auf das Neue, sie zu verführen. So kam sie von jedem Vortrag mit einem gut gefüllten Konto zurück und hatte am Abend immer grossen Hunger darauf, ihren Theo zu verspeisen. Theo war dies mehr als Recht, auch

nach zwanzig Ehejahren war der Sex mit Maria noch ein Vergnügen.

Theo hatte sich in seinem Institut für Meeresbiologie hochgearbeitet und aus der Aussenstelle Danzig war ein mit Kiel gleichberechtigtes Institut geworden. Sowohl die Marine wie auch private Reedereien gaben dabei immer wieder neue Forschungsaufträge an das Institut. Theo hatte bei seinen Forschungen heraus gefunden, dass mit einem Extrakt des Thunfisches versiegelt, Schiffskörper nicht mehr von Muscheln befallen würden. Dieses Forschungsergebnis hatte er sich patentieren lassen und sämtliche neuen Schiffsrümpfe wurden damit gebaut. Dies ersparte lästige Unterhaltskosten zur Reinigung der Schiffskörper und der Dieselverbrauch der Schiffe sank um 10 Prozent. Nachdem das Patentverfahren durchlaufen war, fand er mit dem Danziger Unternehmer Hannes Merz einen Partner, der dieses Produkt fortan herstellte und vermarktete. Beide gründeten eine Firma und wurden mit diesem Produkt reich. So hatte Theo mit 41 Jahren eigentlich ausgesorgt und hätte nicht mehr arbeiten müssen. Da ihm die Arbeit im Institut aber Spass machte, blieb er weiter in der Forschung tätig.

Bruder Wilhelm war bei der Luftwaffe weiter aufgestiegen und zum örtlichen Stützpunktkommandanten von Danzig ernannt worden. Mit dieser Beförderung durfte er nur noch selten selbst fliegen, war aber für die Sicherheit des gesamten Luftraums bis an die Reichsaussengrenze nach Königsberg zuständig. Nebenbei schrieb er noch Bücher über die Luftfahrt, die sich nach anfänglichen Schwierigkeiten jetzt immer besser zu verkaufen begannen. Mit diesem Hobby waren nicht unerhebliche Nebeneinkünfte verbunden. Seine Frau Karla hatte eine eigene Rechtsanwaltskanzlei gegründet, die sehr erfolgreich lief. So hatten alle beruflichen Erfolg und waren finanziell abgesichert.

Das Haus wurde zu einer Villa ausgebaut und die örtlichen Handwerker waren über jede Umbauarbeit an der Villa hocherfreut, da Familie Müller dafür bekannt war, sofort nach Erhalt der Rechnung, diese zu begleichen. Da auch der Fuhrpark der Familien wuchs, wurde gleich noch eine Garage gebaut, in der bis zu sechs Autos grosszügig abgestellt werden konnten. Theo und Maria bevorzugten Autos der Auto Union und Wilhelm und Karla Wagen mit dem Stern auf der Haube. Vom Cabriolet bis zur grossen viertürigen Limousine war alles in der Garage vertreten. Allen Autos war gemeinsam, dass sie sehr teuer waren. Wie für die meisten Deutschen waren sie nicht nur Fortbewegungsmittel, sondern Statussymbole, die dementsprechend gehegt und gepflegt wurden. Jeden Sonntag sah man Theo und Wilhelm Müller, mit Eimer und Lappen bewaffnet, ihre Schätze sauber machen. Die grösseren Söhne Heinz und Klaus, mittlerweile selbst schon erwachsen, hatten dies anscheinend übernommen. Übernachteten sie im Elternhaus, putzten sie am Sonntag zu viert ihre Autos auf dem Hof.

Der Siegeszug der Fernsehapparate hatte bei den Müllers nicht haltgemacht, wie man um Punkt 20 Uhr bei der Reichstageschau feststellen konnte. Zu diesem Zeitpunkt brauchte man bei Familie Müller nicht anzurufen, der Hörer wurde definitiv nicht abgenommen. Neueste Nachrichten wurden gierig aufgenommen und wenn Sondersendungen, wie beim Start der ersten Weltraumrakete von Peenemünde, live übertragen wurden, schätzte man dieses neue Medium sehr. Es war schon fantastisch mitzuerleben, wie dieses Ungetüm aus Stahl sich in den Himmel erhob. Sondersendungen wie diese oder die beliebte Krimi-Serie «Stahlnetz» fesselten die Müllers an ihre Fernsehsessel.

Da auch der Urlaub nicht zu kurz kam, waren Urlaubsbilder von exotischen Ländern regelmäßig auf dem Programm. Mit der Luft-hansa flogen sie mindestens einmal im Jahr in die warmen Mittelmeerländer. Herrlich, diese andere Lebenskultur kennenzulernen und dazu noch Badetemperaturen von 26 Grad zu erleben, die es an der Ostsee nie gab. Im Winter ging es mit dem Flugzeug in die Berge, um Ski zu fahren. Hier genoss Familie Müller die Vorzüge eines guten Einkommens, das für Millionen von Deutschen erst einige Jahre später eine Selbstverständlichkeit werden sollte.

Kapitel 43

Deutschland 1960: Freie Wahlen

Fast genau zwanzig Jahre nach dem Sturz des Hitlerregimes (1941) und 27 Jahre nach den letzten freien Wahlen in Deutschland im Jahr 1933 beschloss die deutsche Regierung, allgemeine und freie Wahlen am 30. September 1960 zuzulassen. Die Einbindung Deutschlands in Europa war wirtschaftlich 1950 in die Europäische Gemeinschaft (EG) und militärisch 1953 in das Europäische Militärbündnis (EMB) erfolgt und unumkehrbar. Im Jahr 1960 waren die wirtschaftliche und militärische Vernetzung Deutschlands in Europa schon so weit abgeschlossen, dass, selbst wenn es eine neue deutsche Regierung gewollt hätte, eine Rückkehr zu einem nationalen Vormachtstreben in Europa nicht mehr machbar gewesen wäre.

Deutschlands Bürger profitierten in allen Schichten derart von dem Aufschwung, den die deutsche Wirtschaft nach 1943 genommen hatte, dass die Einkommen parallel zu dem Bruttosozialprodukt stiegen. Der Konsumrausch der deutschen Bürger wuchs jedes Jahr und liess kaum noch Wünsche offen. Die von der deutschen Regierung gesteuerten, in kleinen Dosen durchsickernden Informationen über die Verbrechen des Hitler-Regimes wirkten derart abschreckend auf die deutsche Öffentlichkeit, dass niemand mehr danach trachtete, deren Ideologie und den Rassenwahn wieder aufkeimen lassen zu wollen. Nur noch kleine Randgruppen in der deutschen Gesellschaft hielten es zwanzig Jahre nach dem Tod Hitlers noch für bedauerlich, dass es Hitler und seiner engsten Führungsriege nicht vergönnt gewesen war, ihre Politik fortzusetzen.

Die überwältigende Mehrheit der deutschen Bevölkerung war mit der europäischen Integrationspolitik von Präsident Erwin Rommel einverstanden. Damit war radikalen Parteien im linken wie im rechten Spektrum der Nährboden entzogen. Nachdem die NSDAP ihren Ballast aus der Hitler-Zeit über Bord geworfen hatte, war sie zu einer Partei der bürgerlichen Mitte geworden. Nicht mehr Millionen zwangsgesteuerte Mitglieder bestimmten die Partei, sondern kluge Köpfe, die bereit standen, die Politik von Erwin Rommel nach den Spielregeln einer parlamentarischen Demokratie fortzusetzen. Erwin Rommel und sein Kabinett gedachten, nach den Wahlen in den wohl verdienten Ruhestand zu gehen, da fast alle Mitglieder der bisherigen Regierung schon weit über 60 Jahre alt waren. Auf dem Höhepunkt seiner Macht angekommen, dachte Erwin Rommel ein geordnetes Deutschland, mit den besten Werten der Weimarer Republik versehen, wieder dem mündigen Wähler zurückzugeben.

Für die zur Wahl zugelassenen Parteien gab es keinerlei Beschränkungen, mit der Ausnahme, dass sie dem Grundgesetz verpflichtet sein mussten. Im Grundgesetz war festgelegt, dass Deutschland mit allen Rechten und Pflichten Mitglied der EG und des EMB bleiben musste. Der neu zu wählende Reichstag mit seinen ca. 500 Abgeordneten sollte für eine Dauer von sechs Jahren gewählt werden. Die Mehrheit der Abgeordneten (mindestens 50%) wählte einen Kanzler, der sich für die Bildung einer Regierung verantwortlich zeichnen sollte.

Ziel einer jeden Regierung, musste die friedvolle Mehrung des Wohlstandes der deutschen Bevölkerung sein.

Die Wehrmacht sollte weiterhin bei einer Sollstärke von 500.000 Soldaten in allen drei Waffengattungen (Heer, Marine und Luftwaffe) bleiben.

Die Wehrmacht war der Demokratie verpflichtet und unterstützte die gewählte Regierung nach besten Kräften.

Für Parteien, die für den deutschen Reichstag kandidieren, galt eine Sperrklausel von 3%.

So bewarben sich für den Reichstag von 1960 neue Parteien und Parteien mit alter Tradition. Vom linken bis zum rechten Spektrum war alles vertreten und es oblag dem mündigen Bürger, mit seinem Wahlzettel den besten politischen Konzepten zu einer Mehrheit zu verhelfen.

Von der Wahlkommission waren folgende Parteien von links nach rechts zugelassen. KPD, SPD, FDP, CDU, NSDAP und, ganz am rechten Rand, die NPD. Die besten Chancen mit einer Mehrheit aus dem Wahlkampf hervorzugehen hatte die NSDAP, die mit einer Politik der gemässigten Mitte für eine Fortsetzung der Politik von Erwin Rommel warb. Da Erwin Rommel mit seiner alten Regierungsmannschaft als Ehrenmitglieder für die NSDAP warben, konnte man auf ein gutes Ergebnis hoffen. Die KPD trat mit Ernst Thälmann und seinem Kronprinzen Erich Honecker an. Die SPD war mit Kurt Schuhmacher und Helmut Schmidt dabei. Für die FDP gingen Theodor Heuss und Hans Dietrich Genscher ins Rennen. Die CDU war mit Ludwig Erhard und Helmut Kohl vertreten. Die NSDAP mit Hjalmar Schacht und Wilhelm Moos und die NPD mit Baldur von Schirach und Ernst Kaltenbrunner.

Mit Plakaten und Beiträgen in Rundfunk und Fernsehen warben die Parteien dafür, ihnen am 30. September 1960 das Ver-

trauen zu schenken. Die Wahlkampfveranstaltungen waren gut besucht und das Ausland nahm reges Interesse am Wahlschehen in Deutschland. Siebenundzwanzig Jahre nach der letzten freien Wahl waren die Deutschen förmlich wie ausgehungert, das bunte Durcheinander an zukünftiger Politik einatmen zu können. Erste Umfragen sahen die NSDAP weit vorne. Ob es für eine Alleinregierung reichen würde, war aber mindestens fraglich. So kam am Wahlabend eine angespannte Atmosphäre zustande, als die Wahllokale um 18 Uhr schlossen. Eine erste Analyse der Wahlbeteiligung ergab, dass 91% der 90 Millionen Deutschen es sich nicht hatten nehmen lassen, zur Wahl zu gehen. Um 21 Uhr gab es die ersten Hochrechnungen und in den jeweiligen Wahlzentralen der Parteien in Berlin begannen Jubel- bzw. Trauerfeiern. Um 24 Uhr waren die letzten Stimmen ausgezählt und das amtliche Endergebnis, stand fest.

Die NSDAP hatte einen historischen Sieg errungen und zog mit einer absoluten Mehrheit von 51,3 % der Mandate in den Reichstag ein.

KPD: 5%

SPD: 21,7%

FDP: 3%

CDU: 17,5%

NPD: 1,5% (an der Drei-Prozent-Hürde gescheitert)

Damit stellte die NSDAP den Kanzler und konnte die nächsten sechs Jahre allein regieren. Noch in der Nacht gratulierten die ausländischen Regierungen dem Spitzenkandidaten der NSDAP, Herrn Max Moos, zu seinem grandiosen Wahlsieg und konnten die nächsten sechs Jahre darauf bauen, eine verlässliche Grösse für die Fortführung der Politik von Herrn Rommel an der Spitze der deutschen Regierung zu wissen.

Kapitel 44

Erste Beschlüsse der neuen Regierung

Da die NSDAP über die absolute Mehrheit der Sitze im Reichstag verfügte, konnte sie bereits am 1. November 1960 ihre neue Regierung vorstellen. Ihr Spitzenkandidat Max Moos war mit seinen jugendlichen 39 Jahren der jüngste Reichskanzler, der jemals an höchster Regierungsstelle dem Staat vorgestanden hatte. Seine politische Laufbahn hatte er mit 17 Jahren in der NSDAP begonnen und sich nach seinem Studium erfolgreich im diplomatischen Dienst nach oben gearbeitet. Bei einer Grösse von 1,90m und schlanker sportlicher Natur hatte es der Blondschoopf geschafft, neben seinem adretten Aussehen, seine schnelle Auffassungsgabe und seine hohe Intelligenz in die politische Waagschale zu werfen. Seine zahlreichen Auslandseinsätze für das Auswärtige Amt hatten es mit sich gebracht, dass er neben seiner Muttersprache fließend Englisch, Französisch und Russisch sprechen konnte. Da er in diesen Ländern auch einige Jahre verbracht hatte, war sein Verständnis für die Sitten und Gebräuche in diesen Ländern enorm gross. Aber auch mit dem einfachen kleinen Mann auf der Strasse konnte er vollkommen ungezwungen sprechen und dessen Sorgen und Nöten zuhören, ohne dabei an eigener Ausstrahlungskraft zu verlieren. Sein grösstes Talent war sicher sein Redetalent, welches die Massen förmlich elektrisieren konnte. Bei zahlreichen Wahlkampfterminen, die vom Fernsehen übertragen worden waren, blieben den Spitzenpolitikern der anderen Parteien nur Statistenrollen.

So hatte Deutschland als neuen Reichskanzler mit Max Moos einen Spitzenpolitiker gewählt, neben dem die ausländischen Regierungschefs wie ein mobiles Altersheim wirkten.

Mit seinen jungen 39 Jahren sah er viele Dinge aus einem anderen Blickwinkel als sein Vorgänger Erwin Rommel und war sich daher nicht zu schade, alte Denkmuster umzustossen.

Sämtliche Beschränkungen in Wirtschaft, Sport und Kunst, die noch aus der Zeit der Hitler-Diktatur stammten wurden aufgehoben. Die Verbrechen des Hitler-Regimes an den Juden wurden nun, über 20 Jahre später, komplett der deutschen und der Weltöffentlichkeit zugänglich gemacht. Dem neuen jüdischen Staat Zypern wurden weitere Millionensummen überwiesen, um eine Verbesserung der Infrastruktur vornehmen zu können. Eine neue Stelle in Berlin wurde geschaffen, um Entschädigungsansprüche von Juden und anderen von der SS verfolgten Minderheiten zu prüfen und sie grosszügig zu entschädigen.

Es war weiterhin angedacht, ein Entwicklungsministerium zu gründen, was aufstrebende Nationalstaaten in Afrika, Asien und Südamerika mit Geld und logistischer Hilfe darin unterstützen sollte, ein funktionierendes Staatswesen aufzubauen.

Diese Grundsätze sollten für die nächsten Jahre die deutsche Politik bestimmen und Deutschland weiter voranbringen.

Kapitel 45

Die erwachsenen Kinder der Familie Müller

Der älteste Sohn von Wilhelm und Karla war mit Heinz Müller selbst schon 45 Jahre alt, seine Frau Louisa Müller 41, die Kinder Otto und Hans 16 bzw. 12 und Nesthäkchen Andrea 6 Jahre alt.

Nach dem Auszug aus der Villa der Eltern hatte Heinz ein Reihenhaus gekauft, das den Luxus bot, dass Jedes Kind ein einzelnes Zimmer hatte. Heinz hätte sich das Geld ohne Probleme von seinen Eltern geben lassen können, er wollte nach Absprache mit seiner Frau Louisa aber auf eigenen Füßen stehen. So nahm man die Förderung des Staates in Anspruch, um unabhängig vom Vermögen der Eltern seinen Weg zu finden.

Im Rahmen des Reichshausbauprogramms, das 1955 gestartet wurde, sollte es dem normalen Bürger ermöglicht werden, ein eigenes Haus zu finanzieren. Grosszügige Kredite der Reichsbank an junge Familien bei einem Zinssatz von nur 3% sorgten dafür, dass, wie bei Familie Müller, ein wahrer Haus-Boom in Deutschland einsetzte. Ab dem dritten Kind der Jungen Familien übernahm der Staat die Hälfte der Hausfinanzierung. So entstanden überall in Deutschland neue Wohngebiete mit sehr preiswerten Häusern für die Erbauer, da der Staat ja einen Grossteil der Kosten übernahm. So vom Staat gefördert, hatte Deutschland schon 1960 eine Million neue Häuser mehr. Gleichzeitig schoss die ohnehin schon hohe Geburtenrate in Deutschland nach oben, da von der Kinderkrippe über den Kindergarten bis hin zur Schule die Ausbildung vollkommen kostenneutral für die Eltern war.

In so einem preiswerten Volkshaus, nur 800 m von der Ostsee entfernt, wohnte nun Heinz' Familie. Vater Heinz war seit seinem erfolgreichen Ingenieurs-Studium bei den Blohm und Voss-Werften in Danzig angestellt. Hier arbeitete er in einer 40-Stunden-Woche daran, neue Frachtschiffe zu entwickeln. Nach seiner Arbeit war er ein begeisterter Fussballer und spielte bei Fortuna Danzig in der zweiten Kreisliga regelmässig mit.

Seine Frau Louisa arbeitete bei den Danziger Wasserwerken in der Verwaltung und war sportlich dem Tischtennis sport verbunden. Einmal die Woche nahm sie sich die Zeit, ihren nach drei Kindern immer noch sehr ansehnlichen Körper beim Tischtennis in Form zu halten.

Der älteste Sohn Otto sollte nach zehn Jahren Schule und dem Ende der Sommerferien eine dreijährige Lehre als Dachdecker beginnen. Seine Freundin Simone war mit 14 Jahren etwas jünger als er, war aber von der Natur derart gut geformt worden, dass man sie wesentlich älter schätzte, als sie eigentlich war. Simone hatte sich nach zwei Jahren Beziehung mit Otto das Privileg erkämpft, dass sie bei Familie Müller übernachten durfte. Otto Müller standen also vor seinem Berufseinstieg erst einmal acht Wochen Sommerferien bevor, die mit seiner attraktiven Simone am in Sichtweite befindlichen Ostseestrand, bzw. in höchster Vollendung des Tages in seinem Bett, verlebt werden wollten.

Der jüngere Bruder Hans war in der Schule besser als Otto und war als Klassenbester auserkoren, ab der neunten Klasse wahrscheinlich das Gymnasium besuchen zu sollen. Da er ein sehr gescheiter Junge war, fiel ihm die Schule sehr leicht, sodass er sich mit Hausaufgaben nicht weiter beschäftigen musste. So konnte er einen grossen Teil seiner Freizeit damit verbringen,

sie seinem Lieblingssport Handball zu widmen. Seit dem achten Lebensjahr spielte er Handball und hatte schon beachtliche Fortschritte erzielt. Er gehörte zu den Führungsspielern seiner Mannschaft und machte sich berechnete Hoffnungen, an einer Sportschule aufgenommen zu werden. Vorerst standen für ihn und seine Mannschaftskameraden zwei Wochen Trainingscamp in der deutschen Handballhochburg Kiel auf dem Programm. Hier sollte er von den Profisportlern des THW Kiel aus der ersten Reichshandballliga, um den Spitzenspieler Steffen Kretzschmar herum, trainiert werden. Was für ein Wahnsinn, solche Idole nicht nur zu sehen, sondern vor ihnen zwei Wochen trainieren zu können. Hans konnte es gar nicht abwarten, mit dem Bus endlich ins Trainingslager aufbrechen zu können.

Die jüngste der Familie Müller, Andrea, freute sich mit ihren sechs Jahren darauf, mit den Eltern in die Alpen zu fahren. Da man ja an der Ostsee das ganze Jahr schon lebte, war als Ausgleich ein Wanderurlaub in den Alpen beschlossen worden. Die älteren Brüder wollten oder konnten nicht mitkommen, und so durfte sich Andrea darauf freuen, ihre beste Freundin Hanna mitnehmen zu können.

Kapitel 46

Der Sommerurlaub der Familie von Heinz Müller

An einem strahlenden Sommermorgen im August 1965 fuhr Heinz seinen gepackten Opel Kapitän aus der Garage. Seine Frau Louisa liess Tochter Andrea mit ihrer Freundin Hanna einsteigen, um sich von den Söhnen Otto und Hans zu verabschieden. Hans sollte morgen ins Trainingslager aufbrechen und Otto mit Freundin Simone das Haus hüten. Otto wurde ermahnt, nicht zu viele Partys zu feiern und seine Mutter brachte den Wunsch vor, das Haus bei Wiederankunft nach drei Wochen Ferien in einem bewohnbaren Zustand wieder aufzufinden. Otto und Simone sagten dies zu und freuten sich schon auf die erste Party, die in zwei Tagen angesetzt war.

Sohn Hans war geistig schon im Trainingscamp und stellte sich schon vor, wie er Steffen Kretzschmar mit Kunstwürfen beeindrucken würde.

Vater Heinz erfreute sich derweil am Anblick seines weissen Opel Kapitän, der im Sonnenlicht noch schöner aussah. Mit grosser Freude konnte er es kaum erwarten, endlich auf die Autobahn zu fahren und die Höchstgeschwindigkeit von 190 km/h auszutesten. Erst vor einem Jahr hatte er sich den Wagen gekauft und es war das erste Mal, dass er eine grössere Autobahnetappe fahren konnte. Auf den Autobahnen war es den Bürgern freigestellt, so schnell zu fahren, wie sie es wollten; es war lediglich eine Richtgeschwindigkeit von 130 km/h, empfohlen. Bis zu ihrem Ferienhaus in Balderschwank waren es knapp 1'000 km und Heinz hatte sich vorgenommen, die Strecke in einer Tour durchzufahren. Louisa hatte er versprochen, dass sie

sich beim Fahren abwechseln würden, dachte aber insgeheim nicht daran, sie ans Steuer zu lassen. Vierzig Kilometer Landstrasse trennten ihn von der Autobahn und der Sechs-Zylinder des Opels schnurrte angenehm leise vor sich hin. Da sie früh losgefahren waren, waren Louisa und die Kinder gleich im Auto eingeschlafen und Heinz hatte freie Fahrt auf der Autobahn. Diese gut ausgebauten Autobahnen verlangten förmlich danach, schnell befahren zu werden. So liess es sich Heinz nicht nehmen, die 190 km/h Spitzengeschwindigkeit auszutesten und es war ihm vollkommen egal, ob er dabei 18 Liter verbrauchte. Erst als Louisa aufwachte und schimpfte, er solle langsamer fahren, fuhr er mit der Richtgeschwindigkeit von 130 km/h weiter. Im Spiegel sah er nun einen Fiat 126 kommen, der entgegen seiner Untermotorisierung gedachte, ihn zu überholen. Ein grober Frevel, wie Heinz fand, und als er auf selber Höhe neben ihm auf der Überholspur war, fing Heinz an, sein Tempo langsam zu steigern. Seiner Rechnung nach sollte dem Fiat bei 160 km/h die Luft ausgehen und er müsste sich, nach der inoffiziellen Hackordnung, hinter ihm wieder einreihen. Louisa schüttelte nur den Kopf, als Heinz sich wie ein kleiner Junge daran erfreute, dem vermeintlichen Widersacher den Auspuff zu zeigen. Der Fiat aus Königsberg, wie dem Kennzeichen zu entnehmen war, gedachte aber nicht, sich hinten einzuordnen und beschleunigte munter mit, nicht ohne dabei Heinz den berühmten Finger zu zeigen. Nun war die Angriffslust der in etwa ähnlich alten Streithähne voll entfacht und auch die mahnenden Worte von Louisa konnten ein Beschleunigungsrennen nicht verhindern. Entgegen dem Autokartenquintett fuhr der Fiat ohne Probleme 160 km/h und auch 170 km/h schienen problemlos möglich zu sein. Erst bei 180 km/h musste der Fiat abreißen lassen und Heinz fühlte sich, als ob er ein Formel-1-Rennen gewonnen hätte. Louisa schimpfte über so viel Unver-

nunft, konnte aber bei Heinz erkennen, dass der erste Urlaubstag nicht schöner für ihn hätte beginnen können. Schnurgerade Autobahnen, umrahmt von Wiesen und Feldern, auf denen fleissig geerntet wurde, wechselten sich mit Städten und Dörfern ab. Nach vierhundert Kilometern, kurz vor Berlin, musste Heinz tanken und man legte in der Autobahnraststätte gleich noch eine Mittagspause ein. Das Benzin war mit 69 Pfennig pro Liter sehr billig, das Essen mit 10 RM noch bezahlbar. Es wurde jetzt unverkennbar voll auf der Autobahn und man war dankbar, dass der Berliner Ring vor einigen Jahren vierspurig auf jeder Seite ausgebaut worden war. Die Ferienreisewelle rollte entweder den Küsten entgegen oder in Richtung Süden in die Alpen oder noch weiter nach Italien. LKW waren nur wenige unterwegs, da sie vor Jahren auf Beschluss der Regierung von der Strasse auf die Schienen verbannt worden waren. Transporte über 100 km mussten zwingend mit der Bahn oder dem Schiff befördert werden, um grössere Stauungen auf den Autobahnen zu vermeiden. Allein die Zahl der Privat-PKW zur Ferienreisewelle sorgte dafür, dass es doch zu einigen Stauungen auf den Autobahnen kam. So kam Familie Müller erst um 23 Uhr in der Nacht in ihrem Ferienhaus an und war vollkommen erschöpft von der Fahrt. Heinz war durchgefahren und sank sofort in den Tiefschlaf, nachdem Andrea und ihre Freundin zu Bett gebracht worden waren. So konnte er seine angedachte erste Urlaubsnacht, die zur Erfrischung des Ehelebens dienen sollte, nur auf die nächsten Tage verschieben.

Bergpanorama in den Alpen

Heinz, der nie länger als sechs oder sieben Stunden schlafen konnte, war als erster am Morgen wach. Sein Biorhythmus, der noch nicht auf Urlaub eingestellt war, liess ihn pünktlich um 5:30 Uhr aufwachen, genau zu der Zeit, zu der er jeden Tag der letzten zehn Jahre mit dem Beginn des Arbeitstages in seiner Werft beschäftigt gewesen war. Ein kurzer Blick zu seiner Frau Louisa bestätigte ihm, dass sie sich noch im Tiefschlafmodus befand. Der Blick ins Kinderzimmer bestätigte Heinz, dass es noch sehr früh am Morgen war, da die Kinder noch schliefen. So konnte er sich ins Wohnzimmer setzen und hinter einer grossen Panoramascheibe beobachten, wie die Sonne zwischen den Bergspitzen der Alpen sich daran machte, ihr Tagwerk zu verrichten. Der Nebel bzw. die Dunstschleier im Tal begannen sich bereits zu lichten, wie er von seinem Ferienhaus aus beobachten konnte. Heinz war mehr als zufrieden mit der Wahl des Ferienhauses, das Louisa ausgesucht hatte. Da es aber immer noch nicht einmal sechs Uhr früh am Morgen war und Louisa vermutlich noch bis mindestens acht Uhr schlafen würde, entschloss sich Heinz, den Morgen mit einem Jogginglauf zu beginnen. Bei dieser Gelegenheit wollte er gleich die unmittelbare Umgebung besser kennenlernen und im Tal Brötchen und eine Zeitung kaufen. Ausserdem wusste er nur zu gut, dass bei einem Urlaub von zwei Wochen, in dem man sich sportlich nicht betätigte, die Leistungskurve noch mehr nach unten gehen würde. Selbst in der zweiten Fussball-Kreisklasse konnte er es sich nicht leisten, schon nach 30 Minuten mit hochrotem Kopf herumzulaufen, was ein sicheres Anzeichen gewesen wäre,

dass es mit seiner Kondition nicht mehr zum Besten stand. Mit 45 Jahren hatte er ohnehin schon genug Probleme, seinen Stammplatz in der Anfangsaufstellung zu rechtfertigen. Die jüngeren Spieler, alle um die 20 Jahre alt, warteten nur darauf, ihn genüsslich auf die Ersatzbank verbannen zu können. Viel schlimmer waren dabei noch die Lästereien dieser Jungspunde, wenn sie ihn, mit zahlreichen Facetten der deutschen Sprache gewürzt, auf das Altenteil abschieben wollten. So lange es ihm irgendwie noch möglich war, würde er eher sein Trainingspensum erhöhen, als in noch eine Klasse tiefer durchgereicht zu werden. Das schlimmste an dieser Geschichte war, dass Louisa, wenn sie miterleben durfte, wie er vollkommen ausgepumpt vom Laufen zurückkam, ihm immer wieder empfahl, mal einen Blick in seinen Ausweis zu werfen. Vernichtender hätte die Kritik kaum sein können, auch wenn er wusste, dass sie eigentlich Recht hatte.

So lief Heinz dem Tal entgegen, ohne sich dabei an diesem schönen Sonntagmorgen und an der ungewohnten Natur erfreuen zu können. Nach einer halben Stunde hatte er den Bäckerladen im Tal erreicht und war dankbar, sich eine kleine Pause gönnen zu können. Wie in allen Ferienorten waren die Lebensmittelgeschäfte gesetzlich dazu verpflichtet, während der Saison an sieben Tagen die Woche von 6 Uhr früh bis 22 Uhr am Abend geöffnet zu haben. So konnte Heinz seine Brötchen und den Reichskurier in seiner Sonntagsausgabe kaufen. Als alles in seinem Rucksack verstaut war, machte er sich daran, die sechs Kilometer zum Ferienhaus zurückzujoggen. Leider merkte er sehr schnell, dass er nicht bedacht hatte, dass es nur noch bergauf ging. So wurde aus einer gemütlichen halben Stunde, die er für die Hin-Tour benötigt hatte, eine wahre Ochsentour für den Rückweg zum Ferienhaus. Nach fünfzig Minuten hatte

Heinz es geschafft, nicht ohne sich dabei selbst zu verfluchen, wie schlecht er seine Streckenplanung gewählt hatte. Nachdem er leise durch Tür eingetreten war, vernahm er erleichtert, dass Louisa noch schlief. Er warf die Brötchen auf den Tisch und begab sich schnurstracks in die Dusche, bevor Louisa wieder mitbekam, wie weit sein körperlicher Verfallsprozess schon eingesetzt hatte. Hier konnte sich Heinz wieder relativ schnell erholen und als er mit dem Duschen fertig war, wartete Louisa schon darauf, selber duschen zu können. Während Heinz sich abtrocknete, durfte er mit ansehen, wie seine attraktive Frau anfang, sich hinter der Glasdusche zu waschen. Louisa, mit ihren 1,70 m Grösse und ihrer schlanken Gestalt, war immer noch gut in Form. Besonders ihre grossen Brüste erregten Heinz nach über zwanzig Ehejahren immer noch so sehr, dass er sofort einen Ständer bekam. Louisa, die dieses Schauspiel sehr wohl mitbekommen hatte, lachte und winkte Heinz wieder in Dusche herein. Sie war gross genug für sie zwei und beide hatten Lust auf den anderen. Schon nach einer Minute, als Heinz Louisa an der Wand hochdrückte, bekam er einen Krampf in den Beinen, der dem Jogginglauf geschuldet war. Ein kurzer Stellungswechsel brachte keine Besserung, sodass das Liebespiel ins Bett verlegt werden musste. Auf dem Weg zum Schlafzimmer sah Louisa die Joggingsachen von Heinz und wusste nun, woher seine Krämpfe kamen. Ohne weiter darüber nachzudenken, übernahm sie nun die Führung in ihrem Liebespiel und ritt, auf Heinz sitzend, ihrem Höhepunkt entgegen. Heinz begannen die Sinne zu schwinden, so sehr war er in Ekstase. Nach einigen Minuten war es soweit, und beide erlebten zeitgleich ihren Höhepunkt. Vollkommen erschöpft fielen sie schweissnass voneinander ab, in dem sicheren Wissen, einen schönen Urlaubsanfang erlebt zu haben. Nachdem beide geduscht hatten, deckten sie den Frühstückstisch und weckten die

Kinder. In bester Stimmung wurde gefrühstückt und der Wanderweg für den ersten Tag festgelegt. Sehr gehässig fragte Louisa Heinz, ob denn mehr als drei Kilometer möglich wären, da Heinz ja doch sehr angeschlagen aussah. Problemlos auch dreissig, erwiderte Heinz und damit war das Thema auch erledigt. Ein kurzer Blick in den Reichskurier erbrachte nichts substanzvoll Neues, nur im Sport schien Borussia Königsberg im Kampf um die deutsche Fussballmeisterschaft Viktoria Wien um drei Punkte überflügelt zu haben. Damit war eine kleine Vorentscheidung im Kampf um die deutsche Meisterschaft gefallen und das gesamte Deutschland, mittlerweile auf 100 Millionen Einwohner angewachsen, schien dem letzten Spieltag entgegen zu fiebern, an dem beide Mannschaften direkt gegeneinander spielen würden. Der Kampf um die Europaligaplätze war auch noch spannend. Mit dem HSV Hamburg, Hertha BSC Berlin, dem VFB Stettin und Bayern München waren noch vier Mannschaften im Wettbewerb um die Plätze drei und vier im Rennen, deren Erreichen erforderlich war, um an diesem Wettbewerb teilnehmen zu können. Als Absteiger standen mit Eintracht Linz, Fortuna Düsseldorf und Werder Bremen die Mannschaften bereits fest, die den ungeliebten Gang in Zweite Liga antreten mussten.

So einigte sich die Familie zum Anfang des Urlaubs auf einen Wanderweg von 7 km, der an vielen Kinderspielplätzen vorbeiführen sollte. Es wurde ein sehr schöner Tag, der zur bayrischen Brotzeit (Mittag) mit einem herrlichen Blick vom Restaurant auf das Alpenpanorama gekrönt wurde. Beim zünftigen Eisbein mit Sauerkraut und Nudeln für die Kinder war man in bester Urlaubsstimmung. Es begannen dunkle Wolken am Horizont heraufzuziehen und die Einheimischen empfahlen, zügig den Weg nach Hause anzutreten. Wie sehr sie recht behal-

ten sollten, konnte sich Familie Müller in ihrem Ferienhaus ansehen. Es begann ein Gebirgsgewitter, wie es keiner von ihnen bisher erlebt hatte. Eine Serie von Blitzen mit gewaltigen Donnerschlägen liessen die Müllers über dieses Naturschauspiel erstaunen, wenn das Tal im Licht der Blitze zu erkennen war. Dazu noch ein kräftiger Wind, eigentlich eher ein Sturm, der sich in den hohen Wipfeln der Tannen auszutoben schien. Man meinte, die Tannen müssten jeden Augenblick abbrechen, sie hielten dem Sturm aber erstaunlicherweise stand. Man brauchte den Fernseher nicht einzuschalten, denn ein besseres Programm konnte man im Fernsehen auch nicht sehen. Die Kinder wurden zu Bett gebracht und bei einer schönen Flasche Rotwein beendeten Heinz und Louisa diesen schönen Tag. In den nächsten Wochen wurden die Wandertouren länger und als Tagesausflüge standen noch Besichtigungen von München und Wien auf dem Programm. Wie die Müllers hatten die Deutschen genug Geld in der Tasche, um in ihrem Urlaub nicht sparen zu müssen. Besonders die Infrastruktur wurde in allen Städten und Gemeinden ausgebaut, sodass man sein Auto am Stadtrand stehen lassen konnte, weil man mit den öffentlichen Nahverkehrsmitteln bestens überall hingebacht wurde. Seit 1960 die neue Regierung unter dem Reichskanzler Max Moos angetreten war, gehörte es zu den ersten Regierungsbeschlüssen, den öffentlichen Nahverkehr umsonst zur Verfügung zu stellen. Die hohen Einnahmen des Staates liessen dies zu und da es umsonst war, mit Bussen und Bahnen zu fahren, nahmen diese Verkehrsmittel einen enormen Aufschwung. Ausserdem wurde die Umwelt in nicht unerheblichem Umfang entlastet. Ab Mitte 1965 hatte sich in Deutschland auf ein vermehrtes Umweltbewusstsein in der Bevölkerung entwickelt.

Familie Müller profitierte natürlich davon und war begeistert, wie sich München und Wien seit ihrem letzten Besuch vor zwanzig Jahren zum Positiven entwickelt hatte. Zahlreiche Vergnügungsparks für Kinder in den Städten rundeten das Ferienprogramm ab. So konnte sich Familie Müller nach dem Ende ihres zweiwöchigen Sommerurlaubs hoch zufrieden auf die Heimreise begeben.

Hans und sein Trainingscamp in Kiel

Pünktlich um 5:45 Uhr früh stand der Bus vor dem Vereinsgelände von Eintracht Danzig. Hans wartete mit seiner Mannschaft und seinem bestem Kumpel Philipp darauf, dass die Fahrt ins Trainingscamp nach Kiel endlich losging. Der grosse gelbe MAN-Bus mit seinem freundlichen Fahrer Josef schien sehr einladend zu sein und die gesamte Mannschaft wartete nach der Freigabe durch ihren Trainer, Jürgen Schäfer, darauf, endlich einsteigen zu können. Über die neue Ostseeautobahn rechnete man mit einer Fahrzeit von dreieinhalb Stunden, um Kiel zu erreichen. Die Fahrt verging wie im Fluge und die Kinder malten sich schon aus, wie sie vor ihren Idolen mit ihren Sprungwürfen glänzen konnten. Kiel, eine schöne Hansestadt an der Ostsee, glänzte vor allen Dingen mit seiner schönen Altstadt, für die die Kinder aber naturgemäss wenig Interesse hatten.

Als das riesige Vereinsgelände des THW Kiel in Sichtweite kam, fielen die Kinder bald aus ihren Sitzen. Mehrere Handballfelder für den beliebten Feldhandballsport mit bestens gepflegtem feinstem englischen Rasen schienen förmlich danach zu schreien, von den Kindern bespielt zu werden. Diese Felder rahmten ein vereinseigenes Hotel ein, das mit angeschlossenem Handballinternat für den Nachwuchs bzw. die Profimannschaft gebaut worden war. Dazu kamen drei Trainingshallen und in der Mitte des Geländes befand sich die Blohm und Voss-Arena. Diese grosse Handballarena mit einer Kapazität für 35.000 Zuschauer und zwei grossen Übertragungswürfeln am Hallendach

war ein Traum für jeden sportbegeisterten Fan. Es war die grösste Handball-Halle, die Deutschland zu bieten hatte und grenzte mit ihren Dimensionen schon an ein Fussballstadion. Zum Abschluss des Trainingscamps war ein Spiel der besten Nachwuchsspieler geplant, die in diesen zwei Wochen von den Profis ermittelt werden sollten. Was für ein Höhepunkt, nicht nur selbst in dieser Halle zu stehen, sondern, umjubelt von allen anderen Trainingsteilnehmern, in dieser fantastischen Halle spielen zu dürfen. Die besten Nachwuchsmannschaften aus ganz Deutschland waren mit insgesamt über 750 Kindern hier angereist, um letztlich dann 14 Kinder zu ermitteln, die ein Endspiel in dieser Halle bestreiten durften. Mehr Ansporn, das ganze Trainingslager über Vollgas zu geben, konnte man den Kindern nicht bieten und nicht nur Hans wartete darauf, endlich loslegen zu können.

Das gesamte Hotel war mit den Betreuerstäben der Kindermannschaften ausgebucht und das angeschlossene Handballinternat war zu klein, um alle Kinder aufnehmen zu können. So waren von der Marine Grosszelte zur Verfügung gestellt worden, um allen Kindern einen vernünftigen Schlafplatz zu bieten. Der THW Kiel hatte hier seine Verbindungen zur Marine spielen lassen und für die Marine war es eine schöne Werbung, um zukünftigen Nachwuchs zu gewinnen. Den Kindern war dies vollkommen egal, die Zelte mit 60 Betten waren bei den Kindern noch beliebter als die Schlafplätze im Internat, da sie mehr Abenteuer versprachen. So bezog Hans mit seinem besten Freund Philipp und acht anderen Mannschaftskameraden eines dieser Zelte. Die restlichen Mitbewohner des Zeltes kamen aus der Ostmark, genauer gesagt aus Linz. Hans musste sehr über den Dialekt der Linzer Kinder lachen und hatte erst einmal Schwierigkeiten, diese überhaupt verstehen zu können. Den

Kindern aus Linz ging es natürlich nicht anders, da man in Danzig doch noch sehr mit dem sogenannten Fischkopfdialekt behaftet war.

Nach kurzem Hörerlebnis des anderen Dialekts konnte man sich ganz gut verständigen und das gesamte restliche Vereinsgelände wurde erst einmal genau in Augenschein genommen.

Nach dem Abendbrot im grossen Speisesaal wurde gegen 21 Uhr zur Bettruhe geläutet, da am nächsten Tag um 6 Uhr Frühsport angesetzt war.

Pünktlich um 6 Uhr wurden auf dem gesamten Gelände die Schlafenden über Lautsprecher mit dem Schrei eines Hahnes aus den Träumen gerissen. Vor den Zelten standen schon die Trainer, die ihre Schützlinge sofort zu einem 1,5 km Lauf weckten. Da alle Kinder glänzen wollten, liess sich keines anmerken, dass dies keine schöne Morgenübung war. Danach ging es zur Morgentoilette, die in den zahlreichen Waschcontainern verrichtet wurde. Ab 6:30 Uhr war das Frühstück angesetzt, das in Etappen eingenommen werden musste, um die grosse Anzahl der Kinder überhaupt versorgen zu können. Von 8 bis 12 Uhr war Training, dann eine Stunde Mittagspause und von 13 bis 17 Uhr noch einmal Training. Dies wiederholte sich über einen Zeitraum von 14 Tagen und nur am Sonntag war frei. Es war schon sehr anstrengend, aber als Belohnung winkte ja eventuell das Abschlussspiel, bei dem jeder Spieler als Aktiver auf dem Feld teilnehmen wollte.

Bewusst wurden nicht die Trainer ihren Heimmannschaften zugeteilt, um neue Trainingsimpulse geben zu können. Hans, Philipp und das restliche Zelt bekamen als Trainer Wilhelm Meier aus Berlin zugeteilt. Schon beim Morgenlauf hatten die Kinder mitbekommen, dass der ca. 50-Jährige ein harter Hund

war. Er war noch sehr gut in Schuss für sein Alter und genoss es, seine Schützlinge für die nächsten 14 Tage anzutreiben. Ab 8 Uhr stand erst einmal die ungeliebte Deckungsarbeit auf dem Programm, die in feinstem Berliner Dialekt erklärt wurde. Eine massierte Deckung am Kreis musste so in Bewegung versetzt werden, dass sich Schnittschnellen auftaten, durch die man dann auf das Tor werfen konnte. Das schnelle Vor- und Zurücktreten der Abwehr und der Angreifenden wurde dabei durch Pfiffe von Herrn Meier immer wieder eingefordert. Schon nach der ersten Stunde war man fix und fertig und fragte sich, wie man das bis zum Trainingsende schaffen sollte. Herr Meier konnte dabei seine Schützlinge schon genauer unter die Lupe nehmen und sah schon, dass Hans ein sehr guter Spieler war. Zusammen mit Thomas aus Linz, der sich ebenfalls von den anderen Spielern abhob, liessen sie die Abwehr ein ums andere mal ins Leere laufen. Wenn die Abwehr die Schnittstellen gerade schliessen wollte, zappelte der Ball schon im Netz. Die taktischen Anweisungen von Herrn Meier boten dabei willkommene Erholungspausen, die die Körper gut gebrauchen konnten. Mit diesen Pausen kam man bis zur Mittagspause und am Nachmittag war Wurftraining angesetzt, was eigentlich leichter werden sollte.

Alle Kinder hatten ordentlich Kohldampf, da sie von ihren Trainern gut gefordert worden waren. Dass sie alle grossen Hunger gehabt hatten, war auf den leeren Tellern zu sehen, die Königsberger Klopse hatten sich überall nahezu in Luft aufgelöst.

Gut gestärkt ging es zum Nachmittagstraining, wo der Stemm-, Hüft- und Sprungwurf aus vollem Lauf geübt werden durfte. Gegen eine Zweier-Abwehr wurde von allen Positionen geworfen. Versammelte man den Ball oder der Torhüter hielt diesen,

hatte man fünf Liegestütze zu absolvieren. Da sowohl Tomaso aus Linz als auch Hans' Mannschaftskollege Bertold aus Danzig gute Torhüter waren, machten bald alle mehr Liegestütze als sie Tore warfen. So wurde aus dem angedachten gemütlichen Torewerfen bald eine Liegestützübung. Die Kinder waren froh, in die Abwehr wechseln zu können und bei geblockten oder vom Torhüter gehaltenen Bällen sich an den Liegestützen des Werfers erfreuen zu können. Um 16 Uhr hatte Herr Meier ein Einsehen mit seinen Schützlingen und eröffnete ein normales Handballspiel. Thomas und Hans wurden getrennt und so kam ein schönes Abschlusspiel zustande.

Nach diesem anstrengenden Trainingstag waren alle Kinder platt und hatten keinen Bedarf mehr nach weiteren Unternehmungen. So endeten auch die anderen Trainingstage. Herr Meier erwies sich dabei als verständnisvoller Trainer. Einige Fussballeinheiten und verkürzte Trainingseinheiten rundeten dabei das Programm ab. Von Zeit zu Zeit kamen die Profisportler vom THW Kiel vorbei und unterhielten sich dabei mit Herrn Meier. Die Kinder erkannten sie natürlich sofort und versuchten, ihre Leistung noch zu steigern. Am Sonnabend wurden Hans und Thomas aus der Gruppe herausgelöst und durften bei Steffen Kretzschmar trainieren. Die Besten der Gruppen wurden hier schon ausgesiebt und trainierten jetzt unter der Anleitung von Profis der Ersten Reichshandballliga. Nun hiess es für Hans auch noch einmal eine Schippe drauf zu legen, da das Niveau seiner Mitspieler deutlich gestiegen war. Als Steffen Kretzschmar seinen ersten Dreher um den Torhüter herum anerkennend beklatschte, war seine Glückseligkeit vollkommen.

Freier Tag im Trainingscamp

Den besten Kindern aus dem Trainingscamp wurde, neben dem geplanten Abschlusspiel in der grossen Blohm Voss-Arena, an ihrem freien Tag noch ein besonderer Höhepunkt geboten. Sie durften etwas besichtigen, von dem viele andere Kinder in Deutschland nur träumen durften. Hier sorgten beste Verbindungen des THW Kiel zur Marine dafür, dass die Nachwuchssportler für ihr gutes Training besonders belohnt wurden. Ein Bus wartete auf die verdienten Nachwuchshandballer, um sie zum deutschen U-Boot-Stützpunkt zu bringen. Um diese deutschen U-Boote gab es viele Gerüchte. Man wusste, dass Deutschland führend in dieser Technologie war, gesehen hatten sie aber die wenigsten Leute. So wurde die Aufregung bald unerträglich unter den Kindern, als sie den U-Boot-Stützpunkt erreichten. Sehr enttäuscht schauten die Kinder in das Hafenbecken, in dem sie kein einziges U-Boot erkennen konnten. Der begleitende Marine-Offizier, ein gewisser Herr Sauer, sah diese Enttäuschung den Kindern an, um sie dann an einer vermeintlichen Baracke in das Innerste des Gebäudes zu bitten. Hier staunten Hans und die anderen Kinder nicht schlecht, als sie im Inneren angekommen, ein hochmodernes Gebäude aus Stahl und Beton erkannten. Mit einem grossen Fahrstuhl fuhren sie viele Stockwerke tief, um in einer riesigen Halle auszusteigen. So eine Halle hatten sie noch nicht gesehen: Ca. 800 m lang, 400 m breit und 15 m hoch hatte sie mit vier Becken für die U-Boote nahezu gigantische Ausmasse. Da alles taghell erleuchtet war, konnten die Kinder vier U-Boote bewundern, die in den Becken gemütlich vor sich hin plätscherten. Der begleitende

Marine-Offizier Herr Sauer erläuterte, nachdem man an den U-Booten angekommen war, dass die zwei kleineren U-Boote sogenannte Walter-U-Boote seien und die grossen, ca. 150 m langen Boote, Atom-U-Boote seien. Diese Atom-U-Boote ragten nahezu zehn Meter aus dem Wasser heraus und waren einfach irre gross. Mit ihrer grauen Tarnfarbe und den geheimnisvollen Apparaturen und vermeintlichen Waffen gaben diese Boote ein gespenstisches Bild ab. Man konnte sich gar nicht vorstellen, dass diese riesigen Boote überhaupt unter Wasser fahren konnten.

Der Zugang wurde von bewaffneten Marine-Soldaten noch einmal extra bewacht, da diese Boote zu dem Geheimsten gehörten, was Deutschland zu bieten hatte. Da die Halle von der Hafenoberfläche nicht zu sehen war, überlegten die Kinder, wie denn die U-Boote überhaupt hierhin hatten gelangen können. Herr Sauer berichtete, dass für die U-Boote ein extra breiter unterirdischer Zugang vom Meer aus gebaut worden war, so dass die U-Boote getaucht in diese Halle aus eigener Kraft fahren konnten. Dabei wurden sie mit einer Art Unterwasser-Richtstrahl gelenkt, um weder die Boote noch den Kanal zu beschädigen. So konnten diese U-Boote niemals gesehen werden, da sie bei ihren Fahrten niemals auftauchten. Gerne wären Hans und seine Freunde einmal in das Innere des U-Bootes geklettert, das war aber aus Geheimhaltungsgründen nicht möglich. Fragen über Fragen musste Herr Sauer den Kindern nun beantworten, soweit er dies durfte, und nach einer Stunde war die Führung beendet. Den Abschluss bildete das Essen der Kinder mit den Matrosen in der Kantine, in der es der Meerlage entsprechend Fischstäbchen und im Anschluss noch ein grosses Eis von der Marine spendiert gab. Bei der Fahrt aus dem U-Boot-Stützpunkt fragte Herr Sauer, wer es sich denn einmal

vorstellen könnte, später zur Marine zu gehen. Der Besuch hatte natürlich seine Wirkung hinterlassen und alle Kinderhände gingen nach oben. Wenn es mit der Karriere als Handballprofi nichts werden sollte, wäre U-Boot-Offizier der nächste Wunsch vieler Kinder gewesen. Zufrieden verabschiedete sich Herr Sauer in dem Bewusstsein, beste Werbung für die Marine betrieben zu haben.

Als Hans und seine Trainingskumpels wieder auf dem Vereinsgelände des THW Kiel eintrafen, wurden sie natürlich von den anderen Mitspielern gefragt, wo sie denn nun gewesen waren. Wie schön war es dabei doch, selbst die engsten Freunde aus der eigenen Mannschaft mit noch mehr Neugier im Ungewissen zu lassen, indem man sagte, dass das geheim wäre und darüber nicht gesprochen werden dürfe. Egal was die Mitspieler auch versuchten, die Besucher des Stützpunktes blieben dabei und sprachen nicht einmal zuhause mit den Eltern über das Gesehene.

Kapitel 50

Das grosse Camp-Abschlusspiel von Hans

Die fast zwei Wochen im Handball Camp waren wie im Flug vergangen und der abschliessende Höhepunkt, selbst in der Blohm und Voss-Arena spielen zu können, rückte immer näher. Von den über 750 Kindern, die an dem Camp teilgenommen hatten, durften die besten zwanzig Kinder gegeneinander spielen. Was für eine Leistung, sich gegen die grosse Konkurrenz überhaupt durchgesetzt zu haben und im Endspiel zu stehen. Hier hatte sich der Trainingsfleiss von Hans in den letzten Jahren bzw. vierzehn Tagen mehr als bezahlt gemacht. Mit zwölf Jahren war dies der grösste Höhepunkt seiner bisherigen sportlichen Laufbahn. Da zu diesem Abschlusspiel alle Verwandten und Bekannten der 750 teilnehmenden Kinder eingeladen waren, die dieses Spektakel kostenlos mitverfolgen sollten, durfte man von vier- bis fünftausend zu erwartenden Zuschauern ausgehen.

Als Hans mit seiner Mannschaft, angeführt durch ihren Trainer Stefan Kretzschmar, durch den unterirdischen Gang in die Halle kam, brandete ihm der Jubel von fast zehntausend Zuschauern entgegen. Was für ein Gefühl. Hans bekam eine Gänsehaut am ganzen Körper und seine Nackenhaare standen aufrecht. Sein ganzer Körper war wie elektrisiert von dieser Atmosphäre in der Halle.

Die andere Kindermannschaft wurde vom Profi Holger Glandorfbetret und machte sich daran, mit dem Einspielen zu beginnen. Nach der Erwärmung stellte der Hallensprecher jedes einzelne Kind mit Namen und Vereinszugehörigkeit vor. Es

war fantastisch, seinen Namen vor all diesen Zuschauern hören zu dürfen.

Als der Schiedsrichter dann um 13 Uhr die Partie anpfiff, war Hans wie im Rausch. Auf seiner Aussenposition am Kreis brachte er es fertig, fast sämtliche Bälle am gegnerischen Torwart vorbei im Tor unterzubringen. Besonders bei Tempogegenstößen seiner Mannschaft wurde er immer wieder derart gut von seinen Mitspielern in Szene gesetzt, da er sowohl schnell als auch wurfsicher war. Als er dann noch, in der Abwehr stehend, seinem Gegner den Ball wegspitzelte, rannte er schneller als der Blitz auf den gegnerischen Torwart zu und setzte einen gekonnten Heber über ihn hinweg ins Tor. Die Zuschauer und selbst seinen Trainer hielt es nicht mehr auf ihren Sitzen, ein wahrer Beifallsturm brandete über Hans hernieder. Hans' Eltern Heinz und Louisa trauten ihren Augen nicht, als ihr Sohn das Spiel zugunsten seiner Mannschaft entscheiden sollte. Beim denkbar knappen Spielstand von 20 zu 20 in der letzten Minute löste sich Hans' Mannschaft aus der Abwehr und buchstäblich in letzter Sekunde bekam Hans den finalen Pass. Hans war am Kreis freigespielt und sprang ab, um den Ball am kurzen Torwartposten vorbei in der Ecke einzunageln. Die Zuschauer schrien vor Begeisterung. Als der Ball im Netz zappelte, wurde die Partie abgepfiffen. Hans war auf Wolke sieben und tanzte mit seiner Mannschaft zusammen vor Freude. Die unterlegenen Kinder waren natürlich unendlich traurig, da ihnen ja nur eine Winzigkeit namens Hans gefehlt hatte, um im Siebenmeterwerfen ihre Kräfte messen zu können. Sie hatten Tränen in den Augen und mussten sich nun ansehen, wie Hans' Mannschaft gefeiert wurde. Die Worte ihres Trainers Holger Glandorf, dass sie ein gutes Spiel abgeliefert hätten, nahmen sie

nur noch bedingt auf; die Trauer über das verlorene Spiel überwog.

Die Zuschauer hingegen waren voll auf ihre Kosten gekommen, denn spannender hätte das Spiel nicht sein können. Ein Wahnsinn, wie Zwölfjährige schon Handball spielen können und in der Lage sind, Massen zu begeistern. So wurde die anschließende Siegerehrung, die parallel mit Laser-Effekten untermalt wurde, der krönende Abschluss dieser Veranstaltung.

Hans lief nach der Siegerehrung direkt zu seinen Eltern, um sich von ihnen ein Extralob abzuholen. Die Eltern platzten bald vor Stolz und konnten noch gar nicht recht begreifen, was sie soeben hatten miterleben dürfen. Dass Hans sehr gut Handball spielen konnte, wussten sie ja, dass er aber schon ein derartiges Niveau erreicht hatte, war ihnen noch nicht aufgefallen. Nachdem Hans wieder zu seiner Mannschaft geeilt war, hatten geübte Augen sehr wohl mitverfolgt, dass Heinz und Louisa die Eltern von Hans waren. Noch beim Herausgehen aus der Halle steckten ihnen zwei Männer Visitenkarten mit der Bitte in die Tasche, sich bei ihnen zu melden.

Wie den Karten zu entnehmen war, handelte es sich um Manager von Handball Profivereinen. Man brauchte kein Prophet zu sein, um zu erahnen, was ihr Begehren war. Nach dieser Gala-Vorstellung von Hans wollten sie bestimmt alles dafür tun, Hans mit einem Vertrag an ihre Profivereine zu binden.

Das würde aber ein anderes Thema sein, was im Rat der Familie in naher Zukunft zu besprechen wäre. Vorerst freute man sich über das Momentum und den Ausblick, in einigen Tagen wieder die gesamte Familie zu Hause haben zu können.

Kapitel 51

Otto und Simone haben eine sturmfreie Bude

Die Eltern in den Alpen mit Schwester Andrea und Hans im Handballcamp in Kiel. Sage und Schreibe zwei Wochen hatte Otto mit seiner Simone sein Elternhaus ganz für sich alleine. Was lag da näher, als erst einmal eine zünftige Party mit seinen Freunden zu feiern? So wurde die Party auf den ersten Sonnabend angesetzt, an dem das Haus ohne Familienmitglieder zur Verfügung stand. Bei den Nachbarn wurden vorsorglich Zettel in die Briefkästen gesteckt, um über den vermeintlichen Geburtstag von seiner Freundin Simone zu unterrichten. Ein Brief an den offiziellen Blockwart in ihrem Viertel machte die Feier fast amtlich. So musste man nicht befürchten, nach der abendlichen Reichstageschau um 20:15 Uhr mit Besuchen der Polizei wegen Ruhestörung belästigt zu werden. Otto und Simone zählten ihren Bekanntenkreis durch und kamen auf dreissig Freunde, die nicht in den Ferien waren. Eine Feier mit jungen Leuten zwischen 14 und 16 Jahren war damit vielversprechend angesetzt und das Essen war kein Problem. Da es bei einer Feier in diesem Alter neben Essen und Sex zwingend etwas zu Rauchen und Alkohol geben musste, war hier noch ein grösserer logistischer Aufwand erforderlich, um dieses Problem zu lösen. Da Alkohol und Zigaretten gemäss Reichsjugendgesetz erst ab 18 Jahren verkauft werden durften, musste ein Mitwisser und Befürworter dieser Party erst noch gefunden werden. Die Wahl fiel auf Cousin Fritz, der gerade 18 Jahre alt geworden war. Da er parallel zu besagten Einkäufen mit einer Einladung zu dieser Party rechnen konnte, liess er sich nicht lange bitten. Da er gerade Single war, bot sich in dieser vermeintlich feucht-fröh-

lichen Runde mal wieder die Möglichkeit, zum Schuss zu kommen.

Ab 20 Uhr war zur Feier geladen, aber schon um 19 Uhr kamen die ersten Gäste. Otto und Simone hatten sich nicht lumpen lassen und das Haus schön dekoriert. Alle Zimmer waren freigegeben, nur das elterliche Schlafzimmer blieb abgeschlossen. Als besonders aufmerksame Gastgeberin hatte Simone in der hiesigen Drogerie noch einen Stapel Pariser gekauft. Damit sollten unwillkommene Neunmonatsüberraschungen ausgeschlossen werden. Das Prunkstück von Vater Heinz, die Stereoanlage der Firma Telefunken mit Plattenspieler, war für die musikalische Unterhaltung gedacht. Die Platten-Sammlung von Vater Heinz wurde nicht benötigt, da Klassik von Strauss bis Wagner nicht unbedingt dem jugendlichen Musikgeschmack entsprach. So wurden deutsche und englische Titel der Hitparade rauf und runter gespielt, bis der Plattenspieler glühte. Otto und Simone standen oben auf der Treppe und sahen vergnügt zu, wie der Alkohol seine Wirkung entfaltete. Da mit zunehmendem Alkoholgenuss die Hemmschwelle schnell abgebaut wurde, konnten sie beobachten, wie die Kleidervorschriften gelockert wurden. Die jungen Männer machten sich daran, mit ihren durchtrainierten Oberkörpern zu glänzen, während die jungen Damen ihre Rundungen immer knapper verbargen. Nur das Rauchen, das vorsorglich nach draussen verlegt worden war, liess die Gemüter wieder etwas abkühlen. Da die anbrechende Sommernacht immer noch über zwanzig Grad zu bieten hatte, konnte man von einer Abkühlung eigentlich nicht sprechen. Wie erhofft hatte Cousin Fritz schnell eine Ansprechpartnerin mit der rothaarigen Sarah gefunden. Sarah, 17 Jahre alt und eine gute Freundin von Simone, hatte alles zu bieten, was man sich vorstellen konnte. Zu einer grazilen Er-

scheinung kam ein Gesicht, das wie gemalt wirkte. Kein Makel war zu erkennen und dazu noch Brüste, die mehr als gross waren. Man hatte fast den Eindruck, Sarah müsste nach vorne überfallen, so gross waren sie in Proportion zu dieser sonst schlanken Gestalt. Mit 1,85 m war sie dazu noch sehr gross und überragte Fritz fast um einen halben Kopf. Dass sie als Basketballerin ständig im Training war, konnte man ihr ansehen. Die schiere Grösse wirkte normalerweise abschreckend auf die jungen Männer, denn sie bekamen wohl das Gefühl, ihr eventuell nicht gerecht werden zu können. Die wenigsten Jungen trauten sich, sie anzusprechen, und so war sie schon viele Jahre ohne Freund. Daher war sie besonders dankbar, dass sich mit Fritz endlich jemand traute und so liess sie ihn nicht mehr von der Angel. Da der Alkohol auch bei ihr Wirkung zeigte, umarmten und küssten sie sich in der ersten langsamen Tanzrunde sehr intensiv. Da auch Fritz schon einige Wochen alleine war, konnte er seine Aufregung nicht verbergen und bekam einen mörderischen Ständer. Die eng geschnittene Jeanshose konnte dies nicht kaschieren und Sarah fühlte es beim Tanzen, noch bevor sie es sah. Sie lachte und Fritz bekam einen roten Kopf. Sie beugte sich etwas zu Fritz herunter und flüsterte ihm ins Ohr, dass sie da mal nachsehen müsse, und zog ihn mit auf die Treppe. An Otto und Simone vorbei begaben sie sich ins erste freie Zimmer. Fritz, der noch dachte, er befinde sich im Traum, sah, wie Sarah die Zimmertür abschloss und ihn Richtung Bett schob.

Da die Musik von unten bis nach oben drang, konnte Fritz erleben, wie sich Sarah im Rhythmus der Musik drehend langsam auszuziehen begann. Mit spitzen Fingern knöpfte sie ihren kurzen Rock auf und liess ihn langsam zu Boden gleiten. Danach begann sich die weisse Bluse, wie von Geisterhand bestellt, zu

öffnen. Es schälten sich zwei Brüste heraus, die unter der Bluse schon sehr gross schienen aber, von den Fälschungen des Alltags befreit, noch grösser waren als gedacht. Schon stand Sarah, nur noch von ihrer weissen Unterwäsche umhüllt, kurz vor dem Bett. Als dann noch der BH und der Slip fielen, dachte Fritz seine Hose müsste jeden Moment platzen.

Wie eine Schlange wanderte Sarah nun zu Fritz und zog ihn langsam aus. Als ihre Hand in seine Hose glitt, schwanden ihm fast die Sinne. Mit unglaublichem Geschick verwöhnte sie nun sein bestes Stück und er hatte Mühe, nicht schon vorzeitig in ihr zu explodieren. Als diese unglaubliche attraktive Sarah dann auf ihm ritt und eine glitschig feuchte Geräuschkulisse sein Ohr erfreute, konnte Fritz sich nicht mehr zusammenreissen. Auf dem Höhepunkt ihrer Gefühle angekommen, liessen sie sich beide nun willenlos auf den Gipfel ihres Genusses treiben. Fritz hatte ja einige Frauen gehabt, aber so ein Sahnestück hatte er noch nicht erlebt. Vollkommen ausgepumpt von diesem finalen Akt lagen sie nun glücklich nebeneinander und brauchten beide erst einmal eine Dusche.

Fritz konnte sich gar nicht satt sehen an Sarah und bei dieser vollkommenen Erscheinung war nach zehn Minuten ein Nachschlag mehr als erforderlich. Wie gut, dass Simone mit Parisern gut vorgesorgt hatte, und auch Sarah schien wie ausgehungert zu sein. Wieder übernahm Sarah die Führung. Sie schien nahezu unersättlich zu sein. Diesmal dauerte es deutlich länger und Sarah forderte Fritz Stellungen ab, die er eigentlich nicht für möglich gehalten hatte. Kurz vor einem Krampf bei Fritz in den Beinen war es soweit und es war noch schöner als beim ersten Mal. Wirklich ein Wahnsinn, was Fritz hier erlebte, und das schönste war, dass der Abend noch lang war. Nach einer kleinen Verschnaufpause begaben sie sich wieder in das Partyge-

schehen und tanzten bis zur Ekstase. Die anderen Gäste waren entweder noch in der Kennenlern-Phase oder schon darüber hinaus. Otto und Simone als gute Gastgeber hatten natürlich weniger getrunken, um jederzeit Herr der Lage sein zu können. Sie hatten es sich nicht nehmen lassen, ebenfalls lustvoll übereinander herzufallen. Da um Mitternacht, wie dem Blockwart zugesagt, allgemeiner Zapfenstreich im Haus sein sollte, beschloss man gemeinsam noch ans Meer zu gehen.

Hier wurde ein Lagerfeuer angezündet und Simone, die eine gute Sängerin war, spielte auf ihrer Gitarre noch einige Lieder, die von allen tatkräftig mitgesungen wurden. Zusammen mit dem Rauschen der Brandung und weiter entfernten Schiffsgeschläuschen knisterten die Holzscheite im Feuer. In einiger Entfernung auf dem Meer konnte man den grossen deutschen Flugzeugträger Graf Zeppelin erkennen, von dem ab und zu ein Militärjet fauchend in den sternklaren Himmel aufstieg. Was für eine Nacht. Zum Abschluss gingen die jungen Leute noch nackt in der Ostsee baden. Einige der Gäste, die erst jetzt zueinander gefunden hatten, machten sich daran, ihr Liebesspiel in der warmen Ostsee zu vollenden.

Am nächsten Tag zur Mittagszeit waren Otto und Simone hochofrend, die Partygäste vom Vortrag, vollzählig zum Aufräumen begrüßen zu dürfen. Nach zwei Stunden war alles fertig und die Party nur noch Geschichte. Jetzt hätten Ottos Eltern kommen können, ohne sich an irgendwelchen Partyaltlasten stören zu müssen. Es standen noch zehn Tage zur Verfügung, in denen sie das Haus für sich hatten. Besonders vor Ottos Einstieg in die Mühen der dreijährigen Dachdecker-Ausbildung wollte er seinen letzten Feriensommer noch bis zum Schluss mit seiner Simone geniessen.

Kapitel 52

Otto und Simone – Sonne, Strand und Beachvolleyball

So einen Super-Sommer hatte Danzig schon lange nicht mehr erlebt. Drei Wochen hintereinander wollten die Temperaturen einfach nicht unter die Dreissig-Grad-Marke fallen. Die Ostsee hatte mittlerweile einundzwanzig Grad Wassertemperatur erreicht, was das Baden in ihr noch angenehmer gestaltete. Lief man durch die Danziger Altstadt, wirkte sie wie ausgestorben. Nicht einmal die zahlreichen Touristen wollten sich bei dieser Hitze an der Schönheit der Altstadt erfreuen. Wer nicht durch seine Arbeit oder andere Dinge gezwungen war, sich bei diesen Temperaturen mit unliebsamen Beschäftigungen zu plagen, war am schönen Ostseestrand.

Otto und Simone konnten vom Haus aus betrachten, wie sich eine schier endlose Karawane jeden Morgen dem Strand entgegen wälzte. Die Parkplätze waren schon ab 11 Uhr komplett belegt und verbotenerweise parkten die Besucher mitten im Wohngebiet, was eigentlich verboten war. Selbst vor der elterlichen Garageneinfahrt stellten die Strandbesucher ihre Autos ab, nur um nicht so weit laufen zu müssen. Besonders schlimm war es an den Wochenenden, an denen die Badegäste wie die Ölsardinen nebeneinander lagen. Otto hatte nur sein Motorrad eine 150-Zündapp in der Garage, so kam er problemlos an den falsch geparkten Autos vorbei und verzichtete darauf, diese abschleppen zu lassen. Sobald Vater Heinz aber wieder zu Hause war, würde dieser Frevel in der deutschen Parkkultur nicht mehr ungeahndet bleiben.

Otto mit seiner hübschen Simone auf dem Rücksitz, fuhr ja eh nur von Zeit zu Zeit zum Einkäufen, um den Kühlschrank wieder aufzufüllen. Ansonsten wurde bis in die Nacht am Strand gefeiert und am nächsten Morgen, so gegen zwölf, begann man, sich langsam aus dem Bett zu bewegen. Da es Otto vergönnt war, neben der hübschen Simone jeden Tag aufzuwachen, war es nahezu unmöglich, diesen weiblichen Formen zu widerstehen. Egal, wie sie im Bett lag und von welcher Seite man sie ansah, sie war einfach nur schön. Da Otto mit seinen 16 Jahren in jugendlicher Blüte stand, wurde fast jeder Tag mit gemeinschaftlichem Frühsport begonnen. Der Sommerhitze war es geschuldet, dass die Fenster in Ottos Zimmer weit offen standen und unbedachterweise von den beiden eine imposante Geräuschkulisse dieser täglichen Leibesübungen von den Nachbarn nicht überhört werden konnte. Besonders die Nachbarfamilie Schulz war von diesen Schallwellen betroffen, zumal ihre Terrasse nicht einmal acht Meter von Ottos offenen Fenstern entfernt war. Da sie zur Mittagszeit, wie es der Name sagt, ihr Mittagessen einnahmen, bekamen sie sozusagen eine Gratisvorstellung von Dingen, die es bei ihnen vor vielen Jahren auch einmal gegeben hatte. Da die Tochter der Familie Schulz, Nadine, auch schon zehn Jahre alt war, konnte sie sich ein Grinsen den Eltern gegenüber nicht verkneifen. Es war also schwierig, ihr zu erzählen, dass der Klapperstorch bei seiner Arbeit eben eine höhere Taktfrequenz hätte als im Normalfall. So sah sich Vater Schulz gezwungen, Otto den dezenten Hinweis zu geben, doch bitte die Fenster zu schliessen. Otto war dies höchst peinlich, als er es aber Simone erzählte, mussten sie beide herzlich darüber lachen. So begann fast jeder Tag mit dem obligatorischen Fensterschliessen, nicht ohne dabei ein andächtiges Nicken von Vater Schulz zu erhaschen.

Im Anschluss gab es ein ordentliches Spätaufsteherfrühstück, das nur von den Anrufen ihrer Freunde unterbrochen wurde, die anfragten, wann man es gemeinsam an den Strand schaffen würde. Ihre Freunde hatten einen ähnlichen Tagesablauf, da sie ja alle gemeinsam meist erst mitten in der Nacht oder schon am frühen Morgen den Strand verliessen.

Neben diversen Badespässen am Strand, hatte sich ein neuer Trendsport an den deutschen Küsten durchgesetzt. Volleyball am Strand war an für sich nichts Neues. Ein Spiel zweier Spieler gegen zwei Gegner auf einem auf acht Meter verkürzten Feld war zur schönsten Freizeitbeschäftigung der jungen Leute geworden. Otto, der im Gegensatz zum Rest seiner Familie an für sich nicht so viel von Sport hielt, hatte hier anscheinend seine Bestimmung gefunden und zusammen mit seiner Freundin Simone spielten sie mittlerweile einen ausgezeichneten Beachvolleyball. Da auch ihre Freunde Gefallen an diesem Sport gefunden hatten, spielten sie viele Partien am selbst aufgebauten Netz aus. Da die jugendlich-athletischen Spieler bzw. Spielerinnen einen guten Ball spielen konnten, war immer für eine grosse Resonanz beim Strandpublikum gesorgt. Besonders die Partien, in denen die jungen Frauen gegeneinander spielten, waren besonders beliebt, da neben der guten Balltechnik die in allen Einzelheiten erkennbaren Formen der Frauen in ihren knappen Bikinis sehr gut sichtbar waren. Hier waren den Fantasien der Männer keine Grenzen gesetzt und nur die wenigsten dachten dabei an Beachvolleyball. Diese Sportart nahm einen ungeahnten Aufschwung und würde wohl bald um Deutsche Reichsmeisterschaften bereichert werden.

Nach vier bis fünf Sätzen gegen die anderen Mixed-Teams im Freundeskreis war bei Otto und Simone erst einmal für gute Laune gesorgt. Alle Sätze hatten sie gewonnen und hatten dabei

verärgerte Paare auf der anderen Seite zurückgelassen. Simone hatte wie immer aus einer sicheren Annahme heraus einen guten Angriff auf ihre Gegenspielerin platziert und damit stets für einen sicheren Punkt gesorgt. Wurde Otto vom Gegenspieler angespielt, trieb er diesen mit seinen Pokes bald zur Verzweiflung. Da der Poke (zwei gekrümmte Finger, den Ball mit den Fingerknöcheln gespielt) eigentlich ein sehr schwieriger Ball ist, wird er selten gespielt. Besonders bei den Männern wird der harte Angiffschlag mehr bevorzugt. Otto hatte den Poke aber derart geübt, dass er das Kunststück vollbrachte, mit diesem Element entweder an der Grundlinie oder kurz hinter dem Netz immer das freie Feld zu finden. Für die Gegner war dies sehr frustrierend. Mit harten Angiffschlägen, die man nicht abwehren konnte, musste man leben, diese in die Ecken geschubsten Bälle, waren jedoch schlimmer zu ertragen.

Otto und Simone gingen nach diesen für sie schönen Sätzen erst einmal baden und schwammen mit ihrer Luftmatratze bis zum durch Bojen gekennzeichneten Bereich. Da es an diesem Tag schöne grosse Wellen gab, war dies besonders angenehm. Wie bei einer Achterbahnfahrt schoss die Luftmatratze vom Wellenkamm bis ins Wellental immer hoch und herunter und die beiden hatten Mühe, sich auf ihr zu halten. Das zusammen mit ihren Freunden zu tun, die die Niederlagen verdaut hatten, war ein enormer Spass. Erst der aufkommende Hunger trieb die jungen Leute aus dem Wasser. Wie gut, dass ein fliegender Händler gerade mit Eis, Getränken und Würsten vorbeikam. Das sparte den Weg bis zur nächsten Imbissbude, auch wenn es leider etwas teurer war. Otto liess sich nicht lumpen und spendierte eine grosse Runde, wenn ihn dies auch acht Reichsmark kostete. Da er für zwei Wochen von seinen Eltern grosszügig mit Geld ausgestattet worden war, schmerzte ihn das nicht sehr.

Im Anschluss wurden die Körper noch einmal gut mit Sonnenöl eingecremt, wobei Simone das derart gut erledigte, dass er sich zusammenreißen musste, um nicht mit einer grossen Beule in der Badehose liegenzubleiben. Die Verdrängung solcher Gedanken war erfolgreich, wenngleich Simone seine Anspannung nicht entgangen war.

So wurde erst einmal eine Ruhephase eingeläutet und es dauerte nicht lange, bis Otto ins Reich der Träume entschwand. Das faule Herumliegen und dabei die Geräusche der Wellen zu hören, die mit ihren Gischtkronen auf das Ufer klatschten, war ein zu gutes Schlafmittel für Otto. Zwei Stunden später wachte Otto auf und sah verwundert, dass die anderen schon wieder spielten. Simone spielte mit seinem bestem Freund Torsten und war anscheinend auf der Siegerstrasse, denn so gut war sehr offensichtlich ihre Laune. Otto hatte richtig gedacht; nach zwei weiteren Ballwechseln, die Simone erfolgreich abschloss, schüttelten sich die Gegner am Netz die Hände; ein deutliches Zeichen, dass der Satz gewonnen worden war. Simone, die sah, dass Otto erwacht war, begrüßte ihn mit einem Kuss. Nach diesem Weckkuss erwachten Ottos Geister und nach kurzer Erwärmungsphase konnten die nächsten Spiele beginnen. Diesmal verloren sie auch einmal einen Satz, was die Gegner besonders erfreute, da der Favorit gestrauchelt war. Der letzte Satz brachte allerdings wieder die Gewissheit, doch der Chef im Ring zu sein. Er wurde mit 21:15 Punkten gewonnen. Die anwesenden Zuschauer sparten nicht mit Beifall für beide Teams, sodass der Abend eingeläutet werden konnte.

Der mitgebrachte Grill wurde angeschmissen und Otto holte die Bratwürste aus dem heimischen Kühlschrank. Zusammen mit dem guten Danziger Hafenbier und Wein für die jungen Damen wurde die anbrechende Nacht begossen. Das vor dem

Danziger Hafen liegende Segelschulschiff der deutschen Marine, die Goch Fock, bot dabei ein besonders schönes Bild, das flankiert von der untergehenden Sonne das Meer in leuchtend rotes Wasser zu verwandeln schien.

Torsten hatte sein Radio mitgebracht und im Deutschlandfunk spielten sie die schönsten Schnulzen, die die Musik zu bieten hatte. Sie passten sehr gut zu der Stimmung am Strand und schon nach kurzer Zeit, tanzten die ersten Pärchen eng umschlungen. Was für eine schöne Nacht! Und als dann noch eine Sternschnuppe am Himmel zu erkennen war, wünschte sich Otto, dass er noch viele solche Nächte haben würde.

Kapitel 53

Das Ende der Sommerferien bei den Müllers

Auch die schönste Zeit geht einmal vorbei und Familie Müller läutete das letzte Ferienwochenende ein. Beim gemeinsamen Grillabend im Garten erzählte man sich die erlebten Urlaubsgeschichten, wobei Hans' Spiel in der Blohm und Voss-Arena natürlich den Höhepunkt bildete. Otto erzählte, dass das Telefon schon die ganze Zeit blinkte, denn diverse Manager von deutschen Handballvereinen hatten anscheinend die Telefonnummer von Hans in seinem Elternhaus herausbekommen. Man beschloss vorerst nur den Anrufbeantworter zu bedienen, bis sich die Familie darüber einig war, wie sich die weitere sportliche Laufbahn von Hans gestalten sollte.

Heinz und Louisa freuten sich auf ihre Arbeitsstellen, Hans auf seine Sportschule, Andrea auf die Grundschule und Otto war sich unsicher, was seine Dachdeckerlehre bringen würde. Auf jeden Fall hiess es ab Montag erst einmal jeden Tag um 5:30 Uhr aufzustehen, um pünktlich im Ausbildungsbetrieb zu sein. Da Otto weder seine Mitlehrlinge noch seine Ausbilder kannte, hatte er ein leichtes Unwohlsein, was die Zukunft ausser schlechten Arbeitszeiten bringen würde. Nur gut, dass er seine Simone hatte, die ihn wenigstens am Abend auf andere Gedanken bringen würde. Jetzt war erst einmal noch Wochenende, an dem man beim gepflegten Familiengrillen entspannen konnte. Hans war natürlich ganz stolz auf seine tolle Leistung beim Handball und erzählte sie Otto und Simone noch einmal in allen Einzelheiten nach. So entspannte man beim schönen Grillabend und genoss, dass Heinz als selbst ernannter Grillmeister

servierte. Keiner durfte ihm dabei helfen und die Belohnung war ein anerkennendes «Hmm» beim ersten Biss in das saftige Steak. Mutter Louisa konterte mit einem wunderbar knackigen Salat, der mit feinstem Olivenöl zubereitet worden war. So war das Essen ein Genuss, welches mit gutem Bier und Wein abgerundet wurde. Ein wundervoller Abend ging zu Ende, das normale Arbeits- Schulleben begann wieder von Neuem.

Kapitel 54

Deutschland von 1965 bis 1985

Der junge Reichskanzler Max Moos übernahm den Schwung aus seiner vermeintlichen Jugend mit in die Politik. Die von Altkanzler Erwin Rommel angeschobenen Reformen wurden klug umgesetzt, aber auch vollkommen neue Akzente fanden Gehör in der deutschen Innen- und Aussenpolitik. Da die Haushaltüberschüsse sowohl des deutschen Reichsfinanzministers, als auch der Länder und der deutschen Sozialkassen immer weiter anstiegen, war eigentlich nichts unmöglich, wenn der politische Wille bestand, dies umzusetzen. So wurde im Bereich der Innenpolitik eine 35-Stunden-Woche, 40 Tage Urlaub im Jahr und Investitionen von 5% des deutschen Bruttosozialprodukts in Forschung und Entwicklung beschlossen. Die gigantischen Milliardensummen, die mit diesen Massnahmen einhergingen, waren aber genau dafür gedacht, die Deutschen für ihren Fleiss der letzten Jahrzehnte mit einem Mehr an Freizeit und Erholung zu belohnen. Nie dagewesener Reichtum war von der deutschen Bevölkerung erwirtschaftet worden und sollte jetzt an sie zurückgezahlt werden.

Da in der Zukunft mit 5% des Bruttosozialprodukts so viel wie nie zuvor in Forschung und Entwicklung investiert werden sollte, waren die Grundvoraussetzungen für künftiges Wachstum gelegt. Eine Abiturienten-Quote von fast 50% aller Grundschüler sollte Deutschland in Zukunft garantieren, Weltspitze zu sein. In allen Naturwissenschaften machten deutsche Forscher rasante Fortschritte; allein die beginnende Mikroelektronik mit Computern, die immer kleiner wurden, würde schon bald da-

für sorgen, deutsche Produkte noch besser auf dem Weltmarkt verkaufen zu können.

Die Raketentechniker um Wernher von Braun hatten mit Sigmund Reiter den ersten Menschen ins Weltall geschickt und gesund wieder nach Hause gebracht. Nun machten sich diese Männer daran, eine bemannte Mission auf den Mond zu bringen. Diese Mission sollte die Grundlage dafür bilden, eine ständig bemannte Raumstation auf dem Mond einzurichten. Wahrlich fantastisch anmutende Visionen, die, wenn man den Fortschritt der letzten Jahrzehnte betrachtete, durchaus möglich schienen. Wernher von Braun überzeugte Reichskanzler Max Moos und seine Regierung immer wieder von seinen Vorstellungen, einen menschlichen Aussenposten auf dem Mond zu errichten. Und selbst dieser sollte nur eine Zwischenstation auf dem weiten Weg zum Mars sein.

So gab die deutsche Regierung Milliardenbeträge immer wieder frei und in Peenemünde konnte man sich davon überzeugen, dass dies nicht bloss Hirngespinnste eines deutschen Wissenschaftlers waren, sondern in Stahl und Beton gegossene Realität. Diese Forschung kostete vorerst viel Geld, schon in einigen Jahrzehnten würde man aber der Weitsicht von Visionären wie Wernher von Braun und Politikern wie Reichskanzler Max Moos danken, dass diese Träume umgesetzt worden waren. Dieser unendliche Weltraum wartete nur darauf, vom Menschen nutzbar gemacht und mit all seinen Ressourcen für die Erdbevölkerung gewonnen zu werden.

Im normalen politischen Tagesgeschäft ging es um andere, mehr erdbezogene Politik. Die USA waren zunehmend verstimmt darüber, dass die Europäer, allen voran die Deutschen, sich anschickten, vor der Haustür der Amerikaner mit dem Sie-

geszug ihrer Produkte fortzufahren. Während die Industrieproduktion der USA stagnierte, die Fortschritte der Wissenschaft nur marginal waren, besetzten die Europäer einen Markt nach dem anderen mit ihren Produkten. Egal ob im Maschinenbau, der Automobilindustrie oder bei Konsumgütern, die Produkte der Europäer waren sowohl billiger als auch besser. Nur Strafzölle auf diese Produkte verhinderten, dass diese Erzeugnisse den nordamerikanischen Markt überschwemmten. Dazu kam noch, dass die aus den ehemaligen Kolonien der Europäer entlassenden Länder wie Indien, Pakistan und auf dem afrikanischen Kontinent Nigeria, Rhodesien und Kenia sich schneller als gedacht zu Schwellenländern entwickelten. Diese setzten mit ihrer grossen und billigen Textilindustrie die amerikanischen Märkte zusätzlich unter Druck.

Die Sowjetunion hatte mit ihrer Ideologie des Sozialismus erheblich an Strahlkraft verloren und selbst ihr engster Verbündeter, China, machte sich Anfang 1960 daran, offen Differenzen mit den Russen auszutragen. Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Chinas, Genosse Mao, dachte nicht mehr daran, sich dem Diktat der Russen zu unterwerfen. So entzweiten sich diese angeblichen Bruderstaaten. Beide einte aber, dass sie unfähig waren, ihr jeweiliges Riesenreich wirtschaftlich nach vorn zu bringen. Einzig eine grosse Armee garantierte dafür, Unruhen nach aussen und innen zu zerschlagen. Da die Presse in diesen Ländern von oben aus gleichgeschaltet war, konnte man von diesen Missständen weder etwas Lesen noch im Fernsehen verfolgen. Die langen Schlangen vor den Geschäften des alltäglichen Bedarfs gaben den kleinen Leuten täglich aber Gelegenheit zu begreifen, dass mit ihrer Staatsform etwas nicht stimmte.

Diese Missstände in den eigenen Ländern sahen die Spitzenpolitiker sowohl in Amerika als auch in China und Russland. Umso mehr war mit Spannungen gegenüber Kontinentaleuropa zu rechnen. Als dann die arabischen Länder, die für 90% der Erdölversorgung der restlichen Welt zuständig waren, massiv an der Preisschraube für ihr Erdöl drehten, war die befürchtete Krise da. Kein Land der Erde konnte es sich leisten, von der Erdölversorgung abgeschnitten zu werden oder massive Preissteigerungen hinnehmen zu müssen.

Reichskanzler Max Moos lagen nun an diesem Montagmorgen im Juli 1972 Satellitenbilder vor, die zeigten, wie die USA den wichtigen Seeweg vor der arabischen Halbinsel, die Straße von Hormus, mit ihren Flugzeugträgern und Militärschiffen absperren. Kein europäischer Tanker kam hier mehr ohne die Zustimmung der Amerikaner hinein oder heraus.

Kapitel 55

Das EMB stellt ein Ultimatum an die USA

Die Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft (EG) hatten vorsorglich in jedem Land Ölvorräte für drei Monate anlegen lassen, es war aber nicht hinnehmbar, dass die USA jetzt entscheiden wollten, wer Öl von ihren Gnaden bekommen würde. Abgesehen davon mussten wieder realistische Preise mit den für die Förderung des Öls zuständigen arabischen Staaten verhandelt werden können. Vorerst bekamen nur die USA Öl, für die anderen Staaten war der Weg blockiert.

Auf einer für den nächsten Tag anberaumten Dringlichkeitssitzung des Europäischen Militär-Bündnisses (EMB) in Paris waren alle europäischen Regierungschefs anwesend. Es wurde beschlossen, den USA ein Ultimatum mit einer Frist von drei Tagen zu stellen, um die Strasse von Hormus zu öffnen. Sollte dies nicht erfolgen, würde der Seeweg mit militärischen Mitteln geöffnet werden. Dies war sehr problematisch, da sowohl das EMB wie auch die USA über Atomwaffen verfügten und in der Lage waren, diese in die jeweiligen Heimatländer zu schicken. Schritt die Welt einem neuen furchtbaren Krieg entgegen und hatte nur drei Tage Zeit, um diesen abzuwenden?

Sämtliche Vermittlungsversuche auf dem diplomatischen Kanal schlugen fehl. Die USA waren nicht bereit, ihre Positionen zu revidieren. Der amerikanische Präsident, George Bush, war sich anscheinend sehr sicher, seinen Militärs Glauben schenken zu können, dass den Konflikt zugunsten der Amerikaner würde beendet werden können. Mit militärischen Mitteln sollten die

Europäer gestoppt werden und die USA allein zur Weltherrschaft befähigt werden.

Kurz vor Ablauf des Ultimatums erklärte Reichskanzler Max Moos für das gesamte EMB im Fernsehen, einseitig auf die Verwendung von Atomwaffen zu verzichten. Man konnte nur hoffen, dass die USA diesen Wink mit dem Zaunpfahl verstehen und selbiges tun würden. Es war mehr als wünschenswert, dass sich die USA und das EMB eng begrenzt rund um die Strasse von Hormus ein Kräftemessen mit militärischen Mitteln liefern würden.

Nach Ablauf des Datums passierte erst einmal nichts, da die Militärs des EMB erst in der Nacht mit präzisen Luftschlägen durch Horten-Langstreckenbomber eine Öffnung versuchen wollten. Die Schiffe waren seit zwei Tagen unterwegs, würden das Seegebiet aber erst in 36 Stunden erreichen. Die Raketen mit grosser Reichweite konnten nicht eingesetzt werden, da die Kriegsschiffe und Flugzeugträger der USA zu bewegliche Ziele waren. So starteten in der Nacht die Horten-Bomber mit eingeschaltetem Tarnmodus von ihren Stützpunkten. Die Amerikaner hatten dies vorausgesehen, da sie auf ihren Radargeräten keine Impulse sehen konnten, und hatten unzählige Maschinen in der Luft, um über den Schiffen einen Korridor zu bilden. So gelang es ihnen, zwei Horten-Bomber abzuschliessen, zehn weitere fanden jedoch ihr Ziel und versenkten mit lasergesteuerten Bomben einen Flugzeugträger und weitere Kriegsschiffe der USA. Die nächste Horten-Bomber-Kette traf mit zwanzig Flugzeugen ein: Einem Abschuss standen 14 versenkte Schiffe der USA gegenüber. So hatten die USA in der ersten Nacht einen hohen Blutzoll zu entrichten und mussten weitere Schiffe zum Absperren der Strasse von Hormus bereitstellen. Als am nächsten Tag die ersten Flugzeugträger der Engländer, Franzosen

und Deutschen eintrafen, kam es zur Luftschlacht. Hier schenkten sich die Flugzeuge nichts, die amerikanischen F 14-Jagdflugzeuge schossen zahlreiche europäische Maschinen ab. Erst als die neuen Messerschmidt 363 in den Kampf eingriffen, fiel der Sieg zugunsten des EMB aus. Diese komplett neuen Flugzeuge konnten getarnt fliegen und mit dreifacher Schallgeschwindigkeit den F 14-Jägern jederzeit entkommen, wenn die Situation es erforderte. Zusammen mit neuen Luft-Luft-Raketen HS 121 der Firma Hentschel schossen sie die F 14 wie reife Tontauben vom Himmel. Dies wurde vom Piloten über den Helm akustisch gesteuert. Das Flugzeug flog im Kampfmodus vollkommen selbstständig, sodass sich der Pilot ausschliesslich mit den gegnerischen Flugzeugen beschäftigen konnte. Dies verschaffte ihm einen erheblichen Kampfvorteil gegenüber den amerikanischen Piloten und so war der ungleiche Kampf zum Ende des Tages für das EMB entschieden.

Über Satellit wurden die Erfolge an die oberen Kommandostellen des EMB übertragen und an die Regierungschefs weitergeleitet. Als zum Ende des zweiten Kampftages die Schlachtschiffe der Europäer eintrafen und mit ihren mächtigen Kanonen die restliche Flotte der USA zu beschiessen begannen, war die amerikanische Flotte vollkommen hilflos. Ohne Luftunterstützung blieb ihnen nur übrig, auf das offene Meer abzudrehen. Die Schlacht war verloren und selbst die U-Boote der USA wurden von europäischen U-Booten auf den Grund des Meeres geschickt. Als diese Meldungen bei Präsident Bush einliefen, konnte er nicht anders und musste dem EMB Friedensverhandlungen anbieten. Da er als Verlierer an den Verhandlungstisch kam, waren seine Optionen mehr als beschränkt. Die USA mussten sämtliche Stützpunkte in diesem Bereich aufgeben und an das EMB abtreten. Dies wurde festgeschrieben und mit

dem Abschlussdokument von Bagdad dauerhaft besiegelt. Die arabischen Staaten verpflichteten sich, angesichts der militärischen Überlegenheit der Europäer ihnen eine festgeschriebene Menge von Öl zu liefern. Der Preis wurde vorher festgelegt und durfte nur im gegenseitigen Einvernehmen erhöht werden. Damit war die Energiesicherheit für Europa in der Zukunft gegeben und gleichzeitig das Wachstum der Wirtschaft ermöglicht.

Den USA war ausdrücklich klar gemacht worden, dass kein Weg an Europa vorbeiführen würde.

Ende 1972 war damit für alle Aggressoren in der Welt klargestellt, dass das EMB nicht zu besiegen war.

Kapitel 56

1980: Deutschland mit fast 120 Millionen Einwohnern

Anfang des Jahres 1980 war der Reichskanzler Max Moos mit seiner Partei, der NSDAP, seit drei Wahlperioden in der Regierungsverantwortung. Die Partei verfügte weiter über die absolute Mehrheit der Sitze im deutschen Reichstag und konnte bis zum Ende der Legislaturperiode im Dezember 1980 die Regierung allein stellen. Der Wahlkampf trat in keine heisse Phase, da abzusehen war, dass die NSDAP unter dem Reichskanzler Max Moos wieder das Vertrauen der deutschen Bevölkerung erhalten würde. Für die nächsten sechs Jahre würde sie mit hoher Wahrscheinlichkeit weiter regieren können. Warum sollten die Deutschen ihr Wahlverhalten auch ändern? Deutschland stand wirtschaftlich so gut da wie noch nie zuvor. Man war unumschränkter Exportweltmeister in der Welt, sowohl militärisch im EMB wie auch politisch in der EG war man, im Herzen von Europa gelegen, nur von Partnern umgeben. Da auch die EG nun schon seit vielen Jahrzehnten vom Wachstumsmotor Deutschland profitierte, war es in Europa zu einem nie dagewesenen Wohlstand gekommen. Gefahren militärischer Natur ausgehend von Drittmächten drohten nicht mehr, zu klar war der Sieg über die USA 1972 ausgefallen. Im Gegenteil: Immer mehr Staaten wollten unter den Schutzschirm des EMB schlüpfen.

In der Innenpolitik hatte Kanzler Max Moos zahlreiche Reformen auf den Weg gebracht, die mit einem Mehr an Freiheiten für die deutschen Bürger verbunden waren. Freie Meinungsäußerung für jeden Bürger und die absolute Pressefreiheit gehör-

ten zu den tragenden Prinzipien seiner Politik. Durch die stetige Steigerung der Sozialleistungen, von den kleinsten Säuglingen in der Kinderkrippe angefangen bis zu den gebrechlichsten Rentnern in würdevollen Pflegeheimen bekamen alle Bevölkerungsgruppen etwas ab, tat der Staat Einiges, um seinen Bürgern ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen. Da der Fortschritt in der Medizin allen Bürgern unabhängig von ihrem Einkommen zugutekam, stieg die Lebenserwartung in Deutschland rapide an. Mit statistischen 3,5 Kindern pro Familie wuchs die deutsche Bevölkerung kontinuierlich an; auf mittlerweile 120 Millionen Deutsche. Die konsequente Umsetzung einer grünen Umweltpolitik liess die Natur auch an besonders von der Industrie in Anspruch genommenen Flächen wieder erblühen. Besonders die grossen Industriezentren im Ruhrgebiet oder Mitteldeutschland, wurden wieder sauberer. Die Luftverschmutzung sank rapide und in den Flüssen, wie der Elbe, dem Rhein oder der Saale, konnte man wieder, ohne Bedenken haben zu müssen, baden gehen.

Kulturell erlebte Deutschland wie schon in der Weimarer Republik eine neue Blüte. Theater, neue Museen, Variétés und eine bunte Musikszene wetteiferten um die besten Künstler. Selbst die früher als vermeintlich entartete Kunst unter Hitler verbotene Sparte erlebte einen raschen Aufschwung. Die Städte in Deutschland überboten sich, die schrillsten Exoten in ihre Häuser zu holen. Den einfachen Arbeitern und Bauern waren diese Künstler kaum noch nahezubringen, aber einer bunten Stadtbevölkerung konnte nichts schräg genug sein. Genau diese Toleranz machte die Deutschen um 1980 aus, die, manchmal auch über den eigenen Horizont hinaus, weltoffener wurden. Jeder konnte nach seiner privaten Motivation glücklich werden, wenn man dieselbe Toleranz auch den anderen zubilligte. So-

lange man sich an das Grundgesetz hielt, war man in Deutschland gut aufgehoben. Mit der harten Reichsmark in der Hand war man auch in weit entfernten Ländern ein gern gesehener Gast und durfte im Urlaub aus dem Vollen schöpfen. Ein umfassender Ausbau im Rahmen des KDF-Programms in Deutschland sorgte dafür, dass auch der Urlaub im Heimatland immer beliebter wurde. Zahlreich neue Hotels und Pensionen in den Gebirgen der Ostmark oder im Harz wurden genauso ausgebaut wie Ferienanlagen an der deutschen Nord- und Ostsee. Diese Urlaubsdomizile fuhren immer hart an ihrer Kapazitätsgrenze, da sowohl Urlaubstage wie auch Geld den Deutschen in grossem Umfang zur Verfügung standen.

Es war eine allgemeine Steigerung der Lebensqualität der Deutschen deutlich zu erkennen, die sich in den nächsten Jahren fortsetzen sollte. Der zunehmende Wohlstand führte leider auch zu einer Vermobselung der Bevölkerung, der mit zahlreichen Sport und Fitnessprogrammen begegnet werden sollte.

Kapitel 57

1985: Der schwierige Weg auf den Mond

Wernher von Braun hatte 1957 die Grundlage für den Start des ersten deutschen Satelliten Hermes in die Erdumlaufbahn gelegt. Dieser grosse wissenschaftliche Erfolg wurde 1965 mit dem ersten Menschen im Weltall (Sigmund Reiter) von ihm fortgeschrieben. Es folgten unzählige weitere bemannte Raketenstarts in Peenemünde und dieses Schauspiel verfolgten immer mehr Menschen am Fernseher oder direkt vor Ort. Dabei wurden sämtliche Komponenten der Raketen und der Astronautenkapsel immer weiter entwickelt. Die Astronauten lernten Weltraumspaziergänge ausserhalb der Raumkapsel durchzuführen und eine permanent bemannte Raumstation (Fuchsbau) wurde in der Erdumlaufbahn aufgebaut. Wernher von Braun konnte dies 1975 noch mitverfolgen, aber es war ihm leider nicht mehr vergönnt, den ersten Menschen auf dem Mond mitzuerleben. Sein permanentes Arbeitspensum noch im hohen Alter wurde 1976 durch seinen plötzlichen Tod jäh unterbrochen. Ein unwiederbringlicher Verlust für die deutsche Raumfahrt. Es standen aber genug deutsche Wissenschaftler bereit, die bei ihm gelernt hatten, um seinen Weg zum Mond zu vollenden.

Hier schloss sich der Kreis zur Familie Müller aus Danzig. Klaus Müller, mittlerweile selbst schon im gesetzten Alter, hatte die hohe Intelligenz seiner Eltern Maria und Theo vererbt bekommen. Sein Studium der Luft- und Raumfahrt war dabei tatkräftig von seinen Eltern gefördert worden. Sein Onkel Wilhelm hatte einen nicht unwesentlichen Anteil an seinem Studienwunsch, da er ihm als Offizier der Luftwaffe die Liebe zum

Fliegen vermittelt hatte. Klaus fand nicht nur das Fliegen schön, noch viel mehr fand er die technischen Parameter interessant, die es ermöglichten, Flugzeuge überhaupt in die Luft zu bringen. Da er die Fernsehübertragungen der Raketenstarts aus Peenemünde immer mitverfolgt hatte, war er fast besessen vom Weltraum. Als er dann zur letzten Klassenfahrt mit seiner Abiturklasse auf die Insel Usedom fuhr und einen Raketenstart live miterleben konnte, war ihm vollkommen klargeworden, was er studieren wollte. Mit einem Notendurchschnitt von 1,0 konnte er sich zudem aussuchen, was er später werden wollte. Nach seinem Wehrdienst von drei Jahren, die er natürlich bei der Luftwaffe absolvierte, begann er mit seinem Studium in Berlin. Hier wollte es der Zufall, dass er einem Gastvortrag von Wernher von Braun beiwohnen konnte und diesen mit seinem enormen Wissen zu beeindrucken wusste. So wurde er vom besten deutschen Raketen Ingenieur gefördert und konnte unmittelbar nach dem Ende seines Studiums in Peenemünde mitarbeiten. Im Lauf der Jahre wurde er zur rechten Hand von Wernher von Braun und stand diesem kaum nach. Freizeit gab es für Dr. Klaus Müller nicht, seine Gedanken drehten sich einzig allein um den Weltraum. Mit Anfang 50 hatte er weder eine Frau, geschweige denn Kinder, und wenn nicht die Arbeit ihm ein weibliches Wesen vor die Füße spülen sollte, würde sich hieran in den nächsten Jahren auch nichts ändern. Ganz im Gegenteil: Nach dem unerwarteten Tod seines Ziehvaters Wernher von Braun erhöhte sich sein Arbeitspensum noch einmal erheblich. Seine Tage und Abende verbrachte er am Computer mit virtuellen Zeichnungen eines wiederverwendbaren Raumgleiters. Seine Forscherkollegen wurden speziell nach jedem Wochenende, das sie mit ihren Familien verbracht hatten, mit einer wahren Flut von Zeichnungen von Dr. Klaus Müller überrollt, die sie auf ihre Machbarkeit hin überprüfen

mussten. Da dazu noch die laufenden Weltraumstarts überwacht und kontrolliert werden mussten, war es fast unmöglich, den Anforderungen von Dr. Klaus Müller gerecht zu werden. Da er ihr Chef war und dazu schon viel für die deutsche Raumfahrt geleistet hatte, wurden seine Vorstellungen aber immer sehr sachlich geprüft.

An einem dieser Montage nach einem langen Wochenende war es mal wieder soweit. Klaus übergab eine Diskette mit einer Zeichnung und technischen Daten seines von ihm «Orion» genannten Raumgleiters seinen Kollegen bei einer Dienstbesprechung. Da er dringend nach Berlin musste, um der Regierung neueste Forschungsergebnisse vorzustellen und wieder einmal um die Erhöhung des Budgets bitten musste, hatte er keine Zeit zu verlieren. Zu allem Unglück tobte sich ein heftiges Gewitter über Mecklenburg aus, sodass er nicht fliegen konnte. So war er gezwungen, in sein rotes Audi-Sport-Coupé zu steigen und mit 280 PS ausgestattet über die neue Ostseeautobahn der Reichshauptstadt in Höchstgeschwindigkeit entgegenezufahren. Den Kanzler wollte er nicht warten lassen und so schaffte er es in zwei Stunden, in der neuen Reichskanzlei zu sein. Alle seine Wünsche wurden erfüllt und so freute er sich, gemütlich nach Peenemünde zurückreisen zu können.

Seine Kollegen waren in dieser Zeit natürlich nicht untätig gewesen. Nachdem die letzten Daten der Raumstation Fuchsbau mit ihrer derzeitigen Besatzung, bestehend aus zwei Deutschen und jeweils einem Spanier, Franzosen und Engländer, überprüft und für gut befunden worden waren, konnte man sich Klaus' neuesten Ideen widmen. Doktor Werner mit seiner Gleitsichtbrille über der Knollnase schob die Diskette in den PC und glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Die Zeichnung vom neuen Raumtransporter Orion glich einem riesigen Flugzeug

und hatte nur einen sogenannten Plasmaantrieb. An der Unterseite war die Orion mit hochfesten Karbonplatten verkleidet, die einem Wiedereintritt in die Erdatmosphäre mühelos standhalten würden, wie erste Berechnungen ergaben. Vollkommen fassungslos rief er seine anderen verfügbaren Kollegen zusammen und zeigte ihnen auf dem PC alles und seine Berechnungen dazu. Die anderen Kollegen rechneten die Zahlen wieder und wieder durch, kamen aber alle zum selben Ergebnis. Dieser Entwurf von Doktor Klaus Müller war brilliant und würde nach weiteren Prüfungen wahrscheinlich umgesetzt werden können. Er hatte an einem Wochenende geschafft, was ihnen allen zusammen in den letzten Jahren nicht gelungen war. Besonders der Plasmaantrieb war dabei genial und würde wahrscheinlich eine neue Raumfahrtära einleiten.

Als Klaus am Abend noch einmal in sein Forschungslabor wollte, wunderte er sich, dass noch Licht brannte und die Autos von seinen Kollegen noch auf dem Parkplatz standen. Als er in sein Labor eintrat, waren alle Kollegen versammelt und spendeten ihm Beifall. Er wusste nicht warum, da er heute definitiv nicht Geburtstag hatte. Als Doktor Werner die Katze aus dem Sack liess, dass sein Entwurf vom Wochenende genial sei, musste sich Klaus erst einmal setzen. Wie oft mussten die Kollegen immer wieder die Köpfe bei seinen Entwürfen schütteln und er selbst erkennen, dass diese so nicht umsetzbar gewesen waren. Endlich hatte er die Lösung gefunden und die Kollegen waren mindestens so aufgeregt wie er. Die nächsten Tage sollten zeigen, ob seine theoretischen Berechnungen für den Orion-Transporter im praktischen Test dieselben Ergebnisse erzielen würden. Sollten sich seine Entwürfe bestätigen, würde es innerhalb eines Jahres machbar sein, auf den Mond zu fliegen.

Orion hebt zum Mond ab

Sämtliche Test mit dem Vorläufer des Orion-Raumtransporters waren erfolgreich und der Plasmaantrieb funktionierte bei Versuchen auf der Raumstation Fuchsbau wie erhofft.

Die deutsche Regierung unter Reichskanzler Max Moos gab die gewaltige Summe von geschätzten 1,5 Milliarden RM frei, um den Traum der Menschheit, auf den Mond zu fliegen, innerhalb von nur einem Jahr zu realisieren. Um die anderen europäischen Partner mit ins Boot zu bekommen, wurden je ein Franzose, Engländer, Spanier und Italiener eingeladen, um an dieser Mission mitzuwirken. Mit Hochdruck arbeiteten die Wissenschaftler unter Dr. Klaus Müller und die Flugzeugkonstrukteure von Heinkel, Dornier und Messerschmidt daran, diesen Orion-Raumtransporter herzustellen.

Anfang 1986 waren die Wissenschaftler und Konstrukteure zufrieden. Die endgültigen Masse und die Form des Raumtransporters standen fest. Mit einer Länge von 71 m und einer Flügelspannweite von 61,5 m bei einer Breite von 10 m und einer Höhe von 8m nahm der Orion-Transporter nahezu gigantische Ausmasse an. Von der Form einem Riesenflugzeug ähnlich, aber aus vollkommen neuen Metallen bzw. Karbonplatten geplant, fanden acht Astronauten darin Platz, ihre Arbeit bei besten Bedingungen zu verrichten. Hinter dem Cockpit war eine grosse Frachtstation geplant, die sich nach oben öffnen liess. Wahlweise konnten dabei grosse Lasten transportiert werden oder das Frachtteil als wissenschaftliches Labor eingerichtet werden. Im hinteren Teil des Flugzeugs befand sich der neue

Plasmaantrieb. Dieser Antrieb, der mit Argongas betrieben wurde, brauchte nur ein relativ kleines Tankvolumen und lieferte ungeheure Energiemengen ab, um die Orion im Weltall bewegen zu können. So konnte man auf direktem Weg zum Mond fliegen, ohne auf die Gravitationsbeschleunigung der Erde angewiesen zu sein, um in die Anziehungskraft des Mondes gelangen zu können. Es war geplant, in nur drei Tagen Flugzeit den Mond erreichen zu können. Der Orion-Raumtransporter hatte waagerechte und zusätzlich senkrechte Schubdüsen. Mit diesen konnte das gesamte Raumschiff auf dem Mond landen und – viel wichtiger – diesen wieder Richtung Erde verlassen. Zunächst sollte die Orion die Erdanziehungskraft noch mit einer herkömmlichen dreistufigen Rakete verlassen, bevor im Orbit der Plasmaantrieb gezündet werden sollte. So war unter dem Bauch der Orion eine riesige A 14-Rakete angedockt. Beide standen damit senkrecht in der Startrampe – mit Blick in Richtung Himmel. Die Startrampe musste neu gebaut werden, da mit einer Gesamtlänge von 120 m des Orion-Raumtransporters die alten Rampen nicht mehr ausreichten, um dieses Riesengefährt halten zu können. Erste Satellitenbilder vom Mond ergaben, dass es sinnvoll sein würde, auf der erdabgewandten Seite zu landen, aber diese letzte Entscheidung sollten die Astronauten treffen, wenn sie in die Umlaufbahn des Mondes eingeschwenkt hätten.

Unter den zahlreichen Astronauten der Länder waren in Deutschland als Kommandant Lothar Herold und der Pilot Ingo Schwarz, in Frankreich der Geologe Philippe Holland, in England der Physiker Louis Hamilton, in Italien der Mediziner Mario Zanardi und in Spanien als zweiter Pilot Fernando Alonso ausgewählt worden. Alles erfahrende Astronauten, die auf dem Orion-Raumtransporter allerdings erst noch geschult wer-

den mussten. Nach einem halben Jahr war es soweit und die sechs Männer standen bereit, einen Traum der Menschheit zu erfüllen.

Sowohl die Orion war fertig gestellt worden, als auch die Besatzung bestens für den Flug vorbereitet. Leider hatten sich die Kosten bis zu diesem Zeitpunkt von geschätzten 1,5 Milliarden auf nahezu drei Milliarden RM mehr als verdoppelt. Da bei einer erfolgreichen Mission der Orion-Raumtransporter aber beste Werbungswirkung für die EG bzw. Deutschland erzielen würde, hatte das deutsche Kabinett diese Mehrkosten gebilligt.

Am 1. April 1987 war es, wenn auch mit einiger Verspätung, soweit. Die Orion stand aufgerichtet in der Startrampe. Wieder mussten die Reporter aus aller Welt im Losverfahren bestimmt werden, da die Plätze vor Ort trotz aller Ausbaumaßnahmen nicht ausreichten. Da der Orion-Raumtransporter noch höher als die alten Raketen war, konnte man mit bloßem Auge von ausserhalb des Sperrgeländes erkennen, was hier in den Weltraum abheben sollte. Obwohl es noch keine Badesaison war, waren alle Hotels und Pensionen auf der Insel Usedom restlos ausgebucht. Niemand wollte sich dieses Schauspiel entgehen lassen und auf der ganzen Welt saßen die Menschen vor ihren Fernsehgeräten, um dieses Jahrhundertereignis mitverfolgen zu können.

Reichskanzler Max Moos konnte aus Termingründen nicht dabei sein, liess es sich in seinem Regierungsfieger aber nicht nehmen, den Start via Satellitenfernsehen mitzuverfolgen.

Doktor Klaus Müller, der Erfinder der Orion, sass mit seinem Team im Kontrollzentrum und zählte die Sekunden bis zum Start leise mit. Pünktlich um 9 Uhr hob die Orion mit einem Donnerrollen ab und stieg in Richtung Himmel. Die Telemet-

rie-Daten ergaben einen gelungenen Start und Beifall brandete im Kontrollzentrum auf, als der Plasmaantrieb von Kommandant Lothar Herold im Weltraum gezündet wurde.

Die Besatzung schaute wehmütig zurück und sah, wie dieser kristallblaue Planet Erde immer kleiner wurde. Erst aus der Tiefe des Weltraums konnte man erkennen, wie unglaublich schön die Erde war.

Kapitel 59

Ankunft auf dem Mond – was ist das?

Die Piloten flogen mit unglaublicher Sicherheit dem Mond entgegen. Mit jedem Meter, den sich das Raumschiff Orion dem Mond näherte, wurde dieser immer grösser. Mit nahezu unglaublicher Geschwindigkeit schoss die Orion durch das All. Der Antrieb war dabei derart leise, dass man meinte, er wäre defekt. Diese Orion war wirklich ein Meilenstein der Welt- raumfahrt. Hatte man noch vor einem Jahr in beengten Welt- raumkapseln oder fliegenden Röhren wie der Weltraumstation Fuchsbau gesessen, war hier alles gross. Dazu noch die neuen Geräte, um Experimente auf dem Mond vornehmen zu kön- nen. Die Wissenschaftler an Bord waren jedenfalls schon in freudiger Erwartungshaltung. Besonders das Mondfahrzeug, ein sechsrädriger geschlossener Wagen, der von Mercedes ent- wickelt worden war, bestach im Frachtraum mit seinem mo- dernen Aussehen. Gespeist durch neueste Lithiumkristalle soll- te er Fahrten bis zu 120 km ermöglichen. Mit vier Astronauten an Bord konnte man damit weite Teile des Mondes erkunden.

Das mitgelieferte Essen war recht bekömmlich und mit den von der Kontrollstation beauftragten Arbeiten an Bord verging die Zeit bis zur Ankunft etwas schneller. Einen Tag vor Erreichen des Mondes wurde das Triebwerk langsam gedrosselt, um in spitzem Winkel in die Mondumlaufbahn einschwenken zu können. Dies gelang Pilot Alonso fabelhaft und er bewies sein Können. Bei den Mondumrundungen blickten die Astronauten aus den Fenstern und bestaunten die zerklüftete Oberfläche des Mondes. Diese ersten Aufnahmen des Mondes und Live-Bilder

vom Leben an Bord der Orion wurden zur Erde gesendet, wo ein begeistertes Publikum die Bilder förmlich in sich aufzog. Kommandant Herold entschied sich nach drei Mondumrundungen und Rücksprache mit der Crew und dem Kontrollzentrum für ein Landegebiet auf der erdabgewandten Seite des Mondes. Hier hatten sie eine grosse Fläche am Rand eines Berges ausgemacht, die nicht mit Einschlägen von Meteoriten übersät war. So sollte eine problemlose Landung möglich sein und mit dem Mondfahrzeug waren interessante Gesteinsformationen zu erreichen. Besonders ein kreisförmiges Objekt, das halb aus dem Mondboden ragte, erregte ihre Aufmerksamkeit. Es war vollkommen, zumindest soweit man dies aus dem Orbit erkennen konnte, und wollte so gar nicht in die restliche Mondlandschaft passen. Der Nachteil einer Landung dort bestand darin, während dieser Zeit keinen Funkkontakt zur Erde zu haben. So entschloss man sich schweren Herzens dennoch, hier zu landen. Es wurde von der Erde befohlen, sich nach drei Tagen wieder auf die Heimreise zur Erde machen zu sollen. In dieser Zeit gab es keine Nachrichten und die Leute auf der Erde fieberten den ersten Lebenszeichen der Raumfahrer auf dem Rückflug entgegen.

Kommandant Lothar Herold gab das Zeichen für den Beginn der Landungsphase und sein Pilot Ingo Schwarz begann, die Bremsraketen zu zünden. Einen Kilometer über dem Mondboden begannen die senkrechten Schubdüsen ihre Arbeit aufzunehmen. Ganz sacht setzte der Pilot Schwarz auf der Oberfläche auf. Unter der Last der Tonnen sank das Raumschiff ca. ein halben Meter ein, um dann endgültig zum Stillstand zu kommen. Der Geologe Philippe Holland, der Physiker Louis Hamilton und der zweite Pilot Fernando Alonso waren die Glücklichen, die zuerst in ihre Raumanzüge schlüpfen und anschlies-

send auf dem Mond aussteigen durften. Die anderen Astronauten verfolgten diesen glücklichen Moment vom Cockpit aus.

Erste Mondproben wurden eingesammelt und die kaum vorhandene Schwerkraft verführte die Astronauten zu Sprüngen, die auf der Erde selbst einem Spitzensportler schwerfallen würden. Nach zwei Stunden ausserhalb der Fähre befahl Kommandant Herold die Rückkehr an Bord. Nicht begeistert, aber verständnisvoll, machten sich die Wissenschaftler daran, ihre Proben an Bord zu bringen. Das Raumschiff Orion schloss die Rampe wieder und man nahm das Abendessen ein. Der Neugier der Wissenschaftler, ihre Proben zu untersuchen, widersprach der Kommandant. Bis auf eine Wache hatten alle sofort eine strenge Bettruhe anzutreten. Für den nächsten Tag war die Untersuchung des weiteren Geländes, dann mit dem Mondauto, geplant. Die Nacht verlief ohne Zwischenfälle und am nächsten Morgen wurden die Aufgaben verteilt. Kommandant Herold blieb zusammen mit dem zweiten Piloten Alonso an Bord, der Rest fuhr los, um Proben zu entnehmen. Es wurde ausdrücklich untersagt, das kreisförmige Objekt zu untersuchen, obwohl alle am liebsten, sofort dort hingefahren wären. Kommandant Herold entschied, dies erst am letzten Tag zu ermöglichen. Mit einem riesigen Berg an Gesteinsproben kehrten die Wissenschaftler am Abend zurück und durften diese dann sofort untersuchen. Am zweiten Tag erfolgte dieselbe Prozedur, wobei die Piloten der Orion wieder abwechselnd mitkommen durfte.

Am letzten Abend wurde wieder heiss diskutiert, was dieses kreisrunde Objekt, das nur 40 Kilometer von ihrem Standort entfernt lag, sein könnte. Niemand wagte es auszusprechen, was alle dachten.

Diese Mission leitete Kommandant Herold persönlich. Die beiden Piloten hatten das Pech, an Bord der Orion bleiben zu müssen. Sie waren angewiesen worden, wenn der Trupp nicht um 20 Uhr zurück sein würde, sofort mit dem Rückflug zu beginnen.

Kaum waren sie abgefahren, begann ein wüstenähnlicher Sturm auf dem Mond. Kommandant Herold wollte die Mission schon abbrechen, da der Funkkontakt zur Orion mit Beginn des Sturms abgebrochen war. Seine Wissenschaftler überzeugten ihn aber, diese einzigartige Möglichkeit nicht zu verschenken. So entschied er, mit der Mission fortzufahren, und nach zwei Stunden fanden sie das kreisrunde Objekt trotz schlechtesten Sichtbedingungen. Sie parkten ihr Mondfahrzeug direkt unter dem aus dem Mondboden herausragenden scheibenförmigen Objekt. Als sie aus dem geschützten Fahrzeug nach draussen traten, war entgegen den Erwartungen von dem Sturm auf dem Mond nichts mehr zu spüren. Es war sofort zu erkennen, dies war kein von der Natur geformtes Objekt, sondern ein von einer intelligenten Lebensform gebautes Raumschiff sein musste. Was durften sie hier nur erleben? Die Menschen waren offenbar nicht allein im Universum.

Dieses Raumschiff hatte eine sichtbare Ausdehnung von 200 m, die aus dem Boden ragte. Vermutlich war es noch viel grösser. Es war total glatt und, wie eine erste Spektralanalyse ergab, war es aus einem unbekanntem Material gebaut. Trotz der gewaltigen Wucht mit der es in der Mondoberfläche eingeschlagen sein musste, waren überhaupt keine sichtbaren Beschädigungen zu erkennen. Es musste mit einer Art Schutzschild umgeben gewesen sein, das die Deformationen der Aussenhülle verhindert hatte. Es war noch intakt, jedenfalls von aussen, es gelang aber keinerlei Zugang zum Schiffsinernen zu finden. Weder

Radioimpulse noch mechanische Impulse auf die Aussenhaut des Schiffes wurden aus dem Inneren des Schiffes auf irgendeine Weise beantwortet. Allen Teilnehmern schlugen die Herzen höher, aber keinem gelang, eine Tür ins Innere zu finden oder gar zu öffnen. Man verteilte sich, um eine bessere Besichtigung zu erreichen. Auf einmal schrie der Italiener Mario Zanardi über Funk, er hätte etwas gefunden. Als die anderen bei ihm angekommen waren, sahen sie etwas versteckt eine Einbuchtung in der Aussenhaut der Hülle. Diese Form war genau einer menschlichen Hand nachempfunden. Als Kommandant Herold nach Rücksprache mit den Wissenschaftlern seine Hand hineinsteckte, erschien ein Hologramm. Das Planetensystem der Sonne war dargestellt und der rote Mars, wie sie ihn bisher gekannt hatten, war als genauso blauer Planet wie die Erde zu sehen. Winzig kleine Wesen, vielleicht ca 50cm gross, mit, in Proportion zum restlichen Körper, riesengrossen Augen winkten ihnen vom Mars zu. So schnell wie dieses Hologramm begonnen hatte, hörte es wieder auf, als Kommandant Herold seine Hand wieder aus der Einbuchtung im Schiff gezogen hatte. Hätte Mario Zanardi nicht alles mit einer Kamera festgehalten, man hätte denken können, sie hätten geträumt.

Im Anschluss verschloss sich die Öffnung und das Metall, oder was es auch immer war, stellte eine ebene Fläche wie auf dem Rest des Schiffes wieder her.

Sich über das Gesehene noch nicht schlüssig, befahl der Kommandant, die Rückkehr zur Orion anzutreten, da der Sturm selbst unter dem fremden Raumschiff stärker zu werden schien. Als sie sich in ihrem Mondauto befanden und sich umdrehten, konnten sie noch verfolgen, wie sich das Raumschiff vom Mars plötzlich auflöste, als wäre es nie dagewesen. So als hätte dieses Schiff nur darauf gewartet, von den Menschen gesehen zu wer-

den und das Hologramm aufrufen zu dürfen. Es hatte anscheinend seine Arbeit getan. Nur einen kurzen Augenblick später war nichts mehr von diesem Raumschiff zu sehen ausser dem Mondstaub. Dank der guten Navigation des Mondautos und der Infrarotnachtsichtgeräte gelangten sie nach zwei Stunden wieder zur Orion zurück. Der Funkkontakt war nach wie vor unterbrochen und die beiden zurückgebliebenen Piloten waren zufrieden, ihre Kameraden eine Stunde vor dem festgelegten Abflugzeitpunkt wieder an Bord begrüßen zu dürfen. Als diese ihr Erlebtes berichteten, ernteten sie nur ungläubiges Kopfschütteln. Erst der Film belehrte die Piloten eines Besseren. Der Kommandant entschied sofort zu starten und den dreitägigen Rückflug zur Erde anzutreten. Noch im Steigflug befahl der Kommandant allen Anwesenden die höchste Geheimhaltung. Dieses Recht hatte er, bis übergeordnete Stellen auf der Erde dies eventuell anders entscheiden würden.

Als sie wieder aus dem Mondschaten heraus waren, funkten sie zur Erde, dass die Mission erfolgreich verlaufen war und dass sie auf dem Rückflug waren. Sofort wurde diese Nachricht auf der Erde verbreitet und die Menschen schauten sehnsuchtsvoll in den Himmel.

Reichskanzler Moos erreichte diese Nachricht auf einer Kabinettsitzung. Gleichzeitig wurde ihm mitgeteilt, dass der Kommandant der Orion, Lothar Herold, verlangte, sofort mit ihm auf einer abhörsicheren Leitung zu sprechen. Damit wusste Reichskanzler Moos, dass etwas nicht stimmte und er hatte grösste Befürchtungen, die Besatzung nicht mehr lebend begrüßen zu können. Er begab sich in den dritten Stock unter der Erde in den sogenannten Bunker der Reichskanzlei, einen abhörsicheren Raum. Zusammen mit seinem Staatssekretär nahm er das Gespräch an, was mit zahlreichen Indifferenzen verbun-

den war, sodass die Qualität des Telefongesprächs sehr schlecht war. Aber auch so meinte er, eine fantastische Geschichte zu hören, da er den Kommandanten jedoch persönlich kennengelernt hatte, wusste er, dass diese Aussagen stimmten. Zusammen mit seinem Staatssekretär überlegten er nun, wie weiter zu verfahren sei. Kommandant Herold wurde mitgeteilt, dass er sofort mit der gesamten Besatzung nach der Landung nach Berlin kommen sollte. Der Film sollte sofort nach der Landung an Elitesoldaten der Marine übergeben werden. Ein Regierungsflieger stünde bereit, die Mannschaft sofort nach Berlin zu bringen. Absolutes Stillschweigen über diese Ereignisse sei einzuhalten. Diese Massnahmen wurden sofort nach Peenemünde durchgestellt, wo man dachte, hier müsse etwas vollkommen falsch laufen. Der Termin für die Ankunft der Orion sollte der Presse, angeblich aufgrund technischer Probleme, für zwei Tage später als ursprünglich geplant bekanntgegeben werden. Nur das unmittelbare Personal solle für die tatsächliche Ankunft unter höchster Geheimhaltung bereitgehalten werden.

Sämtliche Regierungschefs der EG wurden per Videokonferenz von Berlin aus über diesen Sachverhalt unterrichtet und stimmten dem Berliner Ansinnen zu. Es wurde beschlossen, die Regierungsvertreter aller Länder der Welt zu einem Sondergipfel der EG in Brüssel einzuladen. Im Vorfeld wurde den anderen Regierungschefs nur erklärt, dass umwerfend neue Erkenntnisse, die entscheidend für die Menschheit seien, bekanntgegeben würden. Mehr war beim besten Willen nicht zu entlocken. Da aber bekannt war, dass sich das Raumschiff Orion auf dem Rückflug befand, konnte man davon ausgehen, dass es mit der Mondmission zu tun hatte.

Alle sagten ihr Kommen zu und man hatte Mühe, dieses Treffen geheimzuhalten.

Das Raumschiff Orion strebte weiter der Erde entgegen und als die Bremsraketen zum Eintritt in die Erdatmosphäre gezündet wurden, war man mehr als gespannt. Der Einstellwinkel der Orion zur Erde wurde angepasst, um kein Verglühen zu riskieren. In einem Schweif aus Feuer, der nur von den Karbonplatten an der Unterseite der Fähre abgefangen wurde, sank die Orion immer tiefer. Dabei wurde die Besatzung kräftig durchgeschüttelt, der Schutzschild aber hielt. Als man dieses Feuermeer verlassen hatte, zündete der Plasmaantrieb nun innerhalb der Atmosphäre vollkommen problemlos. Bei Flugeigenschaften, die einem Flugzeug in nichts nachstanden, glitt die Orion der pechschwarzen Nacht in Peenemünde entgegen. Der Luftraum war komplett abgesperrt worden. So setzte die Orion ohne irgendwelche Zwischenfälle auf der Landebahn auf. Sie wurde sofort in den Hangar gezogen und die Besatzung quasi aus dem Raumanzug heraus direkt in den Flieger, nicht etwa nach Berlin, sondern gleich nach Brüssel, verfrachtet. Da die Elite-soldaten der Marine in voller Kampfmontur den Film entgegennahmen, war dies nahezu eine gespenstische Atmosphäre. So hob man sofort von Peenemünde wieder ab, um nur eine Stunde später in Brüssel zu landen. Von dort ging es sofort in den grossen Konferenzsaal der EG, in dem alle namhaften Regierungschefs der Länder der Welt ungeduldig warteten.

Reichskanzler Moos begrüßte alle Anwesenden und bat darum, den Film der Mondmission, den er auch noch nicht gesehen hatte, für sich selbst sprechen zu lassen. Als der Film anlief, wurde es mucksmäuschenstill im Saal. Nur die Stimmen der Simultandolmetscher waren zu vernehmen. Als das Hologramm im Film sichtbar wurde, ging ein Raunen durch den Saal. Als der Film beendet war und das Licht wieder anging,

war man zunächst sprachlos. Jeder der anwesenden Regierungschefs musste das Gesehene erst einmal sacken lassen.

Es war eindeutig klar: Man war nicht alleine im Universum und musste dies über kurz oder lang der Weltbevölkerung erklären. Nach einiger hitzigen Diskussion kam man überein, dieses als geheim einzustufen und vorläufig unter Verschluss zu halten. Alle Länder hatten dafür Sorge zu tragen, die vermeintliche Ankunft der Orion erst in zwei Tagen zu bejubeln. Die Deutschen wären in der Verantwortung, dies glaubhaft zu verkaufen.

Die UNO sollte unter strengster Geheimhaltung damit beauftragt werden, einen Plan zu entwickeln, um die Existenz der Ausserirdischen weiter zu untersuchen.

Bis dahin sollte die EG, allen voran Deutschland, versuchen, machbare Wege zu finden, um eine bemannte Mission zum Mars vorzubereiten. Hier würde sich dann hoffentlich die Frage klären, die die Menschheit ab jetzt beschäftigte: Wie würde die erste Begegnung mit den Marsianern ausfallen?

Kapitel 60

2001: Maria und Theo Müller – Autounfall

Maria und Theo Müller, beide im letzten Lebensabschnitt bei 80 Jahren angekommen, durften sich ihres schönen Lebensabends bester Gesundheit erfreuen. Selbst im hohen Alter waren sie noch fit und genossen jeden Tag in ihrer herrlichen Villa in Sopot. Nur das Augenlicht bei Theo wurde zunehmend schlechter, sodass er eigentlich schon nicht mehr mit seinem Auto hätte fahren dürfen. Zwar hatte die rasante Automobil-Entwicklung in Deutschland nicht Halt gemacht, aber alleine fuhren selbst die Premium-Wagen noch nicht. Der schwarze Audi A8, der für Theo eigentlich viel zu gross war, war sein liebstes Spielzeug auch noch im Alter. Maria schimpfte immer wieder, er solle lieber mit dem Taxi fahren, aber Theo konnte und wollte nicht hören. Von diesen kleinen Zwistigkeiten abgesehen, waren sie auch nach 60 Ehejahren immer noch ein glückliches Paar. Die Kinder, das Weltraumgenie Klaus und Nadine, die eine erfolgreiche Botanikerin geworden war, waren in ihren Berufen mehr als erfolgreich. Die Tochter Nadine hatte geheiratet und selbst schon zwei Kinder bekommen, sodass Theo und Maria sich stolze Grosseltern nennen konnten. Nur Klaus hatte über seinem wissenschaftlichen Ruhm vergessen, selbst eine Familie zu gründen. Das bedauerten Theo und Maria sehr und lagen Klaus immer in den Ohren, ihnen noch einen Enkel zu präsentieren. Da Klaus mittlerweile schon 60 Jahre alt war, würde es ohnehin schwierig werden, eine Vaterrolle in einem Alter spielen zu können, in dem andere Männer schon Opa waren. Es setzte aber erst einmal voraus, eine Frau zu finden, die seinen Ansprüchen gerecht werden konnte. Als intelligenter

Mensch sah er diesen Widerspruch sehr wohl, hatte aber keine Lust, dieses Thema mit seinen alten Eltern immer wieder durchkauen zu müssen.

Da Theo und Maria sehr erfolgreich in ihren Berufen gearbeitet hatten, bekamen sie sehr üppige Renten ausgezahlt. Theos Patent für die Schiffsrümpfe spülte noch dazu jeden Monat weiteres Geld in die Kassen. Da auch ihre Kinder sich geldtechnisch in besten Verhältnissen befanden, konnten sie gar nicht so viel Geld ausgeben, wie sie besaßen. Jeden Monat wuchs das Konto weiter an und bei ihrer Bank waren sie gern gesehene Gäste. Theo hatte es sich mit seinen 60 Jahren nicht nehmen lassen, ein grosses Segelboot zu erwerben und nur 800m entfernt von ihrer Villa einen Liegeplatz für dieses erworben. So unternahm er mit Maria viele Bootstouren und begeisterte sie für den Segelsport. Gemeinsam mit Bruder Wilhelm und Schwägerin Karla verbrachten sie viele Tage auf dem Meer und genossen ihr privates Glück. Da auch diese finanziell ausgesorgt hatten, konnte man zu Recht sagen, dass bei den Müllers der Erfolg zu Hause war. Die Villa gehörte zu den schönsten in der Fussgängerzone von Sopot und der Garten war ein Meisterwerk. Da die Arbeiten für die alten Leute im Garten mit ihren 80 Jahren zu anstrengend wurden, kamen mehrmals in der Woche Gärtner, um diesen Traumgarten zu pflegen. Neben diesen traumhaften Bootsausflügen war die Oper die Leidenschaft von Theo und Maria. Wenn Mozarts Zauberflöte oder Strauss' Fledermaus auf dem Programm standen, waren sie Dauergäste im Danziger Festspielhaus. Theo bestand darauf, zu diesen Anlässen immer selbst mit seinem A8 vorzufahren. Da die Konzerte meist im Dunkeln endeten, war es Maria stets ein Graus, wenn Theo nach Hause fuhr. Entweder überfuhr er Randbegrenzungen, fuhr zu schnell oder, wie zuletzt, übersah er die Strassenbahn

und verursachte einen Unfall. Nur dem aufmerksamen Strassenbahnfahrer, der in weiser Voraussicht schon vorher seine Bahn gebremst hatte, hatten sie es zu verdanken, dass dieser Unfall nur mit Blechschäden behaftet gewesen war. Die Polizisten waren sehr nett und verzichteten darauf, Theo mit Punkten in Flensburg zu bestrafen. Sie nahmen Maria aber zur Seite und empfahlen ihr, Theo nicht mehr ans Steuer zu lassen. Auch die mahnenden Worte ihrer Kinder Klaus und Nadine halfen nichts, Theo blieb stur und wollte seinen Führerschein nicht abgeben. In völliger Verdrehung der Tatsachen schob er den Unfall auf den Strassenbahnfahrer bzw. auf einen Defekt des Autos. Als der Audi in der Werksniederlassung Danzig repariert wurde, konnte an den Bremsen naturgemäss keine Fehlfunktion festgestellt werden. So stand schon kurze Zeit später der Audi A8, wieder auf Hochglanz poliert, in der Garage und wartete darauf, wieder von Theo ausgeführt zu werden. Maria hingegen war Angst und Bange vor der nächsten Fahrt ins Theater. Im 21. Dezember 2001 war es wieder soweit. Um 20 Uhr war zur grossen Richard-Strauss-Gala ins Konzerthaus geladen worden. Schon die Hinfahrt war sehr unangenehm. Ein permanenter Schneeregen behinderte Theo sichtbar. Maria war erleichtert, als Theo den Wagen im Parkhaus abstellte. Während der Vorstellung, die sehr schön war, musste sie schon mit Grauen an die Rückfahrt denken. In der Pause bat sie Theo vergeblich, ein Taxi für das Ende der Vorstellung zu bestellen und den Wagen erst am nächsten Tag abzuholen. Dem widersprach Theo energisch. Er dachte nicht daran, sein geliebtes Auto eine Nacht in einer anderen Garage stehen zu lassen. Nach dem Ende der Vorstellung, gegen 23:30 Uhr, fuhren sie mit dem Fahrstuhl in das Parkhaus, um nach Hause zu fahren. Beim Herausfahren aus dem Parkhaus kam das erste Warnzeichen. Der Schneeregen war in normalen Regen übergegangen und traf auf einen

gefrorenen Boden. Damit war das besonders tückische Blitzeis da und beim ersten Ampelstopp rutschen sie, wenn auch im Zeitlupentempo, gegen die Ampel. Es knirschte und der Audi hatte die nächste Beule im vorderen Kotflügel. Maria bat Theo erneut, den Wagen stehenzulassen und im nächsten Hotel, das in Sichtweite war, zu übernachten. Da auch die Fussgänger alleamt hinfielen, war es ratsam, einfach auf besseres Wetter zu hoffen und erst am nächsten Tag die Heimfahrt anzutreten. Theo verwies auf den Allradantrieb des A8 und bat Maria, wieder einzusteigen. Trotz dieser schlimmen Bedingungen fuhr er auf der autobahnähnlichen Danziger Strasse in Richtung Sopot wieder viel zu schnell. Obwohl der Scheibenwischer auf Hochtouren lief und eine Blendwirkung der entgegenkommenden Autos Theo sichtbar zu schaffen machte, drosselte er dennoch nicht seine Geschwindigkeit. Als Maria für Theo die Ausfahrt nach Sopot erkannte, bremste er viel zu spät. Der Wagen kam ins Schleudern, prallte gegen einen Brückenpfeiler und überschlug sich noch dreimal, bevor er die Böschung runterrutschte. Nachfolgende Autos, die dieses schreckliche Schauspiel mit ansehen hatten müssen, stoppten sofort und versuchten, soweit es bei dem Blitzeis möglich war, den A8, bzw. das, was noch von ihm übrig war, zu erreichen. Der erste Helfer, der am dunklen Audi eintraf, war der Tischler Siegfried Hornig. Ein Blick ins Innere des Audis genügte, um zu erkennen, dass diesen alten Leuten nicht mehr zu helfen war. Blutüberströmt waren sie derart unnatürlich im Auto eingeklemmt, dass es eines Wunders bedurfte hätte, diesen schrecklichen Unfall zu überleben. Zur Sicherheit fühlte er dennoch nach dem Puls der alten Leute. Wie er es sich aber gedacht hatte, war jedes Leben aus den Körpern gewichen. Ein grausames Bild, das Siegfried Hornig hier zu sehen bekam. Noch Jahre später sollte er dieses Bild nicht aus seinem Gedächtnis löschen können. So blieb nichts

weiter zu tun, als mit dem Handy die Polizei zu informieren. Bei dem Blitzeis dauerte es bis zum Eintreffen der Polizei natürlich länger als sonst, da es eine Serie von Unfällen gegeben hatte. Die noch später eintreffende Feuerwehr schnitt die Toten aus dem Auto und übergab sie an eine Bestattungsfirma.

Am Morgen des 22. Dezember 2001 um drei Uhr früh klingelte bei Klaus Müller in Peenemünde das Telefon. Die Polizei hatte über den Einwohnermeldedienst die Telefonnummer von Klaus, als dem Sohn von Theo und Maria Müller, herausgefunden. Ein Psychologe am anderen Ende der Leitung versuchte, Klaus in schonenden Worten den Sachverhalt mitzuteilen. Klaus wurde fast schwarz vor Augen. Er musste sich ersteinmal setzen. Wie in Trance beendete er das Gespräch, dachte aber immer noch, er hätte einen schlechten Traum gehabt. Hätte er doch nur darauf bestanden, dass sein Vater nicht mehr mit dem Auto fahren würde, wären seine Eltern noch am Leben. Er brauchte den endgültigen Bericht der Polizei nicht abwarten, um zu erkennen, wo der Fehler für diesen tragischen Unfall gelegen hatte. Es war jetzt zu spät. Nun hatte er die unliebsame Aufgabe, seine Schwester und Onkel Wilhelm zu informieren. Den Angerufenen erging es nicht besser als Klaus zuvor, aber als ehemaliger Offizier versuchte Wilhelm, Haltung zu bewahren. Er übernahm es, alle notwendigen Schritte, wie die Organisation der Beerdigung, zu veranlassen, da er ja in Sopot zu Hause war. Klaus und Nadine buchten den nächsten Flieger nach Danzig und trafen am nächsten Morgen dort ein. Hier empfing sie Onkel Wilhelm mit den neuesten Nachrichten zum Unfallhergang. Wie es sich Klaus schon gedacht hatte, ergab der Unfallbericht der Polizei einen klaren Fahrfehler von Theo. Wilhelm, der die Toten schon gesehen hatte, empfahl Klaus und Nadine, sich dies nicht anzutun. Sie sollten ihre Eltern so

in Erinnerung behalten, wie sie sie gekannt hatten. Das total deformierte Auto auf dem Hof der Bergungsfirma liess aber erahnen, warum sich die Kinder den Anblick ihrer toten Eltern ersparen sollten.

Drei Tage später fand die Beerdigung statt. Der Trauergottesdienst war bis auf den letzten Platz besetzt, die Türen mussten offen gelassen werden. Die vielen Menschen vor der Kapelle hatten so die Möglichkeit, die Trauerfeier mitverfolgen zu können. Da Theo Müller zudem ein Kriegsheld war, liess es sich der neue Reichskanzler Werner Schmidt nicht nehmen, seinen Verteidigungsminister Dirk Vossding persönlich zur Trauerfeier zu beordern. Dieser begabte junge Politiker hielt nach Absprache mit der Familie die Trauerrede für die beiden Verstorbenen und liess das Leben der Verblichenen noch einmal auferstehen. Im Anschluss wurden die beiden Särge zu den Klängen ihres Lieblingskomponisten, Johann Strauss, beigesetzt. Eine Ehrenwache der Marine feuerte zum Abschluss der Trauerfeier Salutschüsse in den Himmel.

Die anschliessende Trauerfeier im besten Lokal von Sopot war auf Bitten der Familie für die Presse tabu. So konnten Verwandte, Freunde und Geschäftspartner noch einmal in Ruhe Abschied nehmen. Klaus und Nadine hatten mit sich zu tun, die Fassung zu bewahren, besonders Nadine fiel dies aber sichtbar schwer. Onkel Wilhelm wurde damit beauftragt, sich um die praktischen Dinge zu kümmern. Er erhielt eine Generalvollmacht von den Kindern, um in ihrem Sinne mit dem Erbe zu verfahren.

Der Notar hatte ihnen nach Bekanntwerden des Ablebens ihrer Eltern sofort mitgeteilt, dass sie die Universalerben seien.

Die Höhe des Nachlasses war ihnen vollkommen egal, da sie selbst nicht unerhebliches Vermögen besaßen. Da ihr Onkel Wilhelm mehr als wohlhabend war, genoss er ihr unbedingtes Vertrauen.

So flog Nadine im Anschluss an die Trauerfeier zurück zu ihrer Familie nach Berlin und Klaus zu seiner Arbeit nach Peenemünde.

Kapitel 61

Deutschland im Jahre 2002

Die Innenpolitik hatte sich in den letzten Jahren, was das Abschneiden der Parteien betraf, kaum verändert. Man hatte eine parlamentarische Demokratie als Staatsform, das Wahlverhalten der Deutschen war in den letzten Jahrzehnten dennoch konstant geblieben. Die NSDAP mit ihrem Spitzenkandidaten Werner Schmidt stellte auch im Jahr 2002 den Reichskanzler. Bei jeder Wahl stand bloss die Frage im Raum, mit wieviel Prozent über fünfzig die NSDAP wieder gewinnen würde. Seit den ersten freien Wahlen 1960 unter Altkanzler Rommel stritten die anderen Parteien lediglich darum, in Reichstagsitzungen einmal ein Thema zu finden, das nicht schon von der NSDAP besetzt war und mit dem man sich den Bürgern als politischer Erneuerer präsentieren konnten. Dies misslang gründlich, da selbst neue Themen, wie das Umweltbewusstsein, neue Möglichkeiten durch das Internet, striktere Einwanderungspolitik oder eine neue Energiepolitik, immer rechtzeitig von der NSDAP aufgegriffen und in ihren Wahlprogrammen umgesetzt wurden. So lösten sich Parteien wie die NPD oder FDP auf, da sie nicht mehr gewählt wurden. Dafür kamen neue Parteien am rechten Rand, wie die AFD, links die Piraten und von der Umweltseite her die Grünen dazu. Nur die Grünen hatten aber dauerhaft das Zeug, länger im Reichstag zu bleiben, da nach internen Zwiſtigkeiten innerhalb der Grünen der Flügel der Realpolitiker die Oberhand gewann. Die AFD und die Piraten würden über kurz oder lang, von anderen Protestparteien wieder ersetzt werden. Nur die SPD, die KPD, die CDU und als Neuling die Grünen sollten auch für die Zukunft die Opposition

gestalten dürfen. Es war aber überhaupt nicht absehbar, dass die NSDAP an Zustimmung in der Bevölkerung verlieren würde. Wieso sollten die Deutschen eine Partei, noch dazu mit einem beliebtem Reichskanzler, abwählen, wenn die Erfolge doch für sich sprachen? Die Wirtschaft brummte schon seit Jahren ohne Konjunkturknick und Deutschland war weltweit führend in der erneuerbaren Energiepolitik. Man hatte es fast geschafft, sich unabhängig von Erdölimporten zu machen. Die Stromproduktion war umgestellt worden auf Wind-, Sonnen- und Meeresgezeiten-Kraftwerke und der Anteil von Elektroautos hatte fast 50 Prozent erreicht. Die Universitäten warfen immer neue Akademiker aus, die mit ihren neuen Ideen freudig in der Wirtschaft erwartet wurden. Der Siegeszug der neuen Medien war mit dem schnellen Internet per Glasfaser auch im kleinsten deutschen Dorf angekommen und Handys von Siemens oder Telefunken besass fast jeder Deutsche. Besonders junge Leute sah man schon fast gar nicht mehr, ohne dass sie pausenlos auf ihrem Handy tippten. Dazu dieses immer grösser werdende Künstlervölkchen, das sich daran machte, die Deutschen nach dem Feierabend in ihren Bann zu ziehen.

Im sportlichen Bereich trug die Arbeit im Rahmen des KDF-Programms Früchte. Deutsche Spitzensportler waren in vielen Disziplinen Weltspitze, wie man dem Medaillenspiegel der letzten Olympischen Spiele entnehmen konnte. Am anderen Ende wurde der Breitensport in zahlreichen Vereinen gefördert und einer beginnenden Verfettung der deutschen Gesellschaft wurde erfolgreich entgegengewirkt. Natürlich war König Fussball ein Hauptmagnet in der Beliebtheitsskala, dicht gefolgt vom Handball. Ein neuer Trendsport schickte sich aber an, die Vormacht der deutschen Lieblingssportarten zu durchbrechen. Der Beachvolleyball hatte seinen Siegeszug von den deutschen

Stränden bis in die Städte angetreten. Nicht nur im Sommer wurde dieser Sport immer intensiver betrieben. Findige Geschäftsleute hatten damit begonnen, diesen Sport in eigens dafür umgerüsteten Hallen auch im Winter anbieten zu können. Das Fernsehen war sehr schnell auf diesen Sport aufgesprungen, da immer knapper bekleidete Beachvolleyballspielerinnen dafür sorgten, die Einschaltquoten zu erhöhen.

So waren in allen Bereichen, die in Deutschland von Interesse waren, die Zeichen auf ein weiter blühendes Land gesetzt.

Aussenpolitisch hatte die deutsche Regierung als europäische Kontinentalmacht sowohl in der EG als auch im EMB eine tragende Rolle zu erfüllen. Beiden Bündnissen war zudem gemeinsam, als Garant für Frieden und Wohlstand in der Welt aufzutreten. Besonders in der UNO setzte sich Deutschland dafür ein, die Unabhängigkeit von Staaten in Afrika, Asien oder Lateinamerika zu unterstützen. Stellvertreterkriege der USA und des Kommunistischen Blocks konnte auch Deutschland nicht verhindern und es wollte dies auch nicht. Es galt die strikte Devise, sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumischen. Leider nahmen die anderen mächtigen Länder dazu eine andere Haltung ein und auch in der EG bzw. dem EMB war dies heftig umstritten. Schon einmal hatten die Russen 1951 und die USA 1972 in der Strasse von Hormus versucht, Deutschland in seinen unmittelbaren Wirtschaftsinteressen zu behindern. Dies war bekanntlich grandios gescheitert und ein wehrhaftes Deutschland, das in europäische Bündnisse eingebunden war, liess seine Konkurrenten auch in Zukunft von solchen Wunschvorstellungen Abstand nehmen.

Die wachsenden Märkte in Afrika und Asien mussten hier zu einem Umdenken der deutschen Aussenpolitik führen. Waren

diese Länder erst einmal von den USA oder Russland annektiert, liessen ihre Marionetten-Regierungen keinen freien Markt mehr zu. Damit standen deutsche Produkte vor diesen Märkten, ohne die Chance zu haben, mit ihrer Qualität für sich selbst sprechen zu dürfen. Besonders die unmittelbare Entwicklung der besetzten Länder war dauerhaft gestoppt. Sie dienten nur noch als reine Erfüllungsgehilfen ihrer Besatzer. Deutschland liess es sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht nehmen, auf internationalen Kongressen auf diese Missstände hinzuweisen, und man fand durchaus auch Gehör. An offene Hilfe für die besetzten Länder war aber nicht zu denken.

Das Riesenreich Russland entzog sich selbst seinen kommunistischen Machthabern. Unter dem neuen Generalsekretär Gorbatschow wurden Veränderungen angestossen. Nur vier Jahre später war den Verantwortlichen klar, dass nicht kleine Mängel im sozialistischen Planungssystem Schuld an der Misswirtschaft waren, sondern das System als Ganzes abgewirtschaftet hatte. Russland begann sich zu öffnen und mit allen Schattenseiten der Marktwirtschaft, wie der Privatisierung der Grossbetriebe an eine kleine Schar von Vertrauten, seinen Markt zu liberalisieren. Die Menschen waren vorerst ärmer als zu Sowjetzeiten, es gab aber keine Alternative zu der Entwicklung. Der neue russische Präsident Putin machte den neuen Reichen von Russland unmissverständlich klar, dass ihr Reichtum im Gegenzug mit sämtlichen Verzicht auf politische Betätigung erkaufte worden war. Da die Russen seit nahezu 70 Jahren mit einer Diktatur gelebt hatten, war die neue Marktwirtschaft russischer Prägung allemal besser als das beerdigte Sowjetreich. Nach den ersten Jahren der Marktwirtschaft kam es auch in Russland zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen.

Deutschland tat alles, um den Kurs des russischen Präsidenten Putin zu unterstützen, musste dabei aber manche Kröte schlucken. Speziell von der Demokratie hatte Putin ein für Westeuropäer doch merkwürdiges Verständnis. Eines konnte man Putin auf jeden Fall aber nicht abstreiten: An einer militärischen Eskalation mit dem EMB hatte er keinerlei Interesse. So wurden im Rahmen von wirtschaftlicher Unterstützung gegenseitige Befangenheiten abgebaut und die Grundlage für eine friedliche Nachbarschaft bereitet.

Rot-China begann seinen Markt vorsichtig umzustellen, ohne dabei aber die Kommunisten von der Herrschaft abzulösen. Studenten-Proteste im Rahmen der Demokratisierung auf dem Platz des himmlischen Friedens liessen die Bosse der KP mit Panzern blutig niederwalzen. Die freie Marktwirtschaft chinesischer Prägung führte dieses Milliardenvolk aber zum Wohlstand. Als strebsames und wissbegieriges Volk wurden die Chinesen schon bald zu ernsthaften Bewerbern um neue Märkte.

Das Verhältnis zu den USA blieb weiterhin schwierig. Nur der hohen militärischen Abschreckungskraft des EMB hatte man es zu verdanken, nicht überrascht zu werden.

So hatte der deutsche Reichskanzler Werner Schmidt im Inneren die Ruhe, ein wachsames Auge auf die Entwicklung in der Aussenpolitik werfen zu können. Auch für die kommenden Jahre war für Wohlstand und Wachstum in Deutschland gesorgt.

Kapitel 62

2002: Otto Müller zieht nach Berlin

Otto, der Sohn von Heinz und Louisa, war 2002 selbst schon 40 Jahre alt. Ähnlich wie seine Eltern war er mit seiner ersten Freundin Simone noch immer zusammen, seit zwanzig Jahren auch mit Trauschein. Nach seiner Lehre als Dachdecker war fünf Jahre später die Ausbildung zum Dachdeckermeister erfolgt. Simone hatte eine Ausbildung als Kosmetikerin absolviert, nach dem Abschluss aber festgestellt, dass diese Arbeit sie nicht ausfüllte. Da sie dem Sport nach wie vor verbunden war, liess sie sich zum Fitnesstrainer umschulen. Diese Arbeit entsprach mehr ihrem Naturell, es machte ihr immer wieder auf das Neue Freude, Menschen, die, nicht so wie sie, dem Sport weniger verbunden waren, zu helfen, ihren Körper in Form zu bringen. Dabei konnte sie sich stets auf Otto verlassen, die Zeiten ihrer Umschulung, die mit wenig Geld vergütet worden waren, finanziell abzusichern. Otto freute sich nach ihrem Abschluss der Lehre als Fitness-Kauffrau, seine Lebensgefährtin Simone wieder glücklicher zu sehen als in ihrem ursprünglich erlerntem Beruf. Die neue Arbeit im Fitnessstudio bereitete Simone Freude; jeden Morgen ging sie gerne zur Arbeit. Auch Otto bereitete seine Arbeit als Dachdeckermeister in seinem Ausbildungsbetrieb der Firma Hans Eichler viel Freude. Vom Angebot bis zum Abnahmegespräch beim Kunden überliess der alte Chef seinem jungen Dachdeckermeister die Verantwortung. Dabei merkte Otto sehr schnell, dass der Umgang mit den Kunden ihm nicht schwer fiel. Ganz im Gegenteil: Die Kunden verlangten ausschliesslich nach ihm, was dem Chef natürlich nicht gefallen konnte. Er stellte Otto mit einem ansehnlichen

Gehalt vorerst ruhig, um ihn nicht an die Konkurrenz zu verlieren. Ottos Spezialgebiet waren Dächer, die mit Reet gedeckt wurden – eine Spezialität an den Küsten. Eine Spezialisierung, die entlang der deutschen Ost und Nordsee sehr verbreitet war, allerdings ihren Preis hatte. Das Gehalt stimmte, aber Otto wollte eigentlich sein eigener Herr werden.

In der Freizeit spielte er nach wie vor begeistert Beachvolleyball mit seiner Simone. Sie hatten sich im Raum Danzig dafür qualifiziert, an der inoffiziellen deutschen Mixed-Meisterschaft im Beachvolleyball teilnehmen zu dürfen. Bei diesem Turnier lernte er Max Rother kennen, der in Berlin einen Dachdeckerbetrieb besass. Der Liebe wegen wollte dieser in die Ostmark ziehen und suchte einen Nachfolger für seinen Betrieb. Als Abstand stellte er sich eine Summe von 100.000 RM vor. Eine realistische Summe, wie Otto bei der Betriebsbesichtigung feststellen konnte. Vier hochmotivierte Angestellte und beste Verbindungen zu Berliner Wohnungsbaugesellschaften versprachen beste Gewinne, wie er den Büchern entnehmen konnte. Er erbat sich Bedenkzeit und besprach dies mit Simone. Auch Simone fand Berlin sehr attraktiv und hatte bei einem Studio in Berlin-Mitte, schon einen fest zugesagten Arbeitsplatz. Zu dem Preis von 100.000 RM gehörte ein 2.500 qm grosses Grundstück in Berlin-Blankenfelde dazu. Da neben dem Betriebsgelände noch ein ansehnliches Wohnhaus im Preis inbegriffen war, konnte man von einem Schnäppchen sprechen. Die beiden rechneten alles durch. Selbst wenn sie alles flüssig machten, standen nur 25.000 RM auf der Habenseite. Es blieb also entweder der Weg zu einer Berliner Bank oder zu Opa Wilhelm in die Villa nach Sopot übrig. Otto und Simone mussten nicht lange überlegen und besprachen ihr Anliegen mit Opa Wilhelm und Oma Karla. Die beiden alten Leute dachten nur kurz nach

und freuten sich sehr für ihren Enkel Otto, so ein Angebot in der Reichshauptstadt erhalten zu haben. Sie wollten Otto das Geld schenken, er bestand aber darauf einen Vertrag aufzusetzen, mit dem Rückzahlungsmodalitäten und Zinsen festgelegt würden. Eine Woche später machten Otto und Simone den Vertrag mit Max Rother bei einem Notar in der Berliner Friedrichstrasse perfekt. Drei Wochen später war es soweit: Die Wohnung in Danzig wurde aufgelöst, die Arbeitsstellen fristgerecht gekündigt und der LKW mit ihren Hausrat stand bereit, um die Fahrt nach Berlin anzutreten.

In Berlin angekommen räumten sie mit ihren extra angereisten Familienmitgliedern das Haus ein und verbrachten einen schönen Abend. Selbst sein Bruder Hans, der mit 36 Jahren immer noch sein Geld als Handballprofi verdiente, war extra aus Kiel angereist, um zu helfen. Ein sehr schöner Zug von allen Familienmitgliedern und am Ende wusste Otto wieder einmal, dass er sich auf seine Familie verlassen konnte.

Simone fand sofort Anschluss bei ihren neuen Kollegen und Otto zeigte seinen neuen Angestellten, dass er in allen Belangen ein zünftiger Chef war. Bei Gesprächen mit Kunden und Lieferanten liess sich aber nicht verbergen, dass er von der Küste kam. Sein Dialekt war schon sehr norddeutsch eingefärbt, was die Kunden aber mehr erfreute als enttäuschte. Die Berliner waren schon ein sehr eigenartiges Volk, sehr von sich und ihrer Reichshauptstadt eingenommen und mit einer unnachahmlichen Berliner Schnauze ausgestattet. Egal. Otto machte seinen Weg, schon nach einem Jahr hatte er den Umsatz der Dachdeckerfirma mehr als verdoppelt. Besonders die Reet-Dächer rissen ihm die gutbetuchten Kunden rund um den Wannensee aus den Händen. Da in Berlin kaum noch jemand diese Technik beherrschte, hatte er quasi ein Monopol auf diese Arbeiten und

konnte Preise durchsetzen, von denen er in Danzig nur geträumt hatte. Diese Preise bedeuteten, dass sein Geschäftskonto nur noch eine Richtung kannte: steil nach oben. Die Berliner Volksbank setzte alles daran, ihn mit diversen Anlagemöglichkeiten, Fonds oder Ähnlichem zu ködern. Als knauseriger Hanseat verzichtete er vorerst darauf und liess das Geld, auf dem Geschäftskonto. Da die Aufträge immer mehr zunahmen, kam er nicht umhin, seinen Betrieb auf zwölf Angestellte zu vergrössern und noch einen jungen Dachdeckermeister anzustellen. Der neue Mann hiess Jörg Flobsus, erwies sich aber schon nach kurzer Zeit leider als kompletter Reinfall. Ein sehr guter Handwerker, der als Kaufmann leider nicht zu gebrauchen war. Zu allem Unglück stand er noch unter der Fuchtel seiner Frau Meili, die alles Unsympathische an einem Menschen vereinte. Sie hatte ihren Mann derart unter Kontrolle, dass man davon sprechen konnte, dass er ihr hörig war. Otto sah sich dies eine Woche an, musste dann aber die Notbremse ziehen, da selbst den Dachdeckern auf den Baustellen seine Unfähigkeit, Abläufe auf den Baustellen zu koordinieren, nicht verborgen geblieben war. Bei der Kündigung machte Jörg einen sehr bedröppelten Eindruck, gab aber zu, durch seine Frau eigentlich nicht arbeitsfähig zu sein. Otto tat dies sehr leid. Er zahlte ihm das Gehalt für die nächsten beiden Monate noch aus, obwohl er dies nicht gemusst hätte. Da Jörg sich noch in der Probezeit befand, hätte er ihn eigentlich von einem auf den anderen Tag entlassen können.

So trennten sich ihre Wege und der neue Meister Knut Wanka, übertraf die Erwartungen von Otto. Er war vollkommen eigenständig in der Lage den Betrieb zu leiten und war sowohl kaufmännisch als auch fachlich auf der Höhe der Zeit. Otto konnte es sich sogar leisten, seinem Hobby, dem Beachvolleyball, jetzt

regelmässig nachzugehen. Dabei lernte er unzählige neue Leute kennen, allen voran Jörg, dessen Spitzname Langhaar war. Der Name Jörg versprach dabei wegen der Erinnerung an seinen ehemaligen Dachdeckermeister nichts Gutes. Dieser Jörg war aber ein Pfundskerl.

Jörg erzählte ihm, dass er zusammen mit seinem Geschäftspartner Volker eine Beachvolleyballhalle eröffnen wolle, die mit Innen- und Aussenfeldern ganzjährig betrieben werden sollte.

Kapitel 63

Vorbereitungen zur Eröffnung der Reichsbeachzone

Jörg, ein ehemaliger Tourismusmanager, der die letzten zehn Jahre an Bord der «Wilhelm Gustloff 3» verbracht hatte, wollte in Berlin sesshaft werden. Dazu trug sicherlich bei, dass er sich auf einer seiner letzten Fahrten nach Brasilien in die schöne Russin Iris verliebt hatte, die, man mag es kaum glauben, in Berlin wohnte. Jörg mit seinen fast dreissig Jahren war um die 1,80m gross und von schlanker Gestalt. Sein besonderes Markenzeichen waren seine langen blonden Haare, die um ihn herum wehten. Nach seinem Studium des Event- und Tourismusmanagements war er sofort zur KDF-Bewegung gelangt. Da er nicht auf den Mund gefallen war, wurde er auf der «Wilhelm Gustloff 3» eingesetzt. Hier arbeitete er sich schnell bis zum obersten Gästebetreuer hoch und war verantwortlich für alles was mit Ausflügen und dem Kulturprogramm auf dem Schiff zu tun hatte. Er war es daher gewohnt, eine grössere Zahl von Mitarbeitern zu organisieren und hatte im Lauf der letzten zehn Jahre eine grosse Menschenkenntnis erworben. Seine schlanke Gestalt hatte er nicht nur den Genen zu verdanken, sondern auch seinem Hobby, dem Tischtennis. Dreimal die Woche liess er seinen Gegnern keine Chance, ihn zu besiegen. Mit unglaublicher Präzision schnitt er die Bälle an und versenkte die Schmetterschläge auf der Platte des Gegners.

Sein Studienkollege und neuer Geschäftspartner Volker war das ganze Gegenteil von Jörg. Mit fast zwei Metern Grösse und einhundert Kilogramm Lebendgewicht (Tendenz: stark wachsend), konnte man ihn als deutsche Eiche bezeichnen. Er hatte

eine derart tiefe Stimme, dass er eigentlich als Soldatenschinder bei der Wehrmacht besser aufgehoben gewesen wäre. Nach seinem Studium hatte er sich bei der Hygienekontrolle im deutschen Gaststättenwesen beworben. Eine einjährige Zusatzausbildung versetzte ihn in die Lage, gute Gaststätten von Keimstätten für Kakerlaken und Schimmelparadiesen unterscheiden zu können. Da er von Amtswegen die Wirtschaftlichkeit der Lokale und ihre Konzepte zu überprüfen hatte, war er mit kaufmännischen Belangen mehr als vertraut. Schon im Vorbeigehen auf der Strasse erkannte er, ob es sich bei Restaurants oder auch Imbissbuden um sogenannte Brechbeschleuniger handelte oder um Gourmet-Tempel, die seinem Hobby, dem Essen, zu neuem Glanz verhelfen sollten. Schnitten seine grossen Hände in ein gut gebratenes Steak, meinte er immer die Engel singen zu hören. So fürchteten sich die schwarzen Schafe der Berliner Gastronomie vor seinen unangekündigten Besuchen. Meister der Gaumen und Sinneskunde warteten aber darauf, ihn mit ihren neuesten Kreationen ins Reich der Träume entführen zu können. Da die schwarzen Schafe von ihm in unnachahmlicher Weise zusammengeschissen wurden, hatten sie wenig Interesse daran, solche Wortspiele künftig über sich ergehen lassen zu müssen. Sie zogen es vor, in anderen Städten mit weniger aufmerksamen Testern die Volksgesundheit nachhaltig schädigen zu können. So waren in Volkers Amtsbereich bald nur noch wohlschmeckende Gaumen-Tempel zu finden. Da Volker von Berufswegen drei dieser Einrichtungen am Tag aufsuchen musste, Verkostung mit eingeschlossen, wuchs er bedenklich an. Es war also höchste Zeit, sich eine neue Arbeit zu suchen, bei der er nicht mit solchen Versuchungen konfrontiert werden würde. Als Jörg ihm vorschlug, eine Beachvolleyballhalle zu eröffnen, war er Feuer und Flamme für diese Idee. Nun stand die schwierige Aufgabe an, eine geeignete Halle zu

finden, die längerfristig zu pachten war. Bei zahlreichen Erkundungen mit dem Fahrrad in der auf fünf Millionen Einwohner angewachsenen Reichshauptstadt Berlin kamen zahlreiche Hallen in Frage. Entweder waren diese aber zu teuer, in so desolatem Zustand, dass an eine baldige Nutzung nicht zu denken war oder soweit von S- oder U-Bahnhöfen entfernt, dass ein grösserer Fussmarsch von späteren Benutzern eine mehr als abschreckende Wirkung gehabt hätte.

Die Hoffnungen auf ein geeignetes Objekt schienen langsam zu schwinden, als sie unweit vom S-BahnhofWartenberg entfernt eine Halle fanden, die in ihr Raster passte. Die Halle war anscheinend schon lange Jahre nicht mehr in Benutzung gewesen, befand sich aber noch in einem erträglichen Zustand. Wie sie herausfanden, gehörte die Halle dem Heimatschutzministerium und war früher für die Lagerung von Lebensmitteln in Krisenzeiten, also als Speicher, genutzt worden. Da sich die aussenpolitische Bedrohung für Deutschland in den letzten Jahren erheblich gebessert hatte, wurde die Halle als Speicher aufgegeben. Ganz im Gegenteil: Der zuständige Abteilungsleiter teilte ihnen mit, die Halle hatte abgerissen werden sollen, da kein Nachnutzer zu finden gewesen war. Abteilungsleiter Hannes Feuer war hochbegeistert von ihrer Idee. Er bat Jörg und Volker, Unterlagen einzureichen und versprach eine wohlwollende Prüfung. Einen Monat später meldete er sich bei ihnen und der Mietvertrag für eine Dauer von zehn Jahren wurde im Objekt der Begierde unterschrieben. Eine günstige Miete garantierte schon im ersten Jahr einen kleinen Gewinn, wie Volker errechnet hatte. Die Halle war mit sieben Metern nicht sehr hoch, hatte aber Platz für acht Beachvolleyballfelder. Nun kam Jörgs Stunde. Er entwarf in groben Plänen schon eine Bar, an der die Schlüsselausgabe erfolgen sollte. Dazu Palmen und Strandkörbe

für Sportler, die die Halle nutzen wollten. Als besonderer Bonus war eine Gratis-Sauna geplant, die mit der Feldreservierung im Preis mit inbegriffen sein sollte. Da es schon August war, blieben den beiden nur zwei Monate Zeit, um ihre Vorstellungen umzusetzen. Volker schlug noch vor, ein kleines Restaurant zu integrieren. Er dachte dabei an seinen Lieblingsgastronomen Uwe Meier, der sich beruflich verändern wollte, wie er wusste. Als dieser den Vorschlag vernahm, war er sofort dabei und liess seine mediterranen Erfahrungen, die er in den südlichen Ländern erworben hatte, mit in die Konzeption der Reichsbeachzone einfließen. Die Arbeitsteilung war aber klar zwischen Jörg und Volker abgesprochen. Jörg war für den sportlichen Teil zuständig und Volker sollte der Kaufmann in der Reichsbeachzone sein. Vorerst standen aber praktische Arbeiten auf dem Programm, um die alte Halleneinrichtung auf Vordermann bringen. Vom DW lizenziertes Spielsand war in die Halle zu bringen und neue Netzanlagen aufzustellen. Bei all diesen Aufgaben betraten Jörg und Volker Neuland, keiner von ihnen hatte so etwas vorher probiert. Als am 03.10.2004 alles für die am nächsten Morgen geplante Eröffnung fertig war, konnte sich die Reichsbeachzone sehen lassen. Mit nur kleinem Geldbeutel und unzähligen Arbeitsstunden hatten die beiden es geschafft, ein mehr als ansprechendes Zentrum für den Beachvolleyball in der Halle den Sportlern präsentieren zu können. In der Reichshauptstadt hatte sich die Eröffnung in der Beachvolleyballszene herumgesprochen. Für den nächsten Tag, der ein kostenloses Anschnuppern möglich machen sollte, war mit zahlreichen Besuchern zu rechnen. Die Beacher brannten darauf, ihren Sport nun endlich auch im Winter ausüben zu können.

Und Jörg und Volker warteten schon sehr gespannt darauf, wie ihre neue Idee am nächsten Tag angenommen werden würde.

Kapitel 64

Die Eröffnung der Reichsbeachzone am 04.10.2004

Der 4.10.2004 war mit Bedacht gewählt worden. Ein Montag sollte dafür garantieren, dass die Beacher auch wieder nach Hause finden würden, denn am nächsten Tag, mussten ja alle wieder arbeiten gehen. Um 17 Uhr sollte der Einlass beginnen und die Felder, auf maximal zwei Stunden begrenzt, vergeben werden. So hoffte man, allen Gästen Gelegenheit geben zu können, für zwei Stunden ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen zu können. Ab 16 Uhr wurde die Mensentraube vor der Tür aber schon immer grösser. Das Telefon, das um 16 Uhr freigeschaltet worden war, hörte nicht mehr zu klingeln auf. Zwei zusätzliche Mitarbeiter, Uwe Hoppe und der alte Winne, waren eingestellt worden, um den Ansturm zu bewältigen. Dazu war noch der Zwillingbruder von Volker, Henry, eingetroffen, um die Besucher wunschlos glücklich wieder nach Hause entlassen zu können. Da die Besucher vor der Tür immer ungeduldiger wurden, entschlossen sich Jörg und Volker, schon vorzeitig die Pforten zu öffnen. Damit sollte der Druck vor der Tür abgebaut werden und sich in den Sand der Halle verlagern. Die acht Felder waren sofort ausgebucht und der Rest versuchte, sich einen Platz beim Sterne-Koch Uwe Meier zu sichern. Die Beachzone war schon um 17 Uhr brechend voll und drohte auseinanderzuplatzen. Volker und Henry hatten vor der Tür Wache bezogen, um ein Überfüllen der Halle zu verhindern. An diesen lebenden Kleiderschränken traute sich ohne Erlaubnis niemand vorbei, sodass es in der Beachzone wieder Luft zum Atmen gab. Jeder Platz, der im Sand oder im Restaurant frei wurde, füllte sich sofort mit durchgefrorenen Gästen von draussen. Wer von

Henry und Volker erstmal durchgewunken wurde, fühlte sich wie im Beachvolleyball-Paradies angesichts der Verlockungen, die die Beachzone in der Halle zu bieten hatte. Vorbei an Palmen und farbenfrohen Wänden sass am Schlüsselcounter dieser Paradiesvogel Jörg. Mit einem Strohhut über die lange Mähne gestülpt wurde er von seinem alten Hund Willi bewacht. Dieser schlief mehr als er wachte und liess sich auch von dem enormen Lautstärkepegel nicht in seinem Schlaf stören. Jörg, der natürlich an die Werbung für die Beachzone dachte, gab den hübschesten Frauen die vorderen Felder. Männern, die nicht mehr so tageslichttauglich waren, wurden die hinteren Felder zugewiesen. Die Felder 1 bis 4 konnten vom Counter und Restaurant aus eingesehen werden, die hinteren Felder wurden mit einer Kamera überwacht. Den Spielern bzw. Spielerinnen war es vollkommen egal, wo sie spielten, sie waren zufrieden, überhaupt einen Platz ergattert zu haben. In den Nischenbereichen des Restaurants waren exotische Vögel und Echsen untergebracht, die ebenso neugierig wie die Besucher Ausschau hielten, was hier vor sich ging. Sterne-Koch Uwe Meier hatte alle Hände voll zu tun, die Speisewünsche seiner Gäste zu erfüllen. Er hatte sich für den Anfang bewusst für schnell zu bereite Gerichte entschieden, um die Kunden nicht zu lange warten lassen zu müssen. Da selbst diese schnellen Gerichte von ihm voll von Aromen waren und ihre Gerüche sich in der Beachzone verbreiteten, lief allen Anwesenden das Wasser im Mund zusammen. War man erst so privilegiert, seine Gabel in diese Zungenschnalzer stecken zu dürfen, war die Frische dieser Essen förmlich zu greifen. Wenn die Gabel zum krönenden Abschluss ihren Weg in den Mund gefunden hatte, dachte man beim ersten Bissen, dass ein Wunder geschehen wäre. Die Bissen zerflossen auf der Zunge, mal perlten sie, mal schäumten sie oder zerstäubten wie von Geisterhand versprüht. Diese Sinnesfreu-

den waren erst beendet, wenn der gänzlich leer Teller zu sagen schien, alles noch einmal auf Anfang zu stellen. Von dieser Wucht an Eindrücken beim Essen fast erschlagen fand das Auge die nächsten Sinnesreizungen. Sehr reizvolle junge Beacherrinnen beugten sich vor den Gästen bei der Annahme dem Ball entgegen. Ein mehr als reizvolles Schauspiel, diese prachtvollen Körper in allen Einzelheiten in Augenschein nehmen zu dürfen. Waren diese filigranen Bewegungen noch mit technischer Präzision des Beachvolleyballspiels gepaart, war es ein Vergnügen, diesem Spektakel zusehen zu dürfen. Die andere Seite, und für die Frauen sicherlich interessanter, waren durchtrainierte Männerkörper, die mit der Kraft ihrer schnellen Angriffsschläge den Ball bald platzen lassen wollten. So bekam jeder zu sehen, was er sehen wollte, und vom Anfänger bis zum Profi war jedes Niveau in der Beachzone vertreten. Nach dem Spielen ging es in die Dusche und anschliessend in die gemischte Sauna, in der die ersten Erfahrungen in der Beachzone ausgetauscht wurden. Später wurde gemunkelt, dass die Sauna nichts anderes sei als eine Partnerbörse, in der sich jeder bestmöglich präsentieren wolle. Hier entstand viel Neues, aber auch in die Jahre Gekommenes ging hier zu Bruch. Eine Partnerbörse war die Reichsbeachzone, wie die Verantwortlichen stets betonten, allerdings offiziell nicht.

Bis 4 Uhr am Morgen fand ein steter Wechsel des Publikums in der Reichsbeachzone statt. Das Personal hatte eine wahre Mammutschicht. Vollkommen ausgebrannt schlossen Jörg und Volker ihre neue Arbeitsstelle am frühen Morgen ab. Für den nächsten Tag war die Reichsbeachzone was die Spielfelder betraf von 16 bis 23 Uhr ausgebucht. Sollte es so weiter gehen, hätten Jörg und Volker eine Marktlücke erkannt und zu ihrem finanziellen Ruhm erschlossen. Vorerst verabschiedeten sie sich

in den Morgen, mit dem dringenden Bedürfnis, ihren müden Gliedern Erholung im Schlaf zu verschaffen.

Die Reichsbeachzone etabliert sich am Markt

Wie von den beiden Geschäftsführern Jörg und Volker erhofft, war die Reichsbeachzone eine Erfolgsgeschichte. Die Plätze waren von Montag bis Sonntag in der Zeit von 16 bis 22 Uhr ausgebucht. Turniere im Frauen-, Männer- und Mixed-Bereich fanden immer am Sonntagvormittag statt und wurden von den Sportlern begeistert angenommen. Die Angestellten Winne und Uwe bekamen mehr Gehalt und sollten sich schon bald als wahre Glücksgriffe erweisen. Sie hatten einen betont herzlichen Umgang mit den Kunden und waren ungemein praktisch veranlagt. Sämtliche Reparaturen und kleinere Handwerksleistungen konnten sie selbstständig bewerkstelligen. So sparte man sich das Geld für teure Handwerkerfirmen und konnte weiter in die Verbesserung der Reichsbeachzone investieren. Da der Restaurantbetreiber Uwe Meier immer ein volles Haus in der Reichsbeachzone hatte, verdienten Jörg und Volker kräftig an seinen Umsatzsteigerungen mit. Sie waren aber nie gierig und so wurde es für beide Seite, ein mehr als vorteilhaftes Geschäft. Nur die Vormittage in der Reichsbeachzone mussten noch verstärkt vermietet werden, um das Glück perfekt zu machen.

Hier half der Zufall nach. Bei einem Besuch von Gauleiter Clemens in der Reichsbeachzone fand er Gefallen sowohl an dem Sport als auch dem guten Essen. Er fragte nach den Öffnungszeiten und war ganz erstaunt, dass immer erst ab 15 Uhr geöffnet wurde. Ein Anruf bei seinem Unterstaatssekretär genügte, um Berliner Schulen an Wandertagen in die Reichsbeachzone zu bringen. Da die Schulen an Wander- und Projekttagen zu-

dem über hohe finanzielle Mittel verfügten, waren sie sehr froh, dieses für ein Rundum-Glücklich-Paket in der Reichsbeachzone ausgeben zu können. Um einen professionellen Trainer für diese Stunden anbieten zu können, liess Jörg seine Verbindungen zu dem ehemaligen Beachvolleyballprofi Masu spielen. Dieser war für ein anständiges Salär gerne bereit, seine Erfahrungen weiterzuvermitteln. Die ersten Schulausflüge wurden so gut angenommen, dass sie zu einem regelmässigen Bestandteil der Reichsbeachzone wurden. Ab jetzt war die Halle auch montags bis freitags zwischen 9 und 16 Uhr mindestens auf sechs Feldern ausgebucht. Es bestanden sogar Wartezeiten für die Schulen und man war froh, einen freien Termin in der Reichsbeachzone ergattern zu können.

Masu fand Gefallen an den Kursen und probierte, dies in den Abendstunden auch für Erwachsene anzubieten. Mit Erfolg auf der ganzen Linie: Vom Anfänger bis zum Turnierspieler trainierten alle dafür, ihr Können bei Masu zu erweitern. Da Masu sehr gut mit Menschen umgehen und sie motivieren konnte, waren sie auch bereit, die anstrengendsten Übungen bereitwillig auszuführen. Schon bald hatte Masu lange Wartelisten. Es lief derart gut für ihn, dass er seinen Job als Versicherungsagent bei der Deutschen Lloyd aufgeben konnte und aus seinem Hobby einen Beruf machte. Finanziell bekam ihm das nicht schlecht. Schon nach drei Jahren in seiner neuen Tätigkeit konnte er sich eine luxuriöse Eigentumswohnung in Berlin-Weissensee kaufen. Da er mit Mitte-Dreissig ein immer noch gutaussehender Mann war, konnte er sich über weiblichen Zuspruch aus seinen Kursen nicht beklagen. Die einzige Bedingung, die er dabei stellte, war dass seine Lebensabschnittsgefährtingen mindestens zehn Jahre jünger als er und hochattraktiv sein mussten. Jörg konnte nur mit dem Kopf schütteln,

wenn diese Granaten Masu nach den Kursen mit nach Hause begleiteten.

Dieser professionelle Trainer brachte natürlich beste Verbindungen zum DVV mit und so wurde der Beachvolleyball in der Reichsbeachzone auf eine neue Stufe gehoben.

Volker sah immer vergnügt auf die Umsätze und das Firmenkonto der Reichsbeachzone, dessen Stand in schwindelerregende Höhen kletterte. Bald würden aus den Reichsmark Goldmark werden, wenn es so weiter ginge. Voller Sorge sah aber Jörg, wie Volker, nach erfreulicher Reduktion in der Bauphase der Reichsbeachzone, wieder zu wachsen anfang. Er bat den Sterne-Koch Uwe Meier, dafür Sorge zu tragen, dass dies bei Volker nicht so weiterging. Uwe meinte nur, er könne seine Pfannen ja nicht abschliessen, versprach aber insgeheim, Volkers Gerichte auf gesunde Ernährung umzustellen, ohne dass dieser es merken sollte. Das klappte eigentlich ganz gut, nur Volkers Körper liess sich nicht austricksen. Das, was ihm fehlte, wurde mit dem Griff in die Snack-Kiste wieder aufgefangen. So kam es öfter vor, dass wenn Volker Dienst gehabt hatte, Begehlichkeiten der Kunden nach Süßem nicht Folge geleistet werden konnte, da diese erst aufgefüllt werden mussten. Nur ein Warnschuss bei seinem Zwillingbruder Henry, dem Diabetes attestiert wurde, gab bei Volker den Ausschlag, sein Nahrungsaufnahmeverhalten nicht seinem Magen, sondern seinem Gehirn zu überlassen. Danach hielt er sein Gewicht und hatte keinerlei medizinische Probleme mehr.

Jörg, der von dieser Sportart angesteckt worden war, spielte jetzt jeden Tag. Entweder sah er sich technische Fertigkeiten ab oder liess sie sich von Masu erklären. Sein geschultes Auge, das er beim Tischtennis schon viele Jahre geschult hatte, und sein

Geschick bei Ballsportarten brachten ihn in die Lage, bald auf einem guten Niveau spielen zu können. Er wurde ein guter Spieler und konnte sich passende Spielrunden und Mitspieler aussuchen. Wo andere Probleme bekamen, wenn sie jeden zweiten Tag zum Beachvolleyball verschwanden, hatte er die beste Ausrede, die man sich denken konnte. Er sagte Iris, er müsse arbeiten gehen, und das war nicht einmal gelogen. Das schönste aber war: Er konnte Geschichten von Kunden der Reichsbeachzone erzählen, die schöner nicht hätten sein können.

Otto Müller kommt im Beachhimmel an

Um in den Beachhimmel zu gelangen, müssen zuerst alle irdischen Lasten des Alltags auf breiten Schultern verteilt werden. Hier erwies sich besonders Dachdeckermeister Knut Wanka als Mann mit sehr breiten Schultern. Otto musste sich nur noch um das Beschaffen der Aufträge und um das Schreiben der Rechnungen kümmern. Die Materialbestellung, die Einteilung der Leute und den unmittelbaren Ablauf auf den Baustellen konnte Otto ohne Abstriche Knut Wanka überlassen. Otto fuhr die Baustellen nur noch zu Kontrollbesuchen an oder kümmerte sich um Premium-Kunden, um persönliche Präsenz vor Ort zu zeigen. Bei schwierigen Stellen an Reet-Dächern liess er es sich aber nach wie vor nicht nehmen, selbst Hand anzulegen. Seine Mitarbeiter schauten dabei intensiv zu, um später ohne den Chef auskommen zu können. Das wichtigste war der Kontakt mit den Kunden, denn das war der Schlüssel, um auch weiter gut im Geschäft bleiben zu können. Zu den zahlreichen Privatkunden hatten sich mittlerweile diverse Wohnungsbaugesellschaften gesellt, die mit grossen und kleinen Aufträgen dazu beitrugen, den Umsatz auf hohem Niveau stabil zu halten. Hier war nicht nur eine gute Arbeit gefragt, sondern auch ein Gespür dafür, was zur Verbesserung der Lebensqualität der Techniker oder deren Chefs beitrug. Für die Höhe der Zuwendungen bestanden nach oben keine Grenzen, nach unten bekam man aber schnell einen warnenden Fingerzeig, wenn der Briefumschlag nicht prall genug gefüllt worden war. Abendliche Geschäftsessen und Besuche bei Damen der Verwöhnung bewirkten hier mitunter Wunder. Selbst die unverschämtesten Ange-

bote wurden durchgewunken und die Freude an der freien Marktwirtschaft im Anschluss gebührend gefeiert. Otto war dies vollkommen egal, solange die Kasse klingelte. Hier hatte nicht einmal die NSDAP etwas ändern können, Menschen waren halt gierig. So festigte Otto Müller seinen Betrieb am Markt und hatte genug Freizeit, um seinem Hobby zu frönen.

Montagabends spielte Otto drei Stunden bis zur völligen Erschöpfung unter anderem mit Jörg. Dazu gesellte sich Dag vom Finanzamt, Harald, ein Angestellter einer Hausverwaltung, Ralf, der PC Spezialist, und ab und zu der Felix, der aus dem Sachsenland eingewandert war. Felix war frisch verliebt und hatte neben seinem anstrengenden Job als Schlosser die Freude und Last, seine Freundin vor und nach dem Training regelmäßig verwöhnen zu müssen. So kam dieser junge Bursche schon vollkommen erschöpft beim Training an, was ihm auch anzumerken war. Alle anderen Mitspieler waren locker zwanzig Jahre älter als er, hätten aber gerne einmal mit ihm getauscht. Als seine Perle einmal beim Training zuschaute, fielen diesen alten Säcken bald die Augen aus dem Kopf.

Mittwochs spielte Otto beim sogenannten Hartz-4-Cup mit, zu einer Zeit, die ohnehin schon unanständig gegenüber der arbeitenden Bevölkerung war. Von 12 Uhr am Mittag bis mindestens 16 Uhr wurden zwei Felder bespielt. Die einzelnen beteiligten Sportler müssen später extra erklärt werden und die Begrifflichkeit des Hartzens sowieso. Im Anschluss tafelte Uwe Meier auf und brachte die Mägen der erschöpften Spieler fast an ihre Belastungsgrenze. Otto schaffte es immer mittwochs gerade noch nach Hause, bevor er in den Tiefschlaf fiel.

Es sei noch erwähnt, dass es seinen Mitspielern nicht besser erging und auch ihre Kadaver, den Weg nach Hause nur noch

recht und schlecht fanden. Otto konnte aber nicht bestreiten, dass dies stets der Höhepunkt der Woche war.

Freitag hatte er vom grossen Masu höchstpersönlich die Einladung erhalten, mit anderen ehemaligen Profispielern von 14 bis 17 Uhr sein Können zu erweitern. Zu Masu mit seiner stattlichen Grösse von 1,95 m kamen noch Schulle mit 2,05 m, Andree mit 2,03 m, Marvin mit 1,92 m und Rudi, der 2,05 m gross war. Da diese Lulatsche im Gegensatz zu Otto, der nur 1,83 m klein war, noch dazu früher alle in oberen Ligen gespielt hatten, war die Hackordnung in der Truppe klar. Masu gewann fast immer alle Spiele, gefolgt von Schulle oder Marvin. Dann kam Andree, der im Lauf der Jahre etwas runder geworden war, und zum Abschluss Rudi. Die Reste an Punkten, die diese Spieler übrig liessen, konnte sich Otto mühsam vom Boden anschauen. Hier konnte Otto nur dazulernen und besonders Marvin, der beruflich Hörgeräte an den Grosshandel verkaufte, gab sein Wissen immer an Otto weiter, wenn er das Unglück hatte, mit ihm spielen zu müssen. Leider war Otto bei diesen Monologen nur bedingt aufnahmefähig, umso grösser war die Freude bei seinen jeweiligen Gegnern, wenn er nur noch sagen konnte: «Marvin, Du hast wie immer Recht.» So ging Otto fast immer mit Niederlagen freitags nach Hause, konnte in seinen anderen Runden aber vom erlebten Freitag profitieren und sich ein bis zwei Siege mehr auf seine Fahnen schreiben.

Alle 14 Tage noch ein Turnier am Wochenende in der Reichsbeachzone, und schon war das Glück perfekt. Seiner Frau Simone war das manchmal schon zu viel, so oft war Otto weg. Da sie selber mindestens zweimal in der Woche in der Reichsbeachzone zum Spielen aufschlug, hielt sich ihr Protest aber in Grenzen. So war für Frieden in der Ehe gesorgt und Otto wurde spieltechnisch langsam besser. Wenn er Simone jetzt noch

Beachvolleyballcamps bei Masu verkaufen konnte, war das der Gipfel der Genüsse.

Kapitel 67

Wenn nur die Nachbarn nicht wären ...

Otto war vom Glück verwöhnt. Seine Ehe mit der immer noch attraktiven Simone lief hervorragend und die Firma war ein Selbstläufer. Sportlich hatte er neue Freunde gefunden und seine Fähigkeiten beim Beachvolleyball nahmen beständig zu.

Simone hatte den Fitnessclub in Berlin-Mitte, in dem sie angestellt gewesen war, übernommen, da der alte Chef in Rente gegangen war. Dieser schon sehr gut angenommene Club wurde nach einigen Veränderungen durch Simone noch besser besucht und dies brachte eine erhebliche Gewinnsteigerung mit sich. Simone, nun selbst schon Anfang 40, wollte nun endlich nachholen, was in ihrer bisherigen Lebensplanung keinen Platz gehabt hatte. Ihre biologische Uhr tickte und den Kinderwunsch wollte sie nunmehr nicht weiter aufschieben.

Finanziell war Familie Müller bestens auf den Nachwuchs vorbereitet und so nahm die praktische Umsetzung dieses Planes einen grösseren Zeitfaktor als bisher in Anspruch.

Alles lief hervorragend, nur in ihrem Haus in Berlin-Blankenfelde, genauer gesagt auf dem rechten Nachbargrundstück, zogen dunkle Wolken am Horizont auf. Hier wohnte die Familie Kwoka, ein älteres Rentnerehepaar. Beide Eheleute waren um die 80 Jahre alt. Seit ihrem Einzug vor zwei Jahren hatten Otto und Simone sehr schnell festgestellt, dass diese Nachbarn die sprichwörtlichen deutschen Spiessbürger in Reinkultur darstellten. Schon bei der Begrüssungsparty für alle Nachbarn, die sie veranstaltet hatten, kam pünktlich um 22 Uhr wegen Ruhestö-

rung die Polizei – nach Hinweisen aus der Nachbarschaft, wie es im Beamtendeutsch so schön hiess. Da alle Nachbarn ausser Familie Kwoka anwesend waren, war sofort klar, wer die Stimmung an diesem Abend verderben wollte. Die anderen Nachbarn schüttelten nur den Kopf und meinten zu den beiden, sie sollten sich nicht ärgern, denn mit den Kwokas käme niemand in der Strasse aus. Leider sollten sie Recht behalten. Wie boshaft Menschen sein können, hätten Otto und Simone aber nicht für möglich gehalten. Zu Anfang waren Ottos Angestellte am Morgen zu laut, Frau Kwoka konnte nicht schlafen. Dann brummen die Standheizungen der Firmentransporter zu sehr, Frau Kwoka war von Ruhestörungen geplagt. Der Dackel von Simone und Otto besass die unglaubliche Frechheit, nach 22 Uhr und manchmal vor 6 Uhr am Morgen zu bellen. Dann parkten die Firmentransporter auf öffentlicher Strasse, aber vor dem Grundstück von Familie Kwoka. Dabei besaßen die Fahrer die unglaubliche Frechheit, wie Herr Kwoka nachmass, mit drei Zentimetern des Reifens den gepflegten Rasen vor dem Grundstück zu belasten. Da das Haus von Otto und Simone mit der längsten Seite von 18 m an das Reich der Familie Kwoka ragte, liessen sich Begegnungen am Gartenzaun nur unschwer vermeiden. Herr Kwoka, selbst früher Geschäftsführer einer Gerüstbaufirma, übernahm dann immer wieder am Gartenzaun auf Anweisung seiner Frau, die Überbringung der Botschaften der vermeintlichen Missetaten der Müllers. Mit ihrer liebrenden keifenden Stimme untermalte die schöne Nachbarsfrau diese Schilderungen. In der ersten Zeit gab sich Otto noch Mühe, auf diesen Schwachsinn einzugehen, er verbat sich aber mit Frau Kwoka sprechen zu müssen. Frau Kwoka, mit dem schönen Vornamen Jule, hatte in ihrem Leben noch nie gearbeitet. Sie hörte sprichwörtlich die Grashalme wachsen. Zu allem Unglück war sie noch mit sprichwörtlicher Hässlichkeit gesegnet.

Sie glich einem Fass auf zwei Stelzen mit dem Gesicht einer Bulldogge. Das Schlimmste aber war, dass sie geistig den Verstand einer Erbse hatte, ohne diesem Gemüse zu nahe treten zu wollen. Frau Kwoka hatte wahrscheinlich schon grösste Probleme, dem Wetterbericht in den Nachrichten folgen zu können, an eine Unterhaltung über Nachbarschaftsprobleme war mit ihr überhaupt nicht zu denken. Otto hatte selbst erleben können, wie ein Specht, der an der Hauswand von Familie Kwoka klopfte, bei Frau Jule, die gerade ihren Mittagsschlaf hielt, landete. Sofort begann er mit seiner Arbeit, von der die dicke Jule leider erwachte und nach ihrem Mann Georg schrie. Der arme Specht musste bei diesem Gekeife fast einen Herzinfarkt erlitten haben. Er zog es für die Zukunft lieber vor, weiter an der Hauswand von Familie Kwoka zu klopfen. Da Tiere von Natur aus schlau sind, musste er in Bezug auf Jule wohl festgestellt haben, dass in diesem hohlen Gefäss vermutlich nicht einmal ein Wurm sein tägliches Dasein hätte fristen können. Diesen logischen Zusammenhang erkannte leider nur Otto, Familie Kwoka blieb dies weiterhin verborgen.

Dessen ungeachtet erfolgten weitere Missetaten der Müllers. Schnee von ihrer Einfahrt wurde wegen Ermangelung an Platz und ohne Genehmigung durch den Zaun auf die ungenutzte Seite des Grundstücks der Familie Kwoka geschippt. Dieser Schnee erfüllte nicht die Reinheitskriterien von Familie Kwoka und am Gartenzaun entwickelte sich wiederum eine heftige Diskussion. Otto hatte es sich abgewöhnt, diesen Schwachsinn für voll zu nehmen und schippte seinen Schnee weiter durch den Gartenzaun. Den nächsten Aufreger stellten vermeintliche Ablagerungen von Baumaterialien und Schutt auf dem Grundstück dar. All diese Verletzungen deutscher Ordnung durch die Familie Müller wurden von Familie Kwoka genauestens proto-

kolliert und fotografiert. Ein umfangreicher Ordner von Anzeigen füllte schon den Aktenschrank des zuständigen Ordnungsamtes. Hier hatte man aber schon Routine entwickelt, diese Anzeigen mit einem kurzen Telefonat bei Familie Müller aufzuklären. Waren die Anschuldigungen zu grotesk, mussten die Mitarbeiter des Ordnungsamtes vor Ort zur Prüfung erscheinen. Alle Anzeigen von Familie Kwoka wurden abgewiesen, was diese jedoch nicht daran hinderte, Otto und Simone weiterhin zu nerven.

Familie Kwoka war in der ganzen Nachbarschaft unbeliebt und nicht einmal ihre Tochter besuchte sie. Nie kamen Freunde und Verwandte, um sie zu besuchen. Umso grösser war der Frust, wenn sich bei Familie Müller Freunde und Bekannte die Klinke in die Hand gaben. Etwas Gutes hatte Frau Kwoka: Da sie vor lauter Langeweile permanent am Gartenzaun oder hinter der Gardine auf ihrem Horchposten auf Lauer lag, war die Einbruchsrate in diesem Teil der Strasse gleich null.

Um Freude und Lebensqualität bei Familie Müller nicht länger erleben zu müssen und zukünftig in ihrem Spiessbürgerdasein keinen fremden Schnee mehr auf ihrem Grundstück erdulden zu müssen, sollte ein Sichtschutz zur Familie Müller Abhilfe schaffen.

In einer wahren Meisterleistung der deutschen Handwerksarbeit entwarf Herr Kwoka einen Gartenzaun aus alten Rüststangen und Schaltafeln. Über die gesamte Länge des vorderen Grundstücks sollte dieses Wunderwerk der Technik verlaufen. Von welcher Seite man von den Müllers dieses Produkt auch betrachtete, etwas Schönes war beim besten Willen nicht zu erkennen. Mit nahezu zwei Metern Höhe schmerzte dieses Unge-tüm einer Laubenpiperkonstruktion in den Augen jeden Tag

auf das Neue. Frau Kwoka musste für dieses Referenzobjekt der Augenquälerei wohl Modell gestanden haben, so sehr schmerzte dieser Zaun in den Augen. Nur ein Bastgeflecht vor den eigenen Zaun gespannt, konnte hier für Abhilfe sorgen.

Diese Nervensägen schafften es, dass Otto und Simone ihr schönes Grundstück mit einem gewissen Unbehagen betraten, wenn sie Familie Kwoka sahen. Sie konnten nur darauf hoffen, dass sich dieses Problem bald biologisch zu ihren Gunsten entscheiden würde. Neue Nachbarn zu ihrer rechten Seite hätten auf jeden Fall die Situation verbessert, denn schlechter konnte es nicht mehr kommen.

Die Hartz-4-Reformen in Deutschland

Auch das reiche Deutschland hatte es im Jahr 2004 noch mit arbeitsscheuen Mitbürgern zu tun, die gar nicht daran dachten, ihre Lebenszeit mit Arbeit zu verschwenden. Der zunehmende Wohlstand in Deutschland hatte das soziale Netz noch enger gezogen, gedacht für Menschen, die nicht fähig waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Dieses schon im Grundsatz von Bismarck eingeführte Sozialsystem sollte verhindern, dass Menschen aufgrund körperlicher Einschränkungen vom normalen Leben der Mitbürger abgekoppelt würden. In den letzten Jahrzehnten des Wachstums, waren Sozialleistungen in Deutschland entstanden, um die es im Rest der Welt beneidet wurde. Leider hatte dieses an sich wünschenswerte Ergebnis zur Folge, dass ein Teil der bildungsarmen Bevölkerung es sich in der sozialen Hängematte gemütlich gemacht hatte. Teilweise schon in zweiter Generation wurde den Kindern vorgelebt, wie es sich trefflich, ohne Arbeiten zu müssen, leben liess. Diese Mitbürger dachten gar nicht daran, am Morgen aufzustehen und mit ihrer Hände Arbeit ein Einkommen zu erzielen, von dem sie leben konnten. Ihr Bestreben war es, die bestehenden Gesetze soweit auszunutzen und sich maximal am erwirtschafteten Produkt der arbeitenden Mitbürger zu bedienen, ohne dabei selbst einen Finger krumm machen zu müssen. Sie konnten sich dabei hervorragend in den Sozialgesetzen aus und brachten es fertig, selbst die einfachsten Arbeiten ausschlagen zu können. Entweder wurden sie vor vermeintlichem Arbeitsbeginn krank oder sie brachten in den von den Arbeitsagenturen erzwungenen Bewerbungsgesprächen die Chefs dazu, von

einer Anstellung in den Betrieben Abstand zu nehmen. Das Schlimmste war, dass mit den bestehenden Gesetzen diesen Sozialschmarotzern nicht beizukommen war.

So wurde der VW-Manager Peter Hartz von der Regierung beauftragt, Vorschläge zu unterbreiten, um diesem Missbrauch Einhalt zu gebieten. Nur drei Monate später hatte eine Expertenkommission unter der Leitung von Peter Hartz der Regierung Vorschläge auf den Tisch gelegt, um dieser unliebsamen Situation ein Ende zu bereiten. Diese Vorschläge wurden von der Regierung, eins zu eins in Gesetze gefasst, übernommen und von der Mehrheit des Reichstages beschlossen.

Nun hatten die Sozialämter Druckmittel in der Hand, die von Leistungskürzungen bis zur kompletten Verweigerung von Zahlungen reichten, wenn allzu offensichtlichen Drückebergern es danach stand, ihr bisheriges Leben fortzuführen. Der deutschen Wirtschaft wurden dringend benötigte Arbeitskräfte zugeführt und Menschen, die wirklich nicht mehr arbeiten konnten, wurden sogenannte Hartz-4-Empfänger. Diese hatten naturgemäß den ganzen Tag Zeit, waren aber eigentlich nicht in der Lage, Beachvolleyball zu spielen.

Wie auch immer: Dieser Beach-Termin in der Reichsbeachzone, immer am Mittwoch zwischen 12 und 16 Uhr, sollte als sogenannter Hartz-4-Cup sehr schnell zu einer neuen Begrifflichkeit werden.

Kapitel 69

Hartz-4-Cup in der Reichsbeachzone

Otto wurde von Jörg angesprochen, ob er nicht einmal Lust habe, mit zum Hartzen zu kommen. Da ihm dies nichts sagte, fragte er Jörg, was das sei. Jörg erklärte ihm, dass immer mittwochs um 12 Uhr sich Beacher einfinden würden, um den Tag mit dem Schönsten zu beginnen, was es gab: dem Beachvolleyballspielen. Schon der Beginn der Runde garantierte einen sehr exklusiven Teilnehmerkreis. Als Jörg mit dem eigentlichen Namen Hartz-4-Cup herausrückte, hatte Otto höchste Bedenken, was das für Pflegefälle seien, mit denen er da spielen sollte. Jörg meinte nur, er solle sich überraschen lassen, was für Spieler sich da einfinden würden. Die Zeit war für Otto kein Problem. Am Vormittag schrieb er Rechnungen und erfreute sich an dem schönen Gewinn, den ihm Aufträge eingebracht hatten, als er diese nachkalkulierte. Kurz nach 11 Uhr packte er seine Sporttasche und stieg mit etwas mulmigem Gefühl in seinen Mercedes Sprinter. Die Aussicht, mit Leuten zu spielen, die vermeintlich gerne einen mehr über den Durst tranken, sich über die Höhe der Bezüge unterhielten, die sie vom Amt bekamen, oder schon vor dem Sport grössere Probleme mit ihrer Körperpflege hatten, war nicht unbedingt nach seinem Geschmack. So beschloss er, die vermeintlichen Mitspieler schon vor dem Eingang der Reichsbeachzone vom Auto aus unter die Lupe zu nehmen.

Zunächst fuhr ein Bekannter der Freitagsrunde in sein Bewusstsein. Der Hörgeräte-Vertreter Marvin kam mit seinem Passat gerade noch so zum Stehen, dass er die anderen Autos nicht be-

schädigte. Marvin war anscheinend wieder im Höchsttempo von einem seiner Kunden zurückgekehrt, um auch dieser Runde Theorieunterricht zu geben. Damit war klar, spieltechnisch konnte diese Runde nicht so schlecht sein, ansonsten würde Marvin nicht mitspielen. Dann kamen in loser Abfolge ein weißer Golf GTI, ein roter Golf VR 6 und ein Audi RS 6 angefahren. An der Kleidung der Herren war zu erkennen, dass niemand hier anscheinend Geldsorgen hatte. Besonders ein Mittvierziger, der in einem anscheinend massgeschneidertem Anzug aus dem Audi stieg, schien gerade aus irgendeiner Vorstandssitzung zu kommen. Die Fahrräder, mit denen zwei weitere Spieler ankamen, schienen auch nicht von der Stange zu sein. Zum Schluss hielt ein alter grüner Toyota Corolla vor der Tür, der schon eher zum Namen dieser Runde zu passen schien. Der smarte Herr, der diesem Auto entstieg, schien aber rein gar nichts mit einem Hartz-4-Empfänger zu tun zu haben. Otto hatte genug gesehen, um sicher zu sein. Hier hätte er wohl noch die kleinste Brieftasche von allen, die er bisher gesehen hatte. Alle waren schon umgezogen und erwarteten ihn dringend. Er war der achte Mann und fehlte, damit die Spiele beginnen konnten. Sterne-Koch Uwe Meier vervollständigte diese Runde und dieser Mittwoch sollte ein wahres Freudenfest werden. Jeder spielte mit jedem, gewann man ein Spiel stieg man auf, bekam aber immer einen neuen Partner. Wie am Freitag in der Masu-Runde war man selbst dafür verantwortlich, möglichst mit allen Spielern im Verlaufe des Tages gut zu harmonieren. Es wurde immer nur ein Satz bis fünfzehn Punkte gespielt, beim siebzehnten Punkt war der Satz spätestens beendet. Dies verhinderte, dass die Teams, die auf dem anderen Spielfeld gespielt hatten, zu lange warten mussten bis die andere Partie beendet war. Im Anschluss blieb der Verlierer unten und bekam den Verlierer aus dem Gewinnerfeld. Es mussten aber zwingend

nach jeder Partie, die gemeinsam gespielt wurde, die Einzelspieler getauscht werden. So hatte man zum Ende der vier Stunden entweder das Pech, auf dem Verliererfeld, besser bekannt als Kloake, die rote Laterne vier Stunden gehalten zu haben oder am anderen Ende der Stange, auf dem Gewinnerfeld, auch als Paradies bekannt, seinen Ruhm nur jeweils einen Satz mit einem Partner geteilt zu haben. Das Paradies war natürlich der weit schönere Verweilort, war aber viel zu oft von Marvin besetzt. Er war klar der beste Spieler in der Runde. Nur durch gemeinschaftliche Absprachen der anderen Spieler war zu erreichen, ihn einmal den Geruch der Kloake in der Nase spüren zu lassen. An diesen seltenen Momenten konnten die anderen sich dann erfreuen, wenn er sich unten erst wieder herauskämpfen musste. Die Gespräche mit seinen neuen Harzer Kollegen waren dabei für Otto auch sehr produktiv. Schon nach kurzer Zeit konnte Otto erkennen, dass in dieser Runde sehr viel Gehirnschmalz unterwegs war. Er hatte grösste Mühe, den Ausführungen einzelner Spieler zu folgen.

Nico war dafür verantwortlich, den Aufbau neuer Baumärkte in allen Bundesländern zu überwachen. Da er vom Bau kam, hatte Otto mit ihm noch die grösste Schnittmenge.

Marvin als Vertreter wäre durchaus in der Lage gewesen, einen Besen als Flugobjekt der Zukunft verkaufen zu können. Er konnte so überzeugend reden und erklären, dass er selbst dem Teufel seine Schwiegermutter noch als gutes Geschäft verkauft hätte. Er musste Otto nicht erst erzählen, dass er gut im Geschäft mit seinen Hörgeräten unterwegs war. Er war der Prototyp eines Vertreters und es sah so aus, als ob er von seinen Provisionen der Verkäufe mehr als gut leben konnte.

Er konnte aber auch mit recht drastischen Worten sein Missfallen über vermeintliche Schwächen des Partners beim Beachvolleyball vermitteln. Da auch Marvin im Verlaufe seines Lebens in der Breite gewachsen war, hatte er spieltechnisch wenigstens eine Schwachstelle, wenn man ihn erst einmal ins Laufen brachte.

Uwe Meier war von ganz anderem Kaliber: Ein Feingeist nicht nur beim Essen in seinem Restaurant. Mit 1,65m nicht sehr gross gewachsen, war er mit Mitte dreissig noch erstaunlich fit. Entweder spielte er Volleyball oder Tennis. Beim Beachvolleyball konnte er auf Grund seiner Grösse nicht hart angreifen, verstand es aber punktgenau, die Bälle kurz hinter das Netz oder lang in die Ecken zu platzieren. Zu allem Unglück war er noch sehr schnell und konnte sicher geglaubte Bälle noch abwehren. Es sah bald so aus als ob er es nicht schaffte, im letzten Moment aber schob er seine Hand wie einen kleinen Kochlöffel unter den Ball und brachte ihn wieder ins Spiel. Von da an hiess er in Spielerkreisen nur noch «kleiner Kochlöffel».

Steffen, ein Versicherungsmakler, war eigentlich kein Beachvolleyballer, aber sportlich gesehen ein Multitalent. Er hatte noch technische Schwierigkeiten, die er aber mit fanatischem Einsatz ausglich. Kam er bei eigentlich nicht zu erreichenden Bällen an seine Grenzen, schrie er derart laut, dass der Ball sich wieder in die Luft schwang, ohne den Boden zu berühren. Diese Schreie gingen einem durch Mark und Bein und waren unnachahmlich in ihrer Lautstärke. Selbst vor der Reichsbeachzone waren die Schreie zu hören und wenn man ihn nicht gekannt hätte, hätte man denken können, ein Schwein würde gerade abgestochen werden, so laut war das. Wie er mit seiner Lebensgefährtin die Brunftschreie ausführte, ohne die Nachbarn gegen sich aufzubringen, war Otto ein Rätsel.

Thomas, ein stiller Mensch, nannte einen grossen Supermarkt in Berlin-Buch sein Eigen, in dem die ganze Gegend einkaufte. Mit zwanzig Angestellten hatte er die Zeit am Mittwoch dafür, sich regelmässig hier einzufinden. Nicht sehr gross, aber technisch stark war er ein beliebter Mitspieler. Otto brauchte einige Zeit, um mit ihm warm zu werden.

Bodo, der Audi-Fahrer hatte eine grosse Computerfirma, die die Software für Krankenhäuser lieferte. In dieser Funktion war er oft im Ausland unterwegs und auch seine Geschäfte liefen anscheinend blendend. Versuche Ottos, seine Arbeit näher zu beschreiben, schlugen stets fehl, da Otto das technische Verständnis für Computer fehlte. Bodo war mit 1,92m recht gross und wusste durchaus gekonnt, den Ball zu versenken. Er hatte schon ein paar Kurse bei Masu mitgenommen und war stetig besser geworden.

Otto konnte sich als Auto-Fan immer an Bodos Wagen erfreuen, da Bodo immer mehrere dieser Prachtstücke in seinem Fuhrpark hatte. Alle Audi-Modelle von Bodo waren im Hochpreissegment zu Hause und schon ein Reifen kostete bestimmt mehr als ein gebrauchter Japaner.

Jörg muss nicht näher beschrieben werden, bekam aber aufgrund seiner Haare bald den Spitznamen «nordisches Langhaar» verpasst.

Matthias, ein PC-Experte, arbeitete nur an zwei Tagen in der Woche, die einnahmetechnisch so effektiv waren, dass er als einer der ersten Deutschen, ein Fünf-Tages-Wochenende für sich verbuchen konnte. Von solch profanen Sorgen wie dem Geld befreit, hatte er viel Zeit, eine passende Partnerin zu finden. Er war Ottos unumstrittener Lieblingsspieler, technisch stark aber ähnlich lauffaul wie Otto selbst. Das Beste an ihm war, dass er

während der Ballwechsel seine Gegner unablässig zutextete, die das als sehr nervend empfanden. Für Otto war dies ein Freudenfest, da er beim Reden Matthias in nichts nachstand.

Peter war mit Anfang vierzig der älteste in der Runde. Er war Doktor der Geologie und ebenfalls PC-Experte. Diese beiden Spezifikationen hatte er miteinander verbunden und einen neuen Geschäftsbereich erschaffen. Sämtliche Geologen aus ganz Deutschland nutzten seine Erfindungen und spülten, wie ein Fluss dem Meer, nicht Wasser, sondern Peters Konto Geld entgegen. Aus Autos machte er sich nichts und fuhr deshalb einen Toyota Corolla. Er hätte sich sicher auch einen Maybach leisten können, dies interessierte Peter aber nicht. Sein Steckenpferd waren Reisen in ferne Länder. Nicht als Pauschaltourist, sondern als jemand, der Land und Leute kennenlernen wollte. Peter hatte schon die ganze Welt gesehen und war mindestens ein halbes Jahr in exotischen Ländern unterwegs gewesen. Seine letzte Urlaubsreise hatte ihn sieben Wochen lang vom Gebirge in Peru durch die Regenwälder mit seinem Kanu dem Meer entgegen geführt. Bei seinen Urlaubsgeschichten, die mit fremdartigen Worten gespickt waren, hatte man immer den Eindruck, selbst im Kanu gesessen zu haben. Diese Schilderungen waren derart spannend, dass man die Zeit vergass. Auch in den Künsten war Peter zuhause, das war aber nicht das Interessensgebiet von Otto. Peter hatte neben einem prallen Bankkonto zahlreiche Eigentumswohnungen und einen grossen Grundstücksbestand in Köln unter seiner Matratze versteckt. Das Sympathische an ihm war, dass er die Zugehörigkeit zum Geldadel nicht raushängen liess.

Als ältester Teilnehmer der Runde war er natürlich nicht mehr der Spritzigste beim Volleyball, konnte aber durchaus dafür sorgen, den Gegner mit einer Niederlage vom Platz zu schicken.

Hatte er erst einmal einen seiner Angriffe versenkt, kam ein hämisches «Hi, Hi» hinterher. Viele mochten das nicht, Otto empfand dies aber als besondere Bereicherung des Spiels.

Aufgrund der enormen Schlaghärte seiner Angriffe, die ähnlich einem Luftballon zur Erde trudelten, bekam er den Spitznamen «Doktor Luftikuss» zugeteilt.

Waren die Spiele um 16 Uhr beendet, wartete man schon ungeduldig auf das Essen, das Uwe zubereitet hatte. Es war immer sehr lecker, nur musste Otto immer nachfragen, was serviert worden sei, da diese Speisen bisher noch nicht auf seinem Speiseplan gestanden hatten.

Nachdem er satt bis zum Stehkragen war und geduscht hatte, war Otto immer todmüde und daher erfreut, sich gegen 17 Uhr in den Berufsverkehr einreihen zu können – in der sicheren Erkenntnis, einen wunderschönen Arbeitstag verbracht zu haben.

Der Drachenmann

Die Reichsbeachzone wurde zur zweiten Heimat von Otto. Er lernte dort auch immer neue Leute kennen. Nach einer vorzeitig abgebrochenen Hartzler-Runde hatte er noch keine Lust, schon gegen 15 Uhr nach Hause zu fahren. Der Spiel-Akku war noch nicht leer gebrannt und auch einige Tischtennispartien gegen Ping-Pong-Uwe aus der Reichsbeachzone liessen die Sucht nach weiterem Beachvolleyballspielen an diesem Tag, nicht kleiner werden. Jörg lachte an der Schlüsselausgabe, wusste aber, dass Otto unbedingt noch spielen wollte. Gegen 17 Uhr war eine Runde nicht vollzählig, sie suchten noch einen vierten Mann. Voller Freude liess sich Otto von Jörg seine Mitspieler zeigen. Beim Anblick eines Spielers gefror Otto der Atem. Ein bestimmt zwei Meter grosser Modell-Athlet mit einem breiten Kreuz, das im Sommer bestimmt viel Schatten spendete. Dazu ein Glatzkopf mit finsterem Gesicht. Selbst aus einiger Entfernung konnte Otto noch erkennen, dass dieser furchterregende Mann am ganzen Oberkörper tätowiert war. Wenn er richtig sah, zierten bunte Drachen die Haut dieses vermeintlichen Wüterichs. Otto fragte Jörg, ob dieser ihn vorzeitig zum Zähne-spucken schicken wollte. Da Otto bekanntermassen ein loses Schandmaul hatte, fiel es ihm immer schwer, die Gegner ohne Kommentare vom Spielfeld zu entlassen. Im Eifer des Gefechts liesse sich bestimmt manche Wortmeldung nicht unterdrücken. Hier war zu befürchten, dass die Antwort nicht verbal erfolgen würde, sondern mit dem Abdruck einer Faust in Ottos Gesicht für Ruhe gesorgt würde. Jörg meinte nur, der Mann wäre vollkommen harmlos und als ehemaliger Kickboxer dürfe er so et-

was sowieso nicht machen. Zur Beruhigung von Otto trug diese Aussage noch viel weniger bei. Mit unguen Gefuehlen betrat er das Spielfeld. Der Drachenmann kam sofort auf Otto zu und schob ihm seine riesigen Haende zum Gruss entgegen. Er stellte sich als Daniel vor und machte eigentlich einen sympathischen Eindruck. Auch bei naeherer Betrachtung wirkte er allerdings furchteinfluessend; wuerde man ihm am Abend auf der Strasse begegnen, wuerde man wahrscheinlich die Strassenseite wechseln. Die anderen Teilnehmer wirkten harmloser als Daniel. Ein kleiner Glatzkopf mit dem schoenen Namen Guido spielte sich gerade mit einem weiteren groesseren Spieler, der sich als Marc vorstellte, ein. Schon beim Einspielen konnte Otto erkennen, dass Guido technische Schwaechen hatte. Marc hingegen wusste gekonnt, mit dem Ball umzugehen. Otto spielte sich mit dem Drachenmann ein, und war erstaunt darueber, dass dieser Riese ihn nicht mit Angriffsschlaegen auf die Arme in den Boden zu rammen versuchte. Man konnte schon sehr schoen erkennen, dass beim Drachenmann noch einige Trainingsstunden notwendig waren, um die Feinmotorik an den Ball anzupassen. Dann ging es endlich los und Otto bekam die vermeintliche Bratwurst dieser Runde, den kleinen Guido zugeteilt. Lehrer Marc und Malermeister Daniel hatten sich ausgedacht, Otto erst einmal an der Seite von Krankenpfleger Guido ins Tal der Traenen zu fuehren. So spielte klein gegen gross und der erste Satz endete in einem Debakel fuer Otto und Guido. Otto als Neuer in der Runde hielt sich zurueck, aber Guido schien die Niederlage noch wesentlich schlechter zu verdauen. Mit hochrotem Kopf schimpfte er ueber vermeintliche Punkte von Marc und Daniel, die wegen Regelwidrigkeiten haetten nicht gezaeht werden duerfen. Er kam dabei immer mehr in Rage und glich dem beruehmten HB-Maennchen. Egal. Der zweite Satz brach an und ploetzlich lagen Guido und Otto in Fuehrung. Das Zusammenspiel der

beiden wurde besser und Guido konnte einige Angriffe an diesen langen Kerlen vorbei im Feld des Gegners unterbringen. Seine Laune wurde besser und dieser kleine Guglhupf liess es sich nicht nehmen, die beiden Langen mit Sprüchen vollzupflaumen: «Den habe ich oben drüber geschlagen. War da ein Block oder wann kommen die Gegner?», um nur einen zu nennen. Als der Drachenmann dann einen Angriff hart schlagen wollte, dabei aber sehr gekonnt ein Luftloch produzierte, fragt Guido, ob er jetzt Sahne schlagen wolle und schimpfte Daniel einen Schaumschläger. Otto meinte seinen Ohren nicht zu trauen, als er dies vernahm, aber diese Kampfmaschine spielte einfach weiter. Unabhängig davon, was Guido noch alles erzählte, Daniel liess sich nicht hinreissen, mal einen Ordnungsgang zu verteilen. Sein Partner Marc lachte nur und spielte einfach seinen Stiefel herunter. Guido war glücklich und stellte zum Abschluss vieler Sätze fest, dass er mehr gewonnen als verloren hatte. Otto hielt sich an diesem Abend noch zurück, sollte hier aber nochmals ein Platz frei werden, würde er vor dem Training seine Zunge in Honig baden, um noch mehr Zwiebricht in dieser Runde säen zu können. Beim obligatorischen Bier zum Abschluss fragte Otto Marc und Daniel, ob dieses permanente Gequäke von Guido ihnen nicht auf die Nerven ginge. Beide verneinten und meinten, im Normalfall würde die Anzahl der verlorenen Sätze schon automatisch bei Guido für Ruhe sorgen.

Nach fünf Stunden Spielzeit, war Otto schön ausgebrannt und er freute sich schon auf seinen Fernsehsessel, in dem er wahrscheinlich schon nach fünf Minuten wieder einschlafen würde. Die drei Spieler dieser Runde würden wahrscheinlich in Zukunft dafür sorgen, ihm noch einige schöne Abende zu bereiten.

Kapitel 71

Deutschland im Jahr 2014

Werner Schmidt, der derzeitige Reichskanzler, war 2014 schon ein alter Hase auf seinem Posten. Bei der dritten Wahlperiode hintereinander hatte Herr Schmidt mit seiner Partei die absolute Mehrheit der Mandate im Reichstag erhalten. Dabei war ihm bei der letzten Wahl ein historischer Sieg für die NSDAP gelungen. Satte 62,5 Prozent der Bevölkerung waren der Meinung, für die nächsten Jahre mit der NSDAP die richtige Partei in der Regierungsverantwortung gebracht zu haben.

Nicht nur im König Fussball war man aktueller Weltmeister, auch beim Export und dem Haushaltsüberschuss war man Weltspitze. Deutsche Produkte genossen nach wie vor einen sehr guten Ruf in der Welt. Besonders die Umwelttechnik, die in Deutschland in allen Facetten zu sehen war, wurde zum Exportschlager Nummer eins unter den deutschen Ausfuhren.

Hocheffiziente Solarmodule, die inzwischen so dünn waren, dass sie auf Folien geklebt werden konnten, trugen namentlich zum Stromüberschuss in Deutschland bei. Die Speicherung von überschüssigem Strom erfolgte dabei durch Lithium-Kristalle. Sie waren von der Grösse her sehr klein, konnten aber Unmengen von Strom dauerhaft speichern, ohne dabei Energie zu verlieren. Fast 90 Prozent der Autos fuhren mit dieser Technologie in Deutschland, der Autolärm war aus Deutschland verschwunden. Dazu kam ein öffentlicher Nahverkehr, der seit vielen Jahren umsonst war, und die Städte und Gemeinden in Deutschland immer sauberer werden liess. Grössere Frachten wurden entweder mit der Bahn transportiert oder über neu ge-

baute Wasserstrassen mit Binnenschiffen zum Kunden gebracht. Die Anlieferung innerhalb der Städte erfolgte dann mit LKW, die auf Strom umgestellt waren. Grössere Entfernungen zwischen den Städten Deutschlands, wie von Königsberg nach Linz, erfolgten mit der Magnetschwebbahn. Der Transrapid hatte dabei ein neues Streckennetz durch Deutschland bekommen und dieses war, aufgrund der hohen Endgeschwindigkeit der Züge von bis zu 500 km/h, zumeist unter die Erde verlegt worden. Da diese Strecken seit ihrer Einführung im Jahr 2000 vollautomatisch betrieben wurden, gab es bis zu diesem Zeitpunkt keinen nennenswerten Unfall. Alle weiteren Reisen der Menschen innerhalb von Deutschland erfolgten fast nur noch mit dem Transrapid. Die Deutschen waren davon begeistert, in nicht einmal zwei Stunden von Königsberg nach Linz reisen zu können. Da diese Superzüge auf jedem Sitzplatz über einen kostenlosen Online-Zugang verfügten, wurden die kurzen Reisezeiten noch angenehmer gestaltet. Ziele ausserhalb von Deutschland wurden meist mit dem Flugzeug erreicht. Bei Langstreckenflügen setzte sich immer mehr das neue Messerschmidt-Überschallflugzeug ME 666 (Pfeil) durch, das bis zu 450 Passagieren Platz bot. Dieses Flugzeug war in der Lage, mit zweifacher Schallgeschwindigkeit zu fliegen – einem Tempo, das noch vor einigen Jahren nur Militärjets erreicht hatten.

Für die wachsende Bevölkerung waren in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Häuser und Wohnungen gebaut worden. Dabei wurden seit dem Jahr 2000 nur noch sogenannte Passiv-Häuser genehmigt. Diese Häuser produzierten mehr Energie als sie verbrauchten. Der angenehme Nebeneffekt war, dass die Betriebskosten im Vergleich zu den bisherigen Häusern deutlich sanken. Diese Neubauten wurden behutsam in die Städte integriert oder ersetzten alte Mietskasernen. So wurde der beste-

hende Wohnraum besser ausgenutzt und gleichzeitig für helle und freundliche Häuser in den Innenstädten gesorgt. Die am Rand der Ballungszentren entstandenen Trabantenstädte aus den frühen fünfziger Jahren wurden ersetzt durch vollkommen begrünte Häuser, die ihren Strom selbst produzieren konnten. Ein Leben in diesen Vollkomforthäusern war ein Traum und zudem mit einem sauberen Umweltbewusstsein verbunden. Lief man im Jahr 2014 durch Berlin, hatte das alte Berliner Lied von der Berliner Luft seine Berechtigung mehr als gefunden. Dass der alte Berliner Stadtkern vom Alex über die Friedrichstrasse bis zum Kurfürstendamm komplett erhalten geblieben war, hatte man dem Denkmalschutz zu verdanken. Aussen waren die alten Fassaden und Stuckelemente komplett erhalten geblieben, aber innen und an Stellen, die nicht einsehbar waren, hatten diese alten Häuser des Grossbürgertums ein Innenleben, das als hochmodern bezeichnet werden konnte. Selbst Neubauten waren erst auf den zweiten Blick zu erkennen, da sie so gebaut werden mussten, dass sie sich in bestehende Strassenzüge integrierten. Hier war die freie Marktwirtschaft in regulierende Bestimmungen der Stadtplanung eingebettet worden und baulicher Wildwuchs Berlin erspart geblieben. Die Menschenmassen, die sich durch die teils engen Strassen wanden, wurden nur durch ihre eigene Lautstärke hörbar. Besonders Touristen kamen mit dem lautlosen Berliner Verkehr des Öfteren in Bedrängnis, wenn sie nur nach Gehör über die Strasse laufen wollten. Die Berliner gewöhnten sich daran, oft scharf bremsen zu müssen, wenn wieder eine Touristengruppe sie nicht kommen gehört hatte. Radfahrer waren mitunter lauter als die Autos, da sie sich mit unzähligen Klingeln, ihren freien Radweg erkämpfen mussten.

In der Aussenpolitik hatte Russland ein Freihandelsabkommen mit der EG beschlossen und nahm am ungehinderten Warenverkehr in ganz Europa teil. So konnte dieses Riesenreich für Europas Markt hinzugewonnen werden und zahlreiche russische Betriebe fassten auf den Märkten Westeuropas Fuss. Militärisch hatte Russland einen Beobachter-Status im EMB erworben und ein militärisches Aufeinandertreffen war dadurch für die Zukunft ausgeschlossen.

Aus dem Entwicklungsland China war ein Industrieland geworden, das sich mit seiner fleissigen Bevölkerung anschickte, ein grösseres Wort in der Weltpolitik und auf den Märkten dieser Welt mitzureden.

So gab es 2014 drei Machtblöcke in der Welt: Die USA, China und die EG stritten friedlich darum, als Weltmarktführer auftreten zu können.

Sorgen bereiteten allen Dreien die Tendenzen von terroristischen Gruppen in Entwicklungsländern, die den Terror ihrer Heimatländer in diese Wohlstandsoasen exportieren hätten können. Ob Flugzeugentführungen, Sprengstoffanschläge durch Selbstmordattentäter oder die Gefahr, mit biologischen bzw. schmutzigen Nuklearexplosionen in den Industrieländern Anschläge zu verüben, wuchs. Nur ein wachsamer Auslandsgeheimdienst konnte dafür sorgen, diese Terroristen zu stoppen.

Reichskanzler Schmidt hatte noch ein anderes dringendes Problem von seinem Vorgänger übernommen. Der Nachweis von ausserirdischen Aktivitäten auf dem Mond und deren sicherer Herkunft vom Mars lag noch vollkommen unbearbeitet in seinem Panzerschrank. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren war die Existenz von Ausserirdischen der Weltbevölkerung verschwiegen worden. Die erdabgewandte Seite des Mondes war

zum Sperrgebiet erklärt worden, ebenso wie der gesamte Mars. Niemand von den Regierungschefs wollte sich dieses Thema auf den Tisch ziehen und Reichskanzler Schmidt hatte alle Mühe, die deutschen Wissenschaftler, die um diese Jahrhundert-Entdeckung wussten, weiter zum Schweigen zu überreden. Die anfänglichen Zusagen, dieses Thema untersuchen zu wollen, lagen auf Druck der Weltgemeinschaft buchstäblich auf Eis. Da die Technik in den letzten 25 Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hatte, war es den Wissenschaftlern nicht zu verübeln, dass sie endlich dem Geheimnis mit einer bemannten Mars-Mission auf den Grund gehen wollten. Reichskanzler Schmidt war entschlossen, dieses Thema notfalls im deutschen Alleingang in Angriff zu nehmen. Das Geld für diese Mission war da, der Drang zum tatsächlichen ersten Kontakt mit den Marsianern von Seiten der Wissenschaft mehr als vorhanden und zumindest auf deutscher Seite bestand der politische Wille, dies angehen zu wollen.

Die Müllers im Jahr 2014 in Danzig

Das Städtedreieck Dingen, Sopot und Danzig war zu einem grossen Gebiet zusammengeschmolzen, in dem mittlerweile über eine Million Menschen wohnten. Sopot, in der Mitte gelegen, wurde dabei immer mehr aufgewertet. Besonders in der Fussgängerzone, im unmittelbaren Anschluss an die Seebrücke, war der Charme des alten Kaiserbades erhalten geblieben. Hier hatte die Familie Müller alles dafür getan, ihre Villa als Sahnehaube im gesamten Strassenbild erscheinen zu lassen. Mit einer herrlichen indirekten Beleuchtung der Stuckfassade in den Nachtstunden war der Anblick ein Genuss, und viele Passanten standen vor der Villa und zückten regelmässig ihre Fotoapparate, um dieses Bild festzuhalten.

Nach dem tragischen Autounfall von Theo und Maria hatte sich ein Schatten über das Haus und seine Anwohner gelegt. Es dauerte einige Zeit, bis die Freude und das Leben in diese wundervolle Hausgemeinschaft zurückkehrten.

Wilhelm und Karla Müller, als letzte verbliebene Erstbezügler dieser Villa, waren beide schon weit über 90 Jahre alt. Sie erfreuten sich immer noch einer guten Gesundheit und begannen den Morgen zumeist mit regelmässigem Frühsport. Lange Spaziergänge an ihrer geliebten Ostsee taten ihr übriges, um die alten Leute mit viel frischer Luft zu versorgen und den Bewegungsapparat in Form zu halten. Nur beim Blick von der Seebrücke auf das offene Meer an besonders schönen Tagen wurden die beiden wehmütig. Unzählige Segelboote waren zu erkennen, die mit den Fischen wetteiferten, das Meer zu durch-

pflügen. Herrliche Segelboote stritten um die Gunst, den Wind am besten in ihre Segel aufnehmen zu können. In diesen zauberhaften Momenten wurde den beiden bewusst, wie sehr ihnen Theo und Maria fehlten. Wären sie noch am Leben, würden sie zweifelsohne nicht vom Land auf das Meer schauen, sondern von ihrem Boot aus die schöne Landschaft betrachten. So lag das herrliche Segelboot schon seit vielen Jahren an seinem Ankerplatz gefesselt, um nur noch die Erinnerung an die schönen alten Zeiten aufrecht zu erhalten. Einmal im Jahr wurde es gewartet, aber genutzt wurde es nicht mehr. Wilhelm und Karla konnten nicht segeln und nach dem Tod von Theo und Maria hatten sie es versäumt, den Segelschein nachzuholen. Da die Kinder von Theo und Maria, Klaus und Nadine, sich nicht entschliessen konnten, das geliebte Boot ihrer Eltern zu verkaufen, lag es weiter ungenutzt im Hafen herum.

Klaus, selbst schon über 70 Jahre alt, war immer noch seiner Raumfahrt verbunden und dachte nicht daran, in Rente zu gehen. Nadine, die als Botanikerin zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze in Fachmagazinen publiziert hatte, war für die Erweiterung des botanischen Gartens in Danzig weiterhin hauptverantwortlich. Dieser weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannte Garten verückte die Besucher mit seinen grossen Gewächshäusern immer wieder. Und mit seiner Pracht von exotischen Pflanzen brachte er viele Besucher dazu, sich in einem Südseeparadies zu wöhnen. Als zweifache Mutter war es Nadine dennoch gelungen, ihre Töchter Sophia, geboren 1980, und Annett, geboren 1982, liebevoll grosszuziehen. Von ihrem Ehemann Dieter, der Schauspieler war, hatte sie sich nach fünf Jahren scheiden lassen. Dieter war, wenn er zu Hause gewesen war, ein liebevoller Ehemann und Vater gewesen, an seinen zahlreichen Drehtagen im Jahr aber ein anerkannter Schürzenjäger. Wie

Nadine erst später erfuhr, hatte er grösste Probleme damit gehabt, sein bestes Stück bei diesen Anlässen in der Hose zu lassen. Dies sollte sich auch nicht ändern als Nadine von solch ungeschönen Eskapaden ihres Ehemannes erfuhr und so blieb nur die Trennung übrig. Von Unterhaltszahlungen abgesehen war ab diesem Zeitpunkt nichts mehr von Dieter zu hören. Die Töchter wuchsen ohne Vater auf und Nadine hatte nach dieser Enttäuschung, nicht mehr den Mut aufgebracht, eine neue Beziehung anzufangen. Da Nadine im dritten Stock der Villa direkt über ihren Eltern eingezogen war, hatte sie die Kinder problemlos eine Etage tiefer bringen können, wenn sie einmal wieder auf Arbeit gebraucht wurde. Theo und Maria freuten sich zu Lebzeiten immer, wenn ihre Enkel zu ihnen kamen und waren mehr als liebevolle Grosseltern.

Mit 62 Jahren beschloss Nadine, in den Ruhestand zu gehen, und gab ihren geliebten Botanischen Garten jetzt in jüngere Hände. Da sie noch voller Schaffenskraft war, beschloss sie, viel zu reisen und sich die Welt anzusehen. Ihre Töchter waren mittlerweile selbst erwachsen und, was das schönste war, sie hatten nicht weit von der Villa entfernt selbst Familien gegründet und Häuser gebaut.

War Nadine zu Hause, begann sie sehr zur Freude von Onkel Wilhelm und Tante Karla ihre Erkenntnisse aus den Reisen oder der Botanik anderer Länder im heimischen Garten umzusetzen. Der ohnehin schon schöne Garten wurde unter ihren fachkundigen Händen zu einem Refugium der Pflanzen dieser Erde. Wäre man ein gläubiger Mensch gewesen, würde man gedacht haben, der liebe Gott hätte an dieser Stelle ein Samenkorn fallengelassen. Im hohen Alter meinten Wilhelm und Karla immer im Paradies zu stehen, wenn sie am Morgen beim Frühsport im Garten standen und das Schauspiel der Natur

bewundern konnten. Die bei zahlreichen Hoffesten des Müllerclans anwesenden gutbetuchten Gäste boten Nadine immer wieder an, auch ihren Garten gegen gutes Geld in so eine Traumlandschaft verwandeln zu sollen. Nadine lehnte dies immer wieder rigoros ab, denn weder war sie finanziell zu solchen Arbeiten im Ruhestand gezwungen, noch stand es ihr danach, ihre goldenen Hände in fremde Gärten einzutauchen. Sie hatte keine Zeit dafür, da sie nun selbst schon als Grossmutter ihre freie Zeit lieber den Enkeln widmete.

Der Sohn von Wilhelm und Karla, Heinz, hatte mit seiner Frau Louisa, nachdem er in Rente gegangen war, sein Haus verkauft und war auch in der Villa eingezogen. Sie bezogen auf der rechten Seite der Villa den zweiten Stock direkt über Wilhelm und Karla. Im dritten Stock auf der rechten Seite war ihre Tochter Andrea mit Ehemann und Kind eingezogen. Hier bewies sich wieder einmal, was es für eine weise Entscheidung seinerzeit von Theo und Maria und Wilhelm und Karla gewesen war, so ein grosses Haus zu kaufen. Jahrzehnte später war dieser Hort des Glücks zu einem Mehrgenerationenhaus geworden, in dem Alt und Jung sich gegenseitig ergänzen konnten.

Die Sommerabende im Garten gehörten im Kreis der Grossfamilie zu den schönsten Dingen, die sich die Hausbewohner vorstellen konnten.

Mit 69 Jahren musste Heinz das Fussballspielen aufgeben. Das schaffte er nun nicht mehr. Jeden Morgen ging er aber noch regelmässig barfuss am Stand drei Kilometer joggen. Im Anschluss ging er im Sommer wie im Winter dann baden, wenn der Körper schön aufgeheizt war. Louisa überredete Heinz, mit ihr zusammen Tischtennis zu spielen, da man diesen Sport noch im hohen Alter ausüben konnte. Er stellte sich dabei recht ge-

schickt an, verlor aber natürlich stets die Partien gegen seine Frau. Louisa, die diesen Sport seit vierzig Jahren betrieb, stellte es immerhin so geschickt an, dass die Partien immer mit knappen Satzständen endeten. So hielt sich der Frust bei Heinz in Grenzen und nach einigen Monaten konnte er schon einige Spiele gegen andere ältere Herren gewinnen. Louisa nahm dies dankend zur Kenntnis und ihre Trainingstage im Rentenalter wurden ein noch schönerer Zeitvertreib.

Ihre Kinder waren bestens versorgt. Dies galt für Otto in Berlin mit seiner Simone genauso wie für Hans in Kiel mit seinen ständig wechselnden Frauen und auch Andrea über ihnen. Alle Kinder waren finanziell abgesichert und führten ein glückliches Leben. Schöner konnte es für Eltern nicht sein, als ihre Kinder glücklich zu wähen.

Otto Müller bei Masu im Camp

Masu war von seinen anfänglichen Kursen in der Reichsbeachzone bis zum Jahr 2014 zum grössten Anbieter für Beachvolleyballtraining in Berlin und Brandenburg geworden. Er hatte so viele Anfragen von Trainingswilligen, dass er schon bald nach seinem Einstieg 2004 zahlreiche Honorartrainer, die er aus seiner aktiven Zeit als Beachvolleyball-Profi noch kannte, unter Vertrag nehmen konnte. Diese mussten nicht nur selbst gut spielen können. Noch viel schwieriger war es, Fehler der Kursteilnehmer bei den Techniken in allen Einzelheiten auseinandernehmen zu können. Diese Fehler im Detail abstellen zu können und den Kursteilnehmern dann so herüberzubringen, dass sie dennoch Freude am Training hatten, war eine schwierige Sache. Hier war Fingerspitzengefühl und eine grosse Menschenkenntnis gefragt. Nicht alle Trainer waren in der Lage, dies umzusetzen, und es dauerte einige Jahre bis Masu seinen festen Trainerstamm beisammen hatte. Trainer, wie der alte Addi, jüngere Trainer, wie Jens und Andreas, und ganz junge Leute, wie Peter, waren schliesslich dafür geeignet, Masu mit ihrem Auftreten einen weiter wachsenden Kundenstamm zu beschieren. Zu seiner rechten Hand wurde Matze, der als alter Hase von einem lizenzierten Hallenvolleyballtrainer, dem Beachvolleyball seinen Stempel aufdrücken wollte. Auch wenn er selbst nie Beachvolleyball gespielt hatte, brachte er seine Kursteilnehmer mindestens um eine Klasse höher. Die von ihm gegebenen Kurse waren sofort, wenn sie im Netz erschienen, ausgebucht und es bestanden lange Wartelisten. Ob er, ähnlich wie sein Chef, zwischenmenschlichen Nachhilfeunterricht für

sein weibliches Publikum anbot, ist eine bis heute ungeklärte Frage in der Beachvolleyballszene rund um Berlin.

Nicht nur im kalten Berlin bot Masu Kurse an, in den Wintermonaten konnte man von November bis April ein Rundum-Glücklich-Paket in der Türkei, Spanien oder Tunesien buchen. Hier konnte man eine Woche oder länger zwei Trainingseinheiten am Tag unter der professionellen Anleitung seiner Trainer oder seiner Majestät selbst nutzen, um die Karriereleiter vom Beachhörnchen bis zum Turnierspieler zu erklimmen. Und das bei schönstem Sonnenschein, warmem Wasser im Mittelmeer und einer Vollverpflegung, die nichts zu wünschen übrig liess. So waren Hobby und Strandurlaub bestens miteinander verknüpft. Für sogenannte Einzelfahrer bot sich zudem die Gelegenheit, dem grauen Ehealltag in Deutschland zu entschwenden, um sich neue Anregungen zu holen. Mitunter waren diese Anregungen so süß, dass der Hausmannskost bei Wiederkehr in die heimischen Gefilde gänzlich abgeschworen wurde. So durfte Masu erleben, wie bei zahlreichen Kursen in Berlin, und noch vielmehr im Ausland, eine ständige Durchmischung der Beziehungen stattfand. An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, dass seine Eminenz Masu auch durchaus bereit war, Opfer zu bringen und sich den Gepflogenheiten seiner Gäste als guter Gastgeber anzupassen.

Otto wollte auch einmal so ein Beachcamp mitmachen und unterbreitete seiner Frau Simone diesen Vorschlag. Da auch sie einmal ihrem Hobby bei schönstem Sonnenschein nachgehen wollte, wurde das nächste April-Camp gebucht. Ihr Sohn Philip, der vor zehn Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, war auch begeistert von der Aussicht, Volleyball mit Gleichaltrigen spielen zu können, und freute sich schon im Vorfeld.

Otto hatte schon lange vor dem Camp mit Masu gesprochen und den Tipp bekommen, sich im Voraus eine Trainingsgruppe noch in Berlin zusammenzustellen. Da Otto eigentlich nicht mehr trainieren wollte, sondern nur spielen wollte, suchte er Gleichgesinnte, die mit ihm eine Woche lang ein gepflegtes Pille-Palle unter fachkundiger Anleitung spielen wollten. Jörg war sofort begeistert von diesem Vorschlag, hinzu kamen noch Marvin, Rudi, Peter, Drachenmann Daniel und Maurice.

Den Schlüssel in Berlin-Blankenfelde gerade umgedreht, bestieg man das vollautomatische Taxi vor der Haustür und gab dem Robot-Fahrer das Fahrziel BER an. Die Tür des Taxis schloss sich und man glitt vollkommen lautlos dem Flughafen entgegen. Nach 45 Minuten kamen sie, ohne in einen Stau gekommen zu sein, an, bezahlten mit dem Handy am Monitor des Robot-Fahrers und liefen in das riesige Terminal des Flughafens. Der BER, der 2012 fertig geworden war, zählte zu den modernsten Flughäfen der Welt. Schon am Eingang wurden die noch zuhause ausgedruckten Karten eingelesen und sofort verschwanden ihre Koffer in der Erde und wurden vollautomatisch zum Flugzeug transportiert. Unmittelbar am Eingang wurde mit dem Bioscanner überprüft, ob sie gefährliche Gegenstände bei sich führten. Dies war nicht der Fall und sie wurden über ein Laufband direkt zum Flugzeug weiter geleitet. Eine neue Focke Wulf 320 stand bereit, um sie in die Türkei zu bringen. Zu ihrem Sitzplatz direkt über den Flügeln wurden sie von der Stewardess begleitet. Freudig wurden sie schon von den anderen Beachern begrüßt und nach weiteren fünf Minuten waren sie in der Luft. Die bequemen Sitze in allen Reihen des Flugzeugs stellten sich dabei senkrecht und in einer Reisehöhe von 16 Kilometern zündete die Focke Wulf ihre Abruption-Triebwerke, um in den Überschallflug eintreten zu können.

Dieses neue Triebwerk war in der Lage, die Flugzeit von drei auf eine Stunde zu verkürzen. Über die Tastatur im Sitz wurde dann entweder ein kleiner Bissen geordert oder ein Film nach Wahl aufgerufen. Das war eigentlich nicht notwendig, da Marvin in seiner unnachahmlichen Weise sich anschickte, das ganze Flugzeug zu unterhalten. So verging die eine Stunde noch schneller und bei der Landung in Antalya war man nicht nur in einem anderen Land, sondern auch in einer anderen Zeitrechnung angekommen. Hier gab es keine automatisierten Abläufe im Flughafen, alles wurde noch manuell erledigt. So dauerte das Auschecken mit einer Stunde wesentlich länger als das Einchecken in Berlin, was nur eine halbe Stunde in Anspruch genommen hatte. Vor dem Flughafen wurden sie zu einem Bus geleitet, der zwar modern aussah, aber noch mit einem vorsintflutlichen Dieselmotor betrieben wurde. Nach einer weiteren Stunde hatte man das Hotel erreicht und wurde vom Trainer-Team begrüßt. Das Hotel erwies sich als sehr schön und wie in den Prospekten beschrieben angelegt. Vom Zimmerfenster aus konnte man schon die Netze sehen. Nur zweihundert Meter waren es vom Zimmer der Müllers, um zum Strand und ihrem Hobby zu gelangen. Kurz entschlossen schmiss man die Koffer auf das Bett, nahm seine Badesachen heraus und rannte dem Meer entgegen. War das schön bei 24 Grad Wassertemperatur auf den Wellen hin- und hergeschaukelt zu werden. Und das Beste: Für den Nachmittag war das erste Training angesetzt. Masu hatte die Gruppen schon eingeteilt, da er fast alle Spieler bereits kannte und um ihre Spielstärken wusste. Phillip hatte eine gute Kindergruppe bekommen, Simone eine fortgeschrittene Frauengruppe und Otto mit seinen alten Männern die gewünschte Spassgruppe erhalten. Sie hatten mit dem noch älteren Trainer Volkmar aus dem Sachsenland ein altes Urgestein des Beachvolleyballs an ihre Seite gestellt bekommen. Schon

nach kurzer Besichtigung der alten Männer hatte dieser sofort seinem geschulten Auge entnehmen können, dass sie alle spielen konnten. Hier war nur der Ehrgeiz zu wecken, die Spielflussübungen mit bestmöglichem Ergebnis abzuschliessen. Nach diesen Übungen wurde natürlich noch ordentlich gespielt bis die Kräfte nachliessen. Beim Abendessen sah man sich wieder und konnte erkennen, wie sich die Tische und Vitrinen unter der Last der Speisen zu biegen schienen. Die vermeintlich vernünftigen Sportler konnten den Versuchungen schon am ersten Abend nicht widerstehen und schlugen sich die Mägen voll. Besonders der Riese Rudi reizte dabei seinen sehr grossen Magen bis an die Grenze des Belastbaren aus. So war es durchaus zu verzeichnen, dass man nach einer Woche Camp und täglichem Sport mit einigen Kilos an Zusatzgepäck, in Ringen um den Körper verstaubt, wieder die Heimreise antrat. Vorerst verschwendete daran jedoch noch niemand einen Gedanken, denn es war ja noch der erste Abend. Im Anschluss an das Abendessen traf man sich an der Bar. Dort konnte man sein Tanzbein schwingen oder im kollektiven Besäufnis sich die Welt noch schöner trinken. Ganz Unentwegte wanderten noch in die Hoteldisco ab, um schon am nächsten Morgen im fremden Bett zu erwachen. Familie Müller zog es vor, den Abend im Hotelzimmer zu verbringen und wurde schon nach kurzer Zeit vom Schlaf übermannt.

Am nächsten Morgen war für 10 Uhr das Vormittagstraining angesetzt. Hier war es Otto ein besonderes Vergnügen, die sehr intensiven Erwärmungen der anderen Gruppen zu beobachten, die schon nach einigen Minuten von wahren Schweisströmen flankiert wurden. Otto drehte dabei vergnüglich seine Arme um den Oberkörper, immer darauf bedacht, minimalen Aufwand zu betreiben. Das Zauberwort hiess hier individuelle Erwär-

mung und wurde konsequent von der Altherrengruppe umgesetzt. Dann erklärte Volkmar wunderbare Positionsspiele, die freudig mit einem oder zwei, zum Schluss auch drei Ballkontakten umgesetzt wurden. Das machte allen Spass, nur der Marvin war ähnlich wie beim Hartzen nicht dazu zu bringen, mal ein Spiel zu verlieren. Obwohl er sicherlich am längsten den Grund seines Bierglases bis in den frühen Morgen hinein gesucht hatte, war er von allen der frischeste Spieler. Nach zwei Übungsstunden folgte die Mittagspause und im Anschluss liess es sich vortrefflich beim Meeresrauschen schlummern. Das Nachmittags-Training war für die Altherrengruppe komplett mit Spielen unter- und gegeneinander ausgefüllt. So liess es sich leben und Otto konnte immer wieder nur verwundert zusehen, wie sich die anderen Trainingsgruppen nur allzu bereitwillig quälten, um den Forderungen ihrer Trainer nachzukommen. Selbst wenn es Otto spieltechnisch weiter gebracht hätte, auf sowas konnte er getrost verzichten. Den krönenden Abschluss bildeten zum Ende des Tages die Spiele gegen die Trainer. Masu stellte sich wie erwartet als besonders resistent heraus, mal ein Spiel zu verlieren. Im Gegenteil: Bei seinen Keksen in die Ecke oder hinter das Netz durfte man immer noch sein Grinsen in der Aktion wahrnehmen, das er, wohlwissend darum, dass seine Gegner keine Chance hatten, diese Bälle noch zu erlaufen, zu häufig für den Geschmack seiner Gegner aufsetzte. Lag man dann erst im Sand, kamen sehr oft noch Sprüche hinterher, wie diese: «Den mach ich noch mit 60» oder «Ich habe extra schon mehr Bogen in den Ball gegeben». So verlor Otto diese Sätze, wie so oft schon zuhause, aber es machte dennoch Spass, mit Masu zu spielen. Immerhin musste man sich erst einmal hocharbeiten, um mit dem Meister überhaupt spielen zu dürfen. Die Abende versüsste Marvin dann mit seinen Geschichten oder gab seine Fähigkeiten im Streichholzweitwurf anschaulich zum Bes-

ten. Schon ein Wahnsinn, wie er es fertig brachte, mit einem kleinen Streichholz bei nur etwas Schwung eine Weite von 15m zu erzielen und damit die ganze Bar zu unterhalten.

Pünktlich am nächsten Morgen stand Marvin dann wieder bereit, um seine Mitspieler mit Theoretischem zu erfreuen. Peter, der aufgrund seines Alters nicht mehr in der Lage war, hart anzugreifen, hatte es hier besonders schwer. Spielte er mit Marvin zusammen, war dieser auf der Zuspieler-Position gefangen und schrie Peter immer an, er solle mutig angreifen. Kamen dann die Schaumschläge von Peter über das Netz und wurden erfolgreich abgewehrt, bekam Marvin bald einen Nervenzusammenbruch. Prompt folgte die Aussage, «Mensch Peter, was sind denn das für Muschi-Bälle», die den Gegnern natürlich die Freudentränen in die Augen spülte. Peter als grosser Feingeist konnte mit solch verbalen Unmutsbekundungen nur sehr schlecht umgehen, um sofort danach den nächsten Anschiss zu erhalten. Dem Drachenmann Daniel erging es nicht viel besser, wenn er mit Marvin spielte und den Ball mal wieder nicht traf. Am Trainingsende war dies wieder vergessen und Marvin konnte seine Mitspieler dann durchaus auch loben. Besonders bei ihm zugeordneten Pässen war er aber sehr kritisch, denn diese mussten wirklich ins Erdbeerkorbchen fallen, um ihn zufriedenstellen zu können. Da auch mal Masu von ihm kritisch beim Zusammenspielen hinterfragt wurde, wussten die anderen, dass das eben Marvin war, wie er halt war.

Marvin stellte sich insgesamt als angenehmer Zeitgenosse dar und wurde verdient zum Abschluss des Turniers als Gewinner auserkoren. Bei der Siegerehrung gab es neben dem Applaus aller Kursteilnehmer immer auch kleine Geschenke, die vom Trainerteam überreicht wurden.

Der Hauptpreis war eine Reise in die Karibik, die Masu zu vergeben hatte. Diese war besonders beliebt, wurde aber immer so schnell ausgeführt, dass sich die Gewinner fragten, ob sie diese Reise wirklich erlebt hatten. Masu nickte mit dem Kopf, sodass man davon ausgehen konnte, diese Reise tatsächlich gewonnen und verbracht zu haben.

So ging eine Camp-Woche zu Ende, man war braungebrannt, um einige tausend Reichsmark ärmer, aber voller Erinnerungen an die vergangenen Tage. Nur einen innigen Wunsch hatte Familie Müller beim Rückflug: Nicht zu lange warten zu müssen bis zum nächsten Camp bei Masu.

Der Hartz-4-Cup wird zehn Jahre alt

Trotz bester Pflege der morschen Knochen immer mittwochs waren auch die Hartzler zehn Jahre älter geworden. Manchem fielen die Haare aus, andere wurden runder und alle hatten mittlerweile ihre medizinischen Wehwehchen. Die Kernbesatzung der Hartzler Sportfreunde war zusammengeblieben, es waren aber immer wieder neue Gesichter zu verzeichnen. Teilweise musste schon auf drei Feldern gespielt werden, da sich der Ruhm der Hartzler Sportler in der Berliner Beachvolleyball-Szene herumgesprochen hatte. Die ungewöhnliche Anfangszeit dieser Runde sorgte dafür, neue Freunde finden zu können. Spieltechnisch gab es keine Ausfälle mehr, aufgrund des fortgeschrittenen Alters in dieser Runde gingen einige Spieler dazu über, die permanente Arbeitsbelastung von vier Stunden auf effektive zwei Stunden zu verkürzen. Organisatorisch war es schwierig, auf einen Nenner zu kommen, da andere Spieler durchaus gewillt waren, vier Stunden und länger zu spielen. Da im Anschluss an das Spielen nach wie vor der unumstrittene Höhepunkt des Tages mit dem Essen von Herrn Uwe Meier angesetzt war, mussten die Spieler, die früher aufhören wollten, entweder mit dem Essen warten oder aber die Unersättlichen früher mit dem Spielen aufhören. Man einigte sich darauf, um 15 Uhr aufzuhören und bei Bedarf nach dem Essen weiter zu spielen. Es stellte sich leider heraus, dass das Spielen nach dem Essen sehr schwierig war, da der Körper einfach nicht mehr aus dem Ruhemodus herauskommen wollte. Das Essen war leider immer wieder so gut, dass man es nicht schaffte, weniger zu sich zu nehmen. So lief man um 15:30 Uhr wieder mit einer

Verdauungsgrenze auf das Feld, die dies eigentlich nicht mehr zulies. So sehr man sich auch mühte, das Spielen der Mittvierziger sah noch schlimmer aus als sonst. Man war noch lauffauler als ohnehin schon, dreieinhalb Stunden des Spielens schon in den Knochen, und zu allem Unglück wurde man noch von Krämpfen geplagt. So wurden die Nimmermüden Herr Langhaar (Jörg), die nordafrikanische Schreispinne (Steffen), der kleine Kochlöffel (Uwe) und Goldstaub (Otto) sinnloserweise verheizt. Der Kampf der vier Mannen gegen ihre Körper wurde nicht belohnt, sondern, ganz im Gegenteil, von den anderen Hartzern, die noch am Tisch sassen, mit Hohn und Spott übersät. Umso schlechter das Spiel wurde, desto mehr stieg die Begeisterung bei den nicht mehr aktiven Teilnehmern. Wurde das Langhaar dann von Krämpfen im Spiel überfallen, gab es von den noch am Tisch Platzierten wahre Begeisterungstürme. Ein schöneres Programm konnte ihnen gar nicht geboten werden, als den sterbenden Schwan leibhaftig zu sehen. Als Veranstalter dieser Runde sprach Jörg schliesslich ein Machtwort: Von diesem Zeitpunkt an war das Essen um 16 Uhr zum Gesetz erhoben worden. Wer nicht vier Stunden spielen wollte, kam erst gegen 14 Uhr, um seinen Arbeitstag zu beginnen. Besonders Matthias empfand diese Zeit als sehr angenehm, da er nicht mehr so früh aufstehen musste. So konnte er zwei Stunden länger schlafen und musste erst gegen 14 Uhr seinen Bewegungsapparat vom Ruhe- in den Laufmodus umstellen.

Die Vier-Stunden-Spieler konnten dagegen ohne Unterbrechungen durchspielen und sich zum Ende des Spieltages daran erfreuen, einen vollkommen ausgelutschten Körper beim Essen teilweise wieder aktivieren zu können.

Die schönsten Spiele waren die gegen die Schreispinne. Wenn die Konstellation ergab, dass im Kloaken-Feld die Spinne mit

Peter und auf der anderen Seite Matthias und Otto standen, war für Freudenfeste gesorgt. Entgegen allen Prognosen wollte die Spinne diese Spiele nicht als verloren ansehen. Matthias und Otto lobten sich schon vor dem eigentlichen Spielbeginn über den grünen Klee hinaus. Sätze wie folgende erschlugen Peter und die Spinne vor Lobpreisungen der Gegner füreinander fast: «Mit so einem starken Partner habe ich noch nie gespielt», meinten sie. Oder: «Was für eine technische Brillanz bei meinem Partner»; «Du bist so schnell, dass du den Ball im Flug überholt hast»; «Schon vor der Angabe viel Spass beim Annehmen.» Gab es dann erst einen kleinen Vorsprung für das vermeintliche Favoritenteam, war der Wortschwall der beiden gar nicht mehr zu stoppen. Mit noch grösserer Begeisterung als zum Anfang des Satzes wurden weitere Leckereien über das Netz gereicht. Natürlich schmeckten Peter und der Spinne diese Pralinen überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil: Es wurde versucht, ähnliches Gebäck Matthias und Otto zu schicken. Dies gelang natürlich nicht und als sich Matthias wieder in die Luft schraubte, um einen fulminanten Angriffskracher über Peters Block hinüber zu schlagen, konnte sich Peter strecken wie er wollte, es war einfach eine Etage zu hoch für ihn. Als der Ball aber Matthias' Hand erreichte, wurde aus dem Knallbonbon ein sogenannter «El Classico». Dieser Ball, mit einem kleinen Bogen hinter den Block geschnipst, war für den Blocker Peter noch weniger zu bekommen. Nun kam die Spinne zum Einsatz. Wie von der Tarantel gestochen kam sie mit einem mörderischen Schrei angeflogen, um diesen Ball noch abzuwehren. Bei diesem Urschrei wurde das Spielgeschehen auf den anderen Feldern erst einmal unterbrochen. Man dachte, ein Elefant hätte den Weg in die Reichsbeachzone gefunden. Als dann aus dem vermeintlichen Elefanten die lebende Schreispinne Steffen wurde, war es den anderen Sportlern noch unverständlicher,

wie ein Mensch in der Lage sein konnte, derart laut zu schreien. Da dieses Schreispektakel bis zum Ende der Hartzler Runde anhielt, war Steffen eine Bereicherung für die gesamte Reichsbeachzone. Selbst diese Trompetenstösse der menschlichen Schreikunst konnten aber nicht verhindern, dass Steffen und Peter diesen Satz verloren. Steffen als sehr ehrgeiziger Sportler war fuchsteufelwild über diese Niederlage, konnte die Last der Niederlage aber nicht allein auf Peters Schultern abladen. So hatte die Spinne sehr mit sich zu kämpfen, um die Contenance zu bewahren. Matthias und Otto, die diese Seelenqualen sahen, konnten nicht anders: Sie mussten die Ölkanne heraus holen und weiter mit Wortspielen das Feuer der Niederlage mehren. Beide beglückwünschten sich natürlich nach dem Spiel, was sie für eine Meisterleistung vollbracht hätten. Da sie mit ihren Gegnern schnell die Fronten geklärt hatten, blieb der genüssliche Blick ins Paradies, wo die Gewinner sich nichts schenkten. Marvin spielte mit Uwe und Jörg mit Bodo. Jörg versuchte gerade, mit gekonnter Handbewegung den Ball an Marvins Block vorbei kurz hinter dem Netz einzuparken. Da war schon wieder dieser verflixte Uwe Meier und schob den Ball direkt zu Jörg in die Ecke zurück. Das war hochunanständig, da niemand mit dieser Sauerei des ersten Balles als Gewinnpunkt gerechnet hatte. Jörg konnte seinen Zorn gerade noch hinter seinem Haarschleier verbergen und sein Partner Bodo schüttelte nur seinen Kopf über diese unfreundliche Spielweise. Marvin lachte und schritt zu seinem Telefon, was am Pfosten stand. Da auch Marvin manchmal seinen Chefs Gehör verschaffen musste, hatte er die Telefonkonferenz kurzerhand ans Spielnetz verlegt. Immer wenn es die Zeit zuliess, lief er an das Telefon und schrie diverse Kennnummern für seine Hörgeräte ins Telefon. Seinen Chefs erklärte er, die Nebengeräusche, die sie unweigerlich hören mussten, seien Aussengeräusche von einem nahen Sportplatz.

Dem wurde anscheinend Glauben geschenkt und während dieser Telefonkonferenz, die fast eine Stunde andauerte, spielte er eine Partie nach der anderen. Was für ein Traum, so arbeiten zu können, und beim Essen gab er kund, gerade wieder eine Gehaltserhöhung bekommen zu haben. Ihren besten Verkäufer mussten seine Chefs anscheinend weiter bei Laune halten und Marvin hatte nicht vor, sich darüber zu beschweren.

Fröhlich rannte der Zeiger der grossen Uhr in der Beachhalle dem Abschluss um 16 Uhr entgegen. Die Angestellte vom Sterne-Koch Uwe Meier, die hübsche Hanna, hatte damit begonnen, den Tisch für die Hartzler zu decken. In der Satzpause liess der Meister der Gaumenkunde es sich nicht nehmen, den Braten selbst umzudrehen. Geduscht sassen die Helden pünktlich am Tisch, um die Speisen zu verschlingen. Selbstverständlich wurde dabei Uwe zu der Wahl seiner Angestellten gratuliert, die anscheinend nach dem Aussehen eingestellt worden war. Gepaart mit den Fähigkeiten einer freundlichen Bedienung, blieb bei Hanna bestimmt ein gutes Trinkgeld hängen – und zudem diverse Angebote zur gemeinsamen Erkundung des Berliner Nachtlebens. Hier würde ein Jeder gerne mal Chef im Restaurant sein und gemeinsam mit der Angestellten Überstunden schieben. Zu den Hartzlern gesellte sich Jörgs Geschäftspartner Volker, der sich bekanntermassen beim Essen selten zurückhielt. Bei einigen seiner zotigen Witze runzelte Peter nur die Stirn, seinen Geschmack schienen sie nicht getroffen zu haben. Peter entführte uns dann während des Nachtischs nach Afrika, wo er den Sambesi mit dem Boot abgefahren war. Als er bei den Flusspferden angekommen war, stockte ihnen bald der Atem, wie er an solchen Ungetümen einfach vorbeigepaddelt war. Marvin schien dies weniger zu interessieren. Er meinte nur, er fahre lieber nach Preerow. Beim Beachen und beim Kartenspie-

len könne er besser entspannen und das nahmen sie ihm auch ab. So brachte jeder aus seinem Fundus noch einige Geschichten zutage, bevor um 17:30 Uhr die allgemeine Abwanderung nach Hause einsetzte. So wie die ersten Hartzler langsam den Weg nach Hause fanden, traf die arbeitende Bevölkerung in der Reichsbeachzone ein, um das Kraft durch Freude-Prinzip in die Tat umzusetzen.

Wieder war ein schöner Mittwoch vorbei und man fieberte schon dem nächsten Hartz-Termin entgegen.

Die Reichsbeachzone im Ski-Urlaub

Otto hatte sich prima in die Reichsbeachzone integriert und mit Jörg einen guten Freund gefunden. Nicht nur seine Geschichten über Bertram und seine Hunde- und Frauenkunde fanden Ottos ungeschätzte Aufmerksamkeit, auch Jörgs Urlaubsgeschichten waren der absolute Knaller. Regelmässig tat Otto der Bauch weh vor lauter Lachen, denn Jörg war ein begeisterter Erzähler. Diese Urlaubsgeschichten unterschieden sich sehr von Peters Eindrücken von Land und Leuten. Jörgs Berichte hatten aber eine beindruckende Klarheit und brannten sich in Ottos Gedächtnis ein. Als Jörg dann beiläufig erwähnte, sie würden im Februar wieder zum Ski-Urlaub nach Tschechien fahren und hätten noch einen Platz frei, musste Otto nicht lange überlegen. Simone fuhr ungern in den Wintersport, da sie selber nicht Ski fuhr und Phillip musste zur Schule gehen. Sieben Tage mit Abfahrt und Langlauf standen tagsüber auf dem Programm und am Abend sollte Otto live die Gelegenheit bekommen, die Wahrheit dieser Geschichten selbst in Augenschein nehmen zu können. Jörg kümmerte sich um die Hotelbuchung in Harrachov und die anderen Sportler, die mitfahren sollten. Da er schon einige Male vor Ort gewesen war, zeichnete er sich zudem für die Streckenplanung der jeweiligen Langlauf-touren bzw. die jeweiligen Tagestouren verantwortlich. Die An- und Abreise erfolgten mit einem grossen Opel-Transporter, in dem alle Gäste und ihr Gepäck Platz hatten. Zu den weiteren Teilnehmern zählten der alte Winne aus der Beachzone, Sachsen-Felix, Garnele, Kuba-Kalle, Richi, Wurzel und der Schlagger-Lars.

Schon die Namen waren schön anzuhören und als Jörg dann eine kurze Erklärung abgab, warum wer zu welchem Namen gekommen war, hatte Otto wieder Freudentränen in den Augen.

Garnele kannte Otto schon vom Beachen. Ein ehemaliger Fussballer, der mit Ende dreissig nicht mehr seine Knochen als Fussballer hatte erhalten wollen. Technische Fehlleistungen seiner Gegner waren durch unbändige Härte ersetzt worden und waren schmerzvoll zu erföhlen gewesen. Regelmässig war er bei den alten Herren im Fussball nach dem Rasenmäher-Prinzip gefällt worden und von Spielern, die der deutschen Sprache nur sehr lückenhaft mächtig waren, dazu noch beschimpft worden. Mit seinem Kumpel Kuba-Kalle, dem es nicht besser ergangen war, hatten sie beschlossen, zukünftig einen Sport auszuüben, der nicht so gefährlich war. So kamen sie zum Beachvolleyball und hatten nach den ersten Jahren schon beträchtliche Fertigkeiten entwickelt. Garnele hiess aber nicht so, weil er gerne Garnelen ass, sondern dieselben mit einem fahrenden Wurst-, Fisch- und Fleischladen direkt vom Auto aus vertrieb. Spielte man mit Garnele zusammen, galt es bedingungslos nach allen Bällen zu rennen. Otto aber, der sehr lauffaul war, liess die Bälle lieber in die Ecke plumpsen. Garnele, der vorher beim Angriff schon zwei Fahrkarten geschossen hatte, schien dann vor Zorn bald zu explodieren. Sein Kopf leuchtete wie eine alte Osram-Birne und im Halsbereich war seine Schlagader zu sehen, die auf die Stärke eines Feuerwehr-C-Schlauchs, angeschwollen war. Nur mit grösster Beschwichtigung gelang es Otto, Garnele zu beruhigen, und für die Zukunft wusste er, er würde um sein Leben rennen müssen, um solche Zornesausbrüche nicht mehr erleben zu müssen.

Kuba-Kalle war das ganze Gegenteil. Bei ihm wurde nicht gemeckert über Fehlleistungen, sondern fröhlich weiter gespielt. Spielten die beiden gegeneinander, schenkten sie sich nichts. Da er seinen Urlaub für mindestens sechs Wochen im Jahr auf Kuba verbrachte, hiess er halt Kuba-Kalle.

Die beiden einte, dass in ihrer Beach-Runde während der Satzpausen regelmässig Gerstensaft aus braunen Flaschen getrunken wurde. Nach zwei Stunden konnte es durchaus passieren, dass jeder drei Flaschen geköpft hatte. Dem Spiel war das kurioserweise nicht anzusehen. Otto hatte immer Freude, den beiden beim Spielen zusehen zu dürfen, wenn er selbst zu früh zu seinem Training erschien. Man musste nur hoffen, dass Garnele irgendetwas misslang und die berühmte Halsschlagader wieder anschwell. Wenn Otto in dieser Situation dann noch sehr wertvolle Hinweise zur Verbesserung des Spiels gab, klatschte Kuba-Kalle anerkennend und Garnele schien bald zu implodieren.

Richi war Mitte vierzig und selbstständiger Industriekletterer. Er war dafür verantwortlich, Protzfassaden, wie den Allianz-Tower in Berlin-Treptow, zu reinigen und glänzen zu lassen. Ein sehr gefährlicher Job, der anscheinend gut bezahlt wurde. So reiste er zum Ski-Urlaub mit einem amerikanischen Geländewagen der Marke Hummer an. Wahnsinn, dass so ein riesiger Kasten überhaupt fahren konnte.

Wurzel war noch aktiver Fussballer, der gerne einen Kräuterschnaps trank, der Wurzel hiess. Von daher erklärte sich der Namen von selbst.

Schlager-Lars war Mitte dreissig, ebenfalls noch aktiver Fussballer und liebte ältere Frauen. Er war ein grosser Fan von Schlagerstar Andrea Berg und hiess halt Lars. Da bei diesen Konzer-

ten 80 Prozent des Publikums aus älteren Frauen bestand, war er hier immer genau richtig und hatte eine hohe Trefferquote.

Mit diesem bunten Gemisch aus Lebenskünstlern ging die Fahrt dann endlich los.

Nach dreieinhalb Stunden kam man bester Dinge im Hotel Sklar an. Es war ein sehr schönes Hotel mit vier Sternen und das beste Hotel am Platz. Man musste nur dreihundert Meter zum Ski-Lift laufen oder hatte nach fünfhundert Metern den Einstieg in die Langlaufloipen erreicht. Jörg hatte dafür gesorgt, dass jeder der Mitfahrer ein Einzelzimmer erhielt und somit vor Schnarchattacken der Sportsfreunde verschont blieb. Richi war mit seinem Eisenmonster schon früher angekommen und hatte schon den Barkeeper kennengelernt. Da er perfekt Tschechisch und Polnisch sprach, hatte er keinerlei Verständigungsprobleme. Da es erst nachmittags war, beschloss man die Koffer schnell auf die Zimmer zu bringen und sich von Jörg die Stadt bzw. die Skigebiete zeigen zu lassen. Mit einem Meter Neuschnee versprach der Ski-Urlaub fantastisch zu werden. Alle neun machten sich dann auf den Weg, um die Skipisten und die grosse Skisprung-Schanze zu besichtigen. Nach den ersten Metern bei minus fünf Grad war schon zu erkennen, dass Richi den Rüssel schon zu weit ins Glas gehalten hatte. Er torkelte schon bedenklich und meckerte immer darüber, dass die anderen zu schnell laufen würden. Nach fünf Minuten hatte er ein Einsehen und lief zum Hotel zurück. Jörg erklärte, wo man in den nächsten Tagen mit den Skiern überall langfahren könnte und das, was er in einiger Entfernung zeigen konnte, sah wirklich sehr vielversprechend aus. Sowohl die Skipisten sahen für ein Mittelgebirge sehr anspruchsvoll aus, als auch die Loipen für den Langlauf schienen bestens gespurt worden zu sein. Man konnte sich wirklich auf den nächsten Tag freuen, an dem mit

dem Langlauf auf einer mittelschweren Etappe begonnen werden sollte. Die Kälte schien immer mehr in die Haut zu beißen, sodass man sich auf den Rückweg in das Hotel machte. Beim Buffet am Abend schlugen alle ordentlich zu. Wirklich jeder wurde je nach seinem Geschmack fündig. Im Anschluss ging es an die Bar, von der Richi seit seiner Ankunft anscheinend nicht mehr weggekommen war. Er hielt sich gerade noch so auf dem Hocker, drohte aber bei nächstbestener Gelegenheit von dem selbigen der Erde im besten Fall entgegenzuschweben. Flankiert von Garnele und Kuba-Kalle wurde dies aber verhindert und es begann ein allgemeiner Umtrunk der Reisegruppe Jörgs. Otto hielt sich als anerkannter Nichttrinker mehr zurück und biss sich den ganzen Abend an zwei Campari Orange fest. Bei den anderen war sowohl an der Lautstärke als den Bewegungen zu erkennen, dass der Alkohol seine Wirkung zu entfalten schien. Da die anderen, vorwiegend deutschen, Gäste dem Alkohol auch sehr zusprachen, fiel dies überhaupt nicht auf. Hier schien sich die harte Reichsmark als wahrer Export-Schlager zu herauszustellen, da alle Waren nach dem Umtausch spottbillig waren. So floss der Alkohol in Strömen, da das Geld sehr locker sass. Einen Tisch weiter war eine Frauengruppe in geselliger Runde, deren Teilnehmerinnen, wie sich herausstellte, allesamt vom deutschen Wetter-Amt, bei dem sie angestellt waren, für ihre gute Arbeit mit einer Woche Sonderurlaub ausgezeichnet worden waren. Die Jüngste war geschätzte zwanzig und die Älteste vielleicht vierzig Jahre alt und alle nicht abgeneigt, während des Urlaubs häusliche Bindungen auszublenden. Alle einte, dass sie sehr attraktiv waren und ihre Körper durchaus zu präsentieren wussten. Nur eine von ihnen schien nicht in dieses Raster zu passen. Mit ca. 1,70m Körpergrösse bei mindestens 130kg Lebendgewicht, schien diese Dame mehr als nur eine Mohrrübe am Tag zu essen. Sie hatte aber ein hübsches Ge-

sicht, was dennoch den Rest dieses Fleischberges nicht vergessen machen konnte. Diese grazile Dame hörte auf den Namen Verona.

Schlager-Lars war an ihr anscheinend sehr interessiert und wettete um einen Kasten Bier, er würde noch heute Nacht mit ihr das Bett teilen. Bei dem Gedanken, dass Lars mit seinen 80kg von Verona hart durchgenommen werden würde, schüttelten sich anderen. Richi meinte nur, so besoffen könne er gar nicht sein, um sich so etwas anzutun. So wurde die Wette platziert und Lars begann mit der praktischen Umsetzung. Die nunmehr gemischte grosse Runde konnte dabei verfolgen, wie Lars, der ein begnadeter Tänzer war, Verona ins Reich der Träume entführte. Die Dampferband, die dabei im Hotel aufspielte, hatte anscheinend ihre Freude daran, wie dieses ungleiche Paar über das Parkett wirbelte. Als dann noch die langsame Runde begann, liess sich Verona ihren Hauptgewinn an diesem Abend nicht mehr aus den Armen reissen. So wurde Lars wie eine Sardine an einen aufgeblasenen Kugelfisch gepresst und bekam anscheinend nur noch schwer Luft. Zwischen Veronas grosse Brüste gepresst schienen ihm bald die Sinne zu schwinden. Als er wieder etwas Luft bekam, lachte er Garnele zu und verschwand mit Verona auf dem Zimmer.

So tranken die anderen weiter und begaben sich erst einige Stunden später auf ihre Zimmer.

Am nächsten Morgen forderte Lars dann beim Frühstück seinen Kasten Bier ein und meinte nur, dass Verona wirklich sehr füllig und nicht nur beim Essen ein Nimmersatt sei.

Auch Richi hatte sich anscheinend wieder erholt und so begann der Langlaufstag. Jörg hatte zum Anfang eine mittlere Tour von zwölf Kilometern ausgesucht, bei der zur Halbzeit auf einer

Baude Rast gemacht werden sollte. Bei leichtem Neuschnee begann die Tour sehr vielversprechend. Sportlich waren alle neun Mitglieder der Reisegruppe Jörgs, nach den ersten Metern war aber zu sehen, dass Richi, Wurzel und Lars noch nie auf Langlaufbrettern gestanden hatten. Otto hatte schon vor einigen Jahren mit diesem Sport begonnen und konnte ganz passabel fahren. Der Rest hatte, wie zu sehen war, nicht zum ersten Mal Langlaufskiern angelegt. Das erste Teilstück war relativ flach und nach einigen hundert Metern hatte man ein gutes Grundtempo gefunden, bei dem die Anfänger gut mithalten konnten. Je weiter man von den Abfahrts-Skipisten wegkam umso schöner wurde die Landschaft. Eine herrliche Stille in der Natur, begann ihre Wirkung zu entfalten. Scheinbar skurrile Figuren der Bäume unter ihrer Eis- und Schneelast bildeten einen herrlichen Kontrast zu den Langläufern der Gruppe in ihren unterschiedlichen neonfarbenen Anzügen. So lief man ca. zwei Kilometer, um dann den ersten steileren Anstieg zu erreichen. Ab hier konnte man erkennen, dass es mindestens auf den nächsten zwei Kilometern nur noch bergauf gehen würde. Die Anfänger hatten schon eine schöne rote Gesichtsfarbe erreicht, die sowohl dem gestrigen Abend (Alkohol, Verona) wie auch der ungewohnten Bewegung beim Skilanglauf geschuldet war. Als sie jetzt sahen, dass es auf dem nächsten Teilstück nur noch bergauf gehen sollte, war ihre Begeisterung für diesen schönen Sport aber sofort erloschen. Jörg zeigte ihnen noch, wie man den Berg mit Skiern am besten hochlaufen konnte. Um die drei Mitstreiter weiter zu motivieren, erzählte Jörg, was es auf der Baude für ein tolles Essen geben und wie lecker das Bier da oben schmecken würde. Man kam überein, sich oben auf der Baude zu treffen und von hier an, jeder allein nach seinem Tempo hochlaufen sollte. Der Weg war sehr gut ausgeschildert, sodass man sich definitiv nicht verlaufen konnte. Nun war der

sportliche Ehrgeiz geweckt, wer zuerst von den geübten Läufern die Baude oben erreichen würde. So machten sich die Geübteren daran, die Baude so schnell wie möglich zu erreichen. Dabei galt es die Kräfte gut einzuteilen, da ja nicht nur der Berg erklimmen werden wollte, sondern oben auf dem Kamm ja auch noch eine gewisse Wegstrecke vor ihnen lag. Der Älteste der Runde, der alte Winne, lieferte sich dabei einen packenden Zweikampf mit Felix. Es war dabei sehr erstaunlich, wie gut Winne mit seinen sechzig Lenzen noch in Form war. Otto war mit der Vierergruppe, bestehend aus ihm selbst, Kuba-Kalle, Garnele und Jörg, dabei, den Platzhirsch in der Tageswertung zu ermitteln. Man rannte fast den Berg mit den Brettern hoch und hoffte, dass sich beim Anstieg schon die Ersten verausgaben würden. Keiner gab sich die Blösse, wenn auch alle wie die Lokomotiven schnaubten. Garnele war der Erste, der den Bergkamm erreichte, dicht gefolgt von Kalle. Wie beim Beachen lieferten sie sich einen schonungslosen Kampf Mann gegen Mann, der erst an der Baude entschieden werden sollte. Jörg war mit Otto im Gefecht, beide lagen schon mit einigen hundert Metern Abstand hinter Garnele und Kuba-Kalle zurück. Die beiden waren den Berg aber bewusst etwas langsamer angegangen, um auf dem Kamm Gas geben zu können. Als Otto den Kamm erreichte, merkte er, dass der Wind dort oben eisig piff. Hier war es mit minus 10 (gefühlte minus 20) Grad zudem wesentlich kälter als im Tal und dazu kam noch der eisige Wind, der den Läufern ins Gesicht blies. Jetzt hiess es, Gas zu geben, um Kalle und Garnele noch abfangen zu können. Wie erhofft hatten sich die beiden beim Aufstieg völlig verausgabt, dachten aber nicht daran, sich ein- oder gar überholen zu lassen. Der Abstand wurde dennoch immer kürzer und nach zehn Minuten war es soweit: Otto und Jörg hatten die beiden erreicht. Jetzt mussten sie ihrem mörderischen Tempo beim Aufstieg Tribut zollen

und schafften es nach weiteren fünf Minuten nicht mehr, das Tempo von Otto und Jörg mitzugehen. Sie mussten abreißen lassen und Garnele schien bald zu platzen vor lauter Ärger. Aus einem Vierkampf war nun ein Zweikampf zwischen Jörg und Otto geworden. Otto merkte förmlich, wie er an seiner Belastungsgrenze angekommen war, nur Jörg wollte einfach nicht langsamer werden. In Sichtweite war jetzt die Baude zu erkennen und die letzten Reserven wurden mobilisiert. Auf zwei Loipen nebeneinander rannten sie dem Ziel entgegen, aber Jörg fing förmlich zu fliegen an. Mit seinen langen Haaren, die im Wind wehten, schien er ein Segel zu bilden und flog dem Ziel entgegen. Es half nichts, Otto fiel zurück und musste Jörg den Tagessieg überlassen. Die beiden sahen schon Kalle und Garnele einfliegen, die um den dritten Platz kämpften. Kalle war vorn. Sosehr sich Garnele auch bemühte, er schaffte es nicht mehr, ihn einzuholen. Vollkommen erschöpft und noch mehr erzürnt über den undankbaren vierten Platz begann Garnele erst einmal, seinen Puls herunterzufahren. Es folgte Winne, der sogar noch vor Felix im Ziel eintrudelte. Eine beachtliche Leistung für einen fast Sechzigjährigen. Nachdem alle wieder zu Kräften gekommen waren, begann der Körper zu frieren und man beschloss, in der Baude die Ankunft der drei Anfänger zu erwarten. Kaum war die Tür geöffnet, kam einem sofort eine wohlige Wärme entgegen. Dazu kam noch der Qualm von Zigaretten und der Geruch von Knödeln und Sauerkraut. Einige Einheimische und noch weitere Langläufer machten hier anscheinend Rast. Eine junge Tschechin, die sehr gut deutsch sprach, nahm die Bestellung auf. Fünf grosse Bier und für Otto ein Tonic wurden geordert. Als die wuchtigen Gläser auf dem Tisch eintrafen, staunte Otto nicht schlecht, wie schnell die Biergläser leer waren und die nächste Lage bestellt wurde. Mit dem Essen wollte man noch auf Lars, Wurzel und Richi warten.

Um die Zeit während der Bierpausen zu überbrücken, gab Jörg noch eine Geschichte von Schlager-Lars zum Besten. Während der Fussball-WM im Sommer hatte ihn Lars in die Alte Försterei zu Union Berlin eingeladen. Hier konnte man die WM auf einer Grossbildeinwand verfolgen. Die Anhänger von Union Berlin hatten vor der WM ihre Sofas und Couches direkt ins Stadiongelände transportieren dürfen, um direkt auf dem eigentlichen Spielfeld sehr bequem und mit vielen anderen Anhängern von Union, die WM verfolgen zu können. Um die Couch bei Regen vor Nässe zu schützen, lagen Planen bereit, um diese im Bedarfsfall abzudecken. Jörg war von Lars eingeladen worden, ein Spiel hier zu verfolgen. Eine schöne Atmosphäre, wie Jörg fand. Lars kam in Begleitung einer Jörg unbekanntem Dame, die mit ihren geschätzten fünfzig Jahren seine Mutter hätte sein können. Es handelte sich um eine immer noch hübsche Frau, die anscheinend eine Antipathie gegenüber Zahnärzten hegte. Nur so war es zu erklären, dass ihr die vordere Kauleiste komplett fehlte. So nahm man bei schönstem Sonnenschein auf der Couch Platz, um, mit einigen Lübsern bewaffnet, das Spiel ansehen zu können. Es war ein eigentlich sehr spannendes Spiel, Schlager-Lars' Freundin schien aber kein Fussballfan zu sein. Sie schien sich mehr für die Hose von Lars zu interessieren und daran mehr Gefallen zu finden. Dies entging weder Jörg noch anderen Gästen auf den benachbarten Sofas, der Freundin schien dies aber vollkommen egal zu sein. Da Lars auf der Couch immer unruhiger wurde, riss er die Plane bei sehr grosser Hitze über sich hinüber. Der Rest der Zuschauer grinste nur und erfreute sich neben dem guten Fussballspiel an den hör- und sehbaren rhythmischen Bewegungen unter der Plane. Pünktlich zur Halbzeitpause lüftete Lars die Plane und kam, sichtlich verschwitzt, unter ihr wieder zum Vorschein. Seine Freundin, die nun wieder sichtbar geworden

war, begab sich auf den Weg zur Toilette und kam mit drei grossen Bieren zurück. Sichtlich vergnügt tranken sie das Bier zusammen mit Jörg aus, der sich immer noch fragte, ob er im richtigen Film gewesen sei.

Als Jörg diese Geschichte beendet hatte, bogen sich die Zuhörer vor Lachen in der Baude. Wie bestellt öffnete sich die Tür der Baude und der Hauptdarsteller der soeben gehörten Geschichte betrat den Saal. Zusammen mit Wurzel und Richi bildeten die drei ein Bild des Grauens. Vollkommen fertig und durchgeschwitzt, als ob sie gerade geduscht hatten, nahmen sie am Tisch Platz. Jörg fragte provokant, ob sie denn unterwegs noch Kaffee und Kuchen zu sich genommen hätten, da es ja so lange gedauert hätte bis jetzt. Richi meinte nur, er würde Jörg gleich aus der Jacke schlagen, wenn er sich weiter so blöde Fragen anhören müsste. So eine miese Streckenführung, die Jörg da ausgesucht hatte, jede verdammte Zigarette, die er in seinem Leben geraucht hatte, wäre ihm beim Anstieg aus dem Gesicht gefallen. Wo hier der Spass beim Langlauf liegen sollte, würde sich ihm überhaupt nicht erschliessen. Da er diese Schilderungen mit grossem Zorn, von andächtigem Nicken von Lars und Wurzel begleitet, vorgebracht hatte, war die Runde der zuerst angekommenen sechs noch mehr begeistert. Als Jörg dann noch fragte, ob die drei denn die Schönheiten der Natur in sich aufgenommen hätten, kam es bald zum Eklat. Nur die nächsten Biere verhinderten Schlimmeres und beim Essen kehrte dann wieder Frieden in die Runde ein. Die drei Nachzügler vergassen, dass sie wieder zurück mussten, und gaben sich ganz dem Geist der Baude hin. Einige Biere und Kräuterschnäpse später fragte Felix dann Lars nach der Geschichte, die er zuvor von Jörg gehört hatte.

Lars bestätigte sie und gab Folgendes zu Protokoll. Diese ältere Dame mit dem schönen Namen Gundela wäre in einer Grossküche beschäftigt. Auf einen Andrea-Berg-Konzert hätte er sie kennengelernt. Schon nach einer Woche war er zu ihr nach Hause eingeladen worden. Es dauerte nicht lange und man habe im Bett gelegen. Hier stellte Lars fest, dass sich zwischen den Venushügeln, ein riesiger Busch daran gemacht habe, ihm sowohl die Sicht als auch die Lust zu nehmen. Kurz entschlossen habe er Gundela darauf aufmerksam gemacht und beschlossen, den Übeltäter zu beseitigen. In einer kurzen schmerzlosen Operation entfernte er diesen Wildwuchs höchstpersönlich, was für Gundela anscheinend wie ein sehr schönes Vorspiel gewirkt hatte. Wie von Sinnen fiel sie über ihn her, um ihn französisch zu verwöhnen. Dabei habe Lars sehr zu seiner Befriedigung festgestellt, dass der vermeintlich unschöne Verlust der Kauleiste bei Gundela mit einer bisher nicht gekannten Steigerung des Genusses beim Pusten einherging. Nach dem eigentlichen Liebesakt kochte Gundela immer sehr schöne Essen und wusch ihm zudem sein gesamtes Wäschepaket, das er mitgebracht hatte. Selbst die Hemden wurden noch gebügelt und zum Ende des Wochenendes wurde Schlager-Lars, rundum zufrieden, der neuen Arbeitswoche entgegen gespuckt.

Das schönste sei im Gegensatz zu jüngeren Frauen gewesen, dass ihm Gundela nach jedem Wochenende unendlich dankbar gewesen sei.

Schon beim Erzählen dieser Geschichte hielt es Otto und die anderen nicht mehr auf der Bank. Was sie hier zu hören bekamen, war nicht zu toppen. Sie lachten so laut, dass sie in einer deutschen Gaststätte wahrscheinlich schon rausgeschmissen worden wären. Nach drei Stunden sichtlich angeheitert, vollgeessen bis zum Stehkragen und mit Geschichten erheitert, die

ihres Gleichen suchten, ging die Fahrt zurück ins Tal. Das Herunterfahren war nicht so anstrengend, nur bei den Kurven mussten die drei Anfänger aufpassen, dass sie nicht an den Bäumen endeten. Da die drei aber alle Alpin-Ski fahren konnten, gelang ihnen die Abfahrt wesentlich besser als der Aufstieg. So kamen alle wieder heil im Hotel an und hatten einen sehr schönen ersten Urlaubstag verlebt. An der Hotelbar wurde dann der Abend eingeläutet und Lars gab noch einige Geschichten zum Besten. Für den nächsten Tag war Alpin-Ski-Fahren auf der grossen Piste angesetzt. Es blieb abzuwarten, wer hier die schönsten Schwünge am Hang würde zeigen können.

Kapitel 76

Dorthin, wo der Lift ankommt, schafft es Richi auch mit dem Auto

Als Otto am nächsten Morgen zum Frühstücksbuffet im Restaurant des Hotels eintraf, war er der Letzte aus der Gruppe. Dies war sehr ungewöhnlich, da er eigentlich immer sehr früh aufstand, um den Morgen zu beginnen. Die anderen hatten sich gestern Abend anscheinend beim Trinken zurückgehalten und sahen alle sehr fit aus. Sogar Richi hatte anscheinend den Verlockungen des Alkohols standgehalten und verschlang gerade fröhlich sein Rührei. Bei minus 2 Grad und leichtem Schneefall fand man beste Bedingungen vor, um heute die Abfahrtspisten genießen zu können. Otto beeilte sich mit dem Frühstück und pünktlich um 9:15 Uhr standen sie alle am Ski-Lift. Man einigte sich, zunächst die blaue Piste zu fahren, um langsam wieder reinzukommen. Der Ein- und Ausstieg aus dem Ski-Lift klappte bei allen problemlos und von oben konnte man erkennen, wie sich mit den ersten Sonnenstrahlen der Nebel im Tal zu lichten begann. Jörg sah besonders spannend aus, da er einen Ski-Helm im Darth-Vader-Look trug. Unter dem dunklen Visier konnte man ihn wirklich nicht erkennen. Nur die langen Haare, die aus dem Helm herauslugten, verrieten ihn. Jörg fuhr vor und alle anderen hinter ihm her. Die gut präparierte Piste wurde durch den Neuschnee dabei noch zusätzlich aufgewertet und wie von Jörg versprochen, war sie wirklich sehr gut zu befahren. Sie war sehr breit, nicht zu steil und mit nur wenigen Buckeln ausgestattet. Es war zu sehen, dass alle schon mehr als einmal auf den Brettern gestanden hatten – in schönen Bögen und Drehungen kam man dem Tal ent-

gegen. Schon nach kurzer Zeit scherte Richi aus der Gruppe aus, um die Fahrt mit grösserer Geschwindigkeit fortzusetzen. Er konnte wirklich sehr gut Skifahren und anscheinend war ihm das von Jörg vorgegebene Tempo zu langsam. Richi wartete dann schon ungeduldig am Lifтанfang auf den Rest der Gruppe. Die nächste Fahrt wurde einstimmig auf die rote Piste verlegt und die verlangte wirklich mehr Können als die blaue. Etwas steiler war sie und vor allem die vermehrt auftretenden Buckel auf der Piste führten schnell zu den ersten Stürzen. Bis auf Richi und Garnele hatten alle schon einmal im Schnee gelegen, was der Freude jedoch keinen Abbruch tat. Der Schnee wurde abgeklopft und die Skier wieder angeschnallt und unter dem Gelächter der Mitfahrer ging die Fahrt weiter. Langsam füllte sich auch die Piste mit weiteren Skifahrern, sodass man sehr aufpassen musste, um keinen von ihnen umzufahren. Nach insgesamt vier weiteren Fahrten meldeten die Körper von Richi und Garnele Entzugserscheinungen und die mitten auf der Ski-Piste gelegene Umtrunk-Station mit dem schönen Namen Hüttenzauber wurde angesteuert. Noch war sie leer und man hatte keine Probleme, einen Platz zu bekommen. Diesmal wurde einheimisches Bier der Marke Budweiser bestellt und dazu ein deutscher Schnaps mit dem schönen Namen «Kotz die Wand an». Otto dachte nicht richtig gehört zu haben, aber das Etikett auf der Flasche war eindeutig. Wie er der Flasche weiter entnehmen konnte, hatte der Schnaps sechzig Umdrehungen Alkoholgehalt. Was für ein Gegensatz: Otto trank heisse Schokolade während die anderen den Alkohol voller Begeisterung in sich hinein prügeln. Richi und Garnele bestellten gleich zwei Runden für sich, die anderen jedoch hatten schon Mühe, eine Runde zu verdauen. Nach Beendigung dieses, nennen wir es einmal, zweiten Frühstücks fuhr man problemlos weiter. Otto konnte nur staunen. Erstens, wie man dieses Zeug ohne Gefahr

für Leib und Leben in sich hinein schütten konnte, und zweitens, wie man im Anschluss noch Ski fahren konnte. Schon das Bier hätte Otto gereicht, um benebelt den Pistenbesuch abbrechen zu müssen.

Davon war bei seinen Mitstreitern nichts zu spüren. Im Gegenteil: Die Skischwünge wurden immer eleganter. Man einigte sich nun auf die Königsdisziplin, also die schwarze Piste in Angriff zu nehmen. Als Otto hinunter sah, wurde ihm bald schlecht, so steil war diese Abfahrt und zu allem Unglück noch mit Buckeln übersät. Felix und Winne sahen auch nicht begeistert über diese Abfahrt aus, aber sich die Blöße zu geben und mit dem Lift wieder herunter fahren, wollte auch niemand. Garnele war diesmal mit den Damen vom Wetteramt hochgefahren, die man ja schon vom Hotel her kannte. Er hatte anscheinend sehr mit seinen Ski-Künsten geprahlt und als Hahn im Korb vorgeschlagen, er würde vorfahren und sie müssten schon sehr gute Skifahrerinnen sein, um ihm folgen zu können. So konnte die Reisegruppe Jörg mit bester Aussicht auf die Skipiste mitverfolgen, wie Garnele losfuhr und die Frauen ihm folgten. Da Garnele noch nicht auf dieser Piste gefahren war, war es schon ein riskantes Unterfangen, die Piste erstmalig herunterzufahren, ohne die Strecke zu kennen. Da er sein Licht bei den Damen im Anbetracht des nächsten Abends in der Hotelbar aber in besonders hellem Glanz erstrahlen lassen wollte, war zu sehen, dass er mit sehr hoher Geschwindigkeit versuchte die Piste herunterzufahren, um die Frauen noch mehr zu beeindrucken. Verblüffend war, dass die drei Frauen ihm problemlos folgten, und dies ohne dabei nur den Anschein zu erwecken, dass dies besonders schwierig für sie sei. Mit hohem Tempo meisterte Garnele die ersten Schwünge zwischen den Buckeln in der Piste. Sein Tempo wurde aber immer schneller.

An einer der nächsten Kurven kam es aber wie es kommen musste: Die Geschwindigkeit war einfach zu hoch und anstatt auf dem Hügel war Garnele gezwungen, sich im Wellental zu drehen. Hier verkantete er den Ski und flog von einer mörderischen Schneewolke umgeben in hohem Bogen aus der Kurve. Die Skier lösten sich und kamen zehn Meter weiter zum Stehen. Garneies Flug endete in einem Bachlauf, der erst zu sehen war, als man bei Garnele anlangte. Zuerst waren die Frauen vor Ort und boten Garnele ihre Hilfe an. Ihm musste zwar Einiges wehtun, er liess sich vor den Frauen aber nichts anmerken und meinte nur, da hätten kleine Äste im Schnee gelegen und deswegen sei er gestürzt. Die Frauen liessen ihn nicht auflaufen und fragten nachdem sie sahen, dass er wieder auf seinen Brettern stand, ob sie nicht mal vorfahren sollten. Gönnerhaft bejahte Garnele dies und nun konnte er sich davon überzeugen, wie gut die Frauen skifuhren. Noch schneller als von Garnele gedacht, musste er abreissen lassen, um nicht noch einmal so schwer zu stürzen. Im Tal warteten die Frauen auf ihn und fragten, ob er nochmal mit ihnen nach oben wolle. Das machte er nicht, mit dem Hinweis, dass seine Freunde sonst sauer mit ihm sein würden, was er nicht wolle. So einigte man sich darauf, sich erst wieder am Abend sehen zu wollen, wobei die drei Damen dann beiläufig erwähnten, dass sie ehemalige Alpin-Ski-Fahrerinnen seien. Sie müssen es wohl sehr genossen haben, Garnele vorzuführen. Wie Macho-Gehabe nach hinten losgehen kann. Für die anderen war es natürlich sehr schön mitzuerleben, wie Garnele ins Fettnäpfchen getreten war und ihn damit in Zukunft noch aufziehen zu können. So verschwand Garnele relativ schnell auf seinem Zimmer, natürlich nicht ohne von den anderen noch mit guten Wünschen in die Nacht verabschiedet zu werden.

Der dritte Tag wurde wieder dem Alpin-Skifahren zugesprochen. Richi, Garnele, Wurzel und Kuba-Kalle fuhren die schwarze Piste und der Rest die rote. Im Restaurant Budenzauber wurde wieder das zweite Frühstück und diesmal auch das Mittagessen eingenommen. Das Fahren klappte mittlerweile viel besser als am ersten Tag und die Herren konnten sich alle ganz passabel auf den Brettern bewegen. Jörg machte die schönsten Abschwünge, denn er hatte eine unnachahmlich hölzerne Abschwung-Technik entwickelt. Wie ein Schreiner einen Stuhl bei der Fertigung dreht, so schaffte es Jörg, auf kleinster Fläche seinen Torso drehen zu können. Zusammen mit seinem Weltraum-Helm sah er dabei wie ein Jedi-Ritter auf seinem Feuerstuhl aus. Als dann alle bei der letzten Abfahrt des Tages auf dem Gipfel standen und ins Tal blickten, meinte Richi: «Hier müsste man mal mit dem Auto hinauf fahren.» Alle dachten, diese Äusserung sei dem hohen Alkoholgenuss zuzuschreiben, aber Richi bestand auf seiner Meinung. Garnele schwoll bei dieser Aussage die berühmte Halsschlagader an, er verwies diese Behauptung ins Tal der Träume. Wo die Pistenraupen es gerade schafften hochzukommen, wäre es unmöglich, mit dem Auto und noch dazu bei Schnee zu fahren. Die beiden Streithähne konnten sich nicht einigen und so wurde um tausend Reichsmark gewettet, dass Richi mit seinem Hummer es nicht schaffen würde, dort hochzufahren. Die anderen schüttelten nur den Kopf über so viel Unsinn und dachten, dass dies im Tal längst wieder vergessen wäre. Da hatten sie die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht. Richi bat alle darum, eine halbe Stunde zu warten bis hier am Lift Feierabend sei, und rannte zum Hotel. Wie versprochen vernahm man zuerst ein Grollen, um kurze Zeit später festzustellen, dass dies der säuselnde Achtzylinder des Hummers war. Richi schwor deshalb so sehr auf sein Auto, weil er erst kurz vor seinem Ur-

laub einen neuen Spezialmotor aus den USA hatte einfliegen lassen. Dieser hätte noch einmal 150 PS mehr als der Originalmotor und schon auf der Hinfahrt zum Winter-Urlaub hatte er testen können, wie dieser Motor wahrlich wie Schmidts Katze abging. Man staunte nicht schlecht, als man in den Motorraum sah. Ob dieser riesige Motor aber ausreichen würde, den ganzen Weg zur oberen Liftstation hochzukommen, war mehr als fraglich. Die Wette blieb bestehen und war natürlich in höchstem Masse verboten, da es natürlich nicht erlaubt war, in diesem Naturschutzgebiet mit dem Auto herumzufahren. Richi war das vollkommen egal, sein Ehrgeiz war geweckt und er liess den Hummer erst einmal schön warmlaufen. Da dieses Auto mehr als ungewöhnlich war und sich die Wette schnell herumgesprochen hatte, waren mehr als hundert Menschen zusammengekommen, um dieses Schauspiel zu verfolgen.

Punkt 17:30 Uhr war es soweit: Richi gab Gas und mit einem furchtbaren Brüllen setzte sich das Ungetüm in Bewegung. Der untere Abschnitt verlief problemlos und der Hummer rannte dem Mittelabschnitt entgegen. Hier wurde die Fahrt etwas langsamer und an völlig verdutzten Pistenraupenfahrern vorbei fuhr Richi der Bergspitze entgegen. Der Hummer fuhr jetzt sichtlich langsamer und das schwerste bzw. steilste Stück stand noch bevor. Selbst bis zur Mitte hätte niemand gedacht, dass Richi es schaffen würde. Selbst in dieser steilen Passage frassen sich die Räder des Hummers bis auf die Grasnarbe durch und legten Meter um Meter zurück. Es war jetzt die Frage, ob das hohe Eigengewicht den immer langsameren Vorwärtsdrang daran hindern konnte, noch weiter nach oben zu fahren. In dieser Situation zog Richi seine letzte Trumpfkarte und gab die Lachgaseinspritzung frei. Als wäre er an einem Seil gezogen, wurde der Hummer noch einmal schneller und frass sich durch den

Schnee dem Gipfel entgegen. Die Zuschauer unten im Tal johlten vor Freude und konnten mit Ferngläsern verfolgen, wie der Hummer in einer Qualm- und Schneewolke weiterfuhr. Nur noch geschätzte fünfzig Meter und eine kleine Buckelpiste trennten Richi vom Gipfel und es ging noch weiter. Der Hummer war nicht mehr zu stoppen und erreichte mit letzter Kraft den Gipfel. Richi liess es sich nicht nehmen, mit seiner roten Warnweste von oben zu winken. Inzwischen war natürlich die Polizei eingetroffen, die darauf wartete, diesen Verrückten in Empfang zu nehmen. Von oben aus betrachtet, erzählte Richi hinterher, habe das Tal wie eine grosse Lichtorgel ausgesehen. Wo er auch herunter fahren würde, die Polizei war dort schon aufgefahren. Sein Weg nach oben war aber nicht zu verkennen, da spätestens ab dem Mittelabschnitt der Piste eine durchgehende Grasnarbe als Fahrspur zu erkennen war. So fuhr dieser Wahnsinnige wieder hinunter und dabei sah es manchmal so aus, als ob der Hummer umstürzen wollte. Dieser Verrückte schaffte es aber ohne Unfall nach unten und wurde ausgiebig vom Publikum beklatscht. Die Polizei war ihm weniger freundlich gesonnen und verballerte ihn erst einmal zu einer Geldstrafe von vierzigtausend Kronen. Dies entsprach in etwa dem Wetteinsatz, den Richi und Garnele vorher ausgemacht hatten. Garnele liess sich nicht lumpen und hob diese Summe sofort am nächsten Automaten ab. Er gab Richi das Geld und dieser bezahlte sofort die verblüfften Polizisten. Vollkommen fassungslos zogen die Polizisten, nachdem sie ihrer Amtspflicht Genüge getan hatten, von dannen. Beim nächsten Mal, das gaben sie ihm aber mit auf den Weg, würden sie sein Auto einziehen. So verschwanden alle Zuschauer wieder im Hotel und liessen Richi ausgiebig hochleben. Als fairer Verlierer gratulierte Garnele Richi und erwies diesem verrückten Hund seinen Respekt. Da dem weiblichen Publikum eine gute Show geboten

worden war, brauchte Richi die Nacht nicht alleine zu verbringen.

Jörg, der kurz vor Mitternacht noch mit seiner neuen Hündin Heidi spazieren gehen musste, war schon in bedenklichem Zustand. Mehr schlecht als recht hielt er sich noch aufrecht und konnte Heidi gerade noch an der Leine halten. Als er am Parkplatz stand und den beleuchteten Berg hinauf sah, konnte er nur den Kopf schütteln über das, was er heute erlebt hatte. Seine Hündin Heidi hatte aber anscheinend etwas gerochen und zog plötzlich in Richtung eines Gebüschs an. Dieser brachialen Gewalt hatte Jörg nichts mehr entgegenzusetzen und wurde, hinten an der Leine hängend, ins Gebüsch mitgeschleift. Erst ein grösserer Baum verhinderte Jörgs weiteren Ausflug durch das nächtliche Gebirgs Panorama. Natürlich beschimpfte er Heidi, die ihn aber nur freundlich anlächelte. Als er an der Rezeption seinen Hotelschlüssel verlangte, musste er aber einen sehr beklagenswerten Eindruck hinterlassen haben. Ein Mitarbeiter gab dem blutverschmierten Mann mit den zerrissenen Hosen dennoch den Schlüssel und dachte sich wahrscheinlich seinen Teil. Als Jörg am nächsten Morgen erwachte, spürte er erst die Schmerzen und sah dann im Spiegel sein zerschlagenes Gesicht. Es gab ein schönes Zeugnis von der Qualität des Parkplatzbodens und der angrenzenden Flora und Fauna.

Beim Frühstück dachten alle, er hätte sich geprügelt, aber die Geschichte war zu schön, als dass er sich diese hätte ausdenken können. Heidi wurde allseits mit Leckereien bedacht, da sie die Hauptverantwortliche für diese sehr schöne Geschichte war.

An den restlichen Tagen stand wieder Langlauf auf dem Programm und zum Abschluss konnten selbst Richi, Wurzel und Schlager-Lars mit gutem Tempo die Berge hochlaufen.

Bei der Heimfahrt dachte man wehmütig an die vergangenen Tage und beschloss, dies im nächsten Winter noch einmal wiederholen zu wollen.

Otto mit Familie an der Ostsee im Sommer 2015

Ihren letzten Sommer-Urlaub hatte Familie Müller auf Kreta verbracht. Die Lufthansa hatte mit dem neuen Heinkel-Passagierjet, der HE 333, das Kunststück fertiggebracht, die Reisezeit auf knapp unter eine Stunde zu drücken. Als die Flugzeugtür in Kreta aufging, dachten die Müllers, jemand würde mit der Hitzekeule zuschlagen. Vierzig Grad im Schatten sollten für die nächsten Tage der ständige Begleiter im Urlaub sein. Nicht einmal in der Nacht war die Thermometeranzeige nennenswert unter dreissig Grad gefallen, sodass jedwede Aktivität zur Belastungsprobe geworden war. Ausflüge am Tage hatten spätestens nach zwei Stunden abgebrochen werden müssen, denn es war einfach zu heiss gewesen, um die sehr reichhaltigen Kulturschätze dieser Insel besichtigen zu können. So war man zwangsläufig den ganzen Rest Urlaub am Meer geblieben und selbst hier war es in der Mittagszeit nicht auszuhalten gewesen, so heiss war es. So hatte man das Hotel und die nähere Umgebung sehr gut kennengelernt, von Kreta hatte man aber fast nichts gesehen. Eingedenk dieser unschönen Erfahrung beschloss der Familienrat, den nächsten Sommer-Urlaub an der Ostsee verbringen zu wollen, wo für Mitteleuropäer annehmbare Temperaturen von weit unter dreissig Grad herrschen würden.

Für die erste Woche war geplant, bei Masu eine Woche Beachcamp in Karlshagen zu buchen und in der zweiten Woche wollte die Familie Urlaub ohne Volleyball in Trassenheide erleben. So stand der gesamten Familie Müller eine Woche aktiven

Beachvolleyballurlaubs und im Anschluss eine Woche des Faulenzens am Strand bevor.

Als Otto seine Reisepläne für den nächsten Sommer beim Hartzen schilderte, waren Jörg und Peter gleich mit dabei. Sie machten fleissig Werbung in dieser Angelegenheit und schon nach kurzer Zeit war eine Beachvolleyballgruppe mit acht älteren Teilnehmern gefunden.

Simone hatte mit dem Waldhotel ein sehr schönes Quartier in Trassenheide gefunden, das herrlich in einem Kiefernwald eingebettet lag. Eine ehemalige Marineschule war mit ihren sechs Häusern sehr grosszügig umgebaut worden. Mit zahlreichen Tischtennisplatten im Garten, einem grossen und einem kleinen Pool im Gelände, einer Grossschach-Anlage und einem schönen Restaurant standen nach dem täglichen Strandbesuch zahlreiche Möglichkeiten bereit, um den Abend ausklingen zu lassen. Das Hotel hatte nur einen Haken. Mit einem Kilometer zum Strand war es etwas zu weit weg vom Meer. Da täglich ein hoteleigener Bus die Gäste zum Meer fuhr und am späten Nachmittag wieder abholte, stellte dies aber letztlich auch kein Problem dar.

So stand für Familie Müller nur noch die Entscheidung offen, mit welchem Auto man in den Urlaub fahren wollte: Entweder mit dem weissen Opel Ampera von Simone oder mit dem Sprinter von Otto. Beide Autos hatten den neuesten Elektroantrieb mit Lithium-Kristallen und konnten problemlos fünfhundert Kilometer fahren, ohne per Induktion wieder aufgeladen werden zu müssen. Der Opel fuhr weitaus schneller, war bequemer und aufgrund seiner kompakten Abmessungen besser zu parken.

Der Sprinter mit Allrandantrieb hatte aber den Vorteil einer nahezu unbegrenzten Ladekapazität für das Urlaubsgepäck. So hätte man problemlos die Fahrräder mitnehmen können und wäre in Trassenheide mit dem Fahrrad sehr mobil gewesen, ohne dabei ständig das Auto nehmen zu müssen. Da in der zweiten Woche zudem grössere Touren auf abseits der Wegpisten gelegenen Fahrradstrecken starten sollten, hätte man keine Sorge zu haben brauchen, mit dem Auto etwa steckenbleiben zu müssen. Mit dem Allradantrieb hatte es Mercedes geschafft, einen Transporter auf die Beine zu stellen, der sich aus jedem Dreckloch herauswühlen konnte. In Verbindung mit dem umweltfreundlichen Elektroantrieb war das für einen Transporter mehr als beachtlich. Mercedes hatte bei der Produktion von Transportern mit Elektroantrieb unbestreitbar die Nase vorn. Sowohl bei der Reichweite wie der Nutzlast gab es zu dem Mercedes Sprinter nichts Gleichwertiges auf dem Markt.

Leider hatte Otto bei der Bestellung, genauer gesagt der Übernahme, des Sprinters feststellen müssen, dass sich die Firma Mercedes dies beim Vertragshändler in Oranienburg auch mehr als gut bezahlen liess.

Spätestens mit Fahrtritt in den Sommerurlaub an einem Sonnabend war dies aber vergessen, als Otto um 10 Uhr von der Induktionsladeplatte mit vollen Batterien herunterfuhr. Der Bordcomputer hatte schon errechnet, dass sie in drei Stunden in Trassenheide ankommen würden. Das Auto war wirklich ziemlich vollgepackt, sodass man dachte, die drei würden nicht für zwei sondern für acht Wochen in den Urlaub fahren. Das erste Teilstück bis zur Autobahnauffahrt in Berlin-Heinersdorf fuhr Otto noch selbst, als aber per Sprachbefehl die Geschwindigkeit von 100 km/h programmiert war, machte sich der Autopilot vollkommen selbstständig daran, die nächsten zwei

Stunden Autobahnfahrt bis zur Abfahrt Gützkow zu absolvieren. Otto lehnte sich entspannt zurück, um im Reichskurier der Samstag-Ausgabe die neuesten Nachrichten zu lesen.

Problemlos endete die selbstständige Fahrt an der Autobahnabfahrt in Gützkow und für die restlichen Kilometer über Wolgast bis nach Trassenheide übernahm Otto wieder selbst das Fahren. Wie vom Navigationsgerät berechnet, war man um 13 Uhr vor Ort und ging erst einmal in der Ostsee baden.

Der Strand in Trassenheide war gut gefüllt und mit 28 Grad war ein Super-Sommerwetter an der Ostsee. Die Ostsee selbst liess sich nicht lumpen und bot den Urlaubern mit 19 Grad Wassertemperatur ein herrliches Badevergnügen. Leichter Wellengang rundete das Vergnügen ab, sodass man sich einige Zeit im Wasser aufhalten konnte. Da hier ein reiner FKK-Strand war, musste man zudem nicht durch lästige Badeklamotten sein Vergnügen schmälern lassen. Simone hatte daran gedacht, das Sonnenöl mit aus dem Auto zu nehmen, sodass man nicht gleich den ersten Badetag mit einem Sonnenbrand beenden musste.

Das Anmelden im Hotel verlief vollkommen problemlos und wie von Simone bestellt bekam man ein grosses Appartement mit zwei Schlafzimmern, einem grossen Wohnzimmer und zwei Bädern. Fast luxuriös war es ausgestattet und damit war man bestens gewappnet, die nächsten zwei Wochen unbeschwert verbringen zu können. Am Abend trafen dann noch Jörg mit seiner Familie und dazu noch Peter und Winne ein. So war die Beach-Runde schon zusammengestellt und insgeheim freute man sich schon auf den nächsten Tag, wenn bei Masu in Karlshagen das Camp losgehen würde. Am Abend liess man sich am grosszügigen Buffet verwöhnen, fragte sich aber schon,

wie man nach den nächsten vierzehn Tagen angesichts dieses Speiseangebots ohne Gewichtszunahme wieder nach Hause fahren sollte. Vorerst wurden erst einmal die Teller gut gefüllt und bei einem Glas Rotwein auf der Restaurant-Terrasse sog man dieses schöne Stück Natur in sich ein. Den krönenden Abschluss bildete Peters Erzählung von seiner letzten Indien-Reise, die er wieder so gut schilderte, dass man meinte, selbst dort gewesen zu sein.

So endete der Abend mit einer gewissen Rotweinschwere im Bett, die es am nächsten Tag abzuarbeiten galt.

Das Frühstück war, wie schon das Abendbrot hatte vermuten lassen, von nicht minderer Qualität, sodass man sich nach dem Verzehr des selbigen auf den Weg zu Masu machen konnte. Es erfolgte die übliche Ansprache von Masu und bei 80 Teilnehmern musste Masu sich nicht über mangelnde Auslastung beklagen. Viele alte Bekannte und einige neue Teilnehmer, die Familie Müller noch nicht kannte, warteten ungeduldig darauf, dem Ball das Fliegen beizubringen.

Phillip kam in die fortgeschrittene Kindergruppe und hatte mit seinen Altersgenossen sichtlich Spass daran, unter der Anleitung von Trainer-Legende Matze seine Techniken zu verfeinern.

Simone hatte mit ihrer Berliner Trainingspartnerin Martina eine technisch versierte Spielerin an ihrer Seite und die Frauen aus den anderen Bundesländern schienen von nicht minderer Qualität zu sein. Da sie mit dem Trainer Addi zudem ein altes Urgestein von der Küste an ihrer Seite hatten, sollte der Spass nicht zu kurz kommen. Nach dem ersten Trainingstag war Simone begeistert von Camp und Trainer und fragte sich, warum sie dies nicht schon früher im Sommerurlaub gemacht hatten.

Otto hatte zu seinen Berliner Spielern noch das Team Gepert/Rau aus Sachsen hinzu bekommen. Dazu rundeten noch zwei Hamburger, Flidio und Ernst, die Achtergruppe ab. Mit dem Sachsen-Trainer Volkmar, den man ja schon aus der Türkei kannte, hatte man die besten Voraussetzungen, eine gepflegte Alt-Herren-Runde im Camp umsetzen zu können. Die ganze Woche über war ein Traum, nur dieser blöde Ostseewind liess an einigen Tagen die Kunst des Beachvolleyballs zu einem wahren Eiertanz werden. Den trainingsfreien Tag nutzte man unter anderem zu Besuchen in der Schmetterlingsfarm in Trassenheide. Herrlich war es, diese vielen bunten Falter beobachten zu können. Nur dieses feucht-heisse Klima in der Halle war mehr als drückend. Den Schmetterlingen schien dies gerade recht zu sein, sie schwirrten besonders emsig in der Halle umher. Wunderbar. Diese Vielfalt von Farben und Formen, die die Natur vollbracht hatte und die man hier in diesem Biotop in Deutschland nun bestaunen konnte. Nicht nur für Kinder war es ein Traum, auch die Erwachsenen konnten sich nicht sattsehen an der Vielzahl der einzelnen Schmetterlingsarten.

Jörg hatte mit Winne bei Masu im Quartier zugesagt, am Abend einen kleinen Umtrunk nehmen zu wollen. Dieser fiel dann feuchter als gedacht aus und die Rückfahrt mit dem Fahrrad stand noch an. Da die Dunkelheit schon lange eingesetzt hatte, war das Fahren mit dem Fahrrad sehr mühselig; insbesondere da Jörg kein Licht am Fahrrad hatte. Jörg schlug Winne eine Abkürzung durch den Wald vor, um Zeit zu sparen. So fuhr Jörg ohne Licht vor und Winne hinterher. Winne hatte mehr als gut getrunken und löcherte Jörg während der Fahrt mit Fragen und Gesangseinlagen. Da Jörg diese nur schlecht verstand, musste er sich öfter umdrehen, um zu verstehen, was Winne wollte. Auf freier Strecke war das kein Problem, im

Wald sollte sich dies aber als grosse Falle erweisen. Bei einer dieser Fragen musste sich wohl eine gemeine Wurzel Jörgs Fahrrad in den Weg gestellt haben. Als er sich durch den Sturz nun in der Luft befindend wieder nach vorne sah, türmte sich eine Dornenhecke vor ihm auf. Dies hatte Jörg nur noch schemenhaft wahrnehmen können, da er bekanntermassen kein Licht an seinem Fahrrad hatte. So hatte er eine, wenn auch nur kurze, Flugphase benötigt, um im Dornengestrüpp schmerzhaft aus dem vermeintlichen Alptraum aufzuwachen. Überall tat es weh und auch ohne Licht konnte er fühlen, dass hier einige Spuren für die nächsten Tage Zurückbleiben würden. Winne war noch rechtzeitig zum Stehen gekommen und bedankte sich bei Jörg, dass ihn dieser vor Schlimmerem bewahrt hatte. Insgeheim verfluchte Jörg Winne als Hauptverantwortlichen für dieses Malheur, sprach dies aber nicht offen aus. So beschlossen sie, für den Rest des Weges die Fahrräder zu schieben, was ohnehin von Nöten war, da Jörgs Fahrrad nicht mehr fahrtüchtig war.

Noch schlimmer aussehend als im Wintersport erschien Jörg am nächsten Morgen beim Frühstück: Das Gesicht aufgeschlagen, die Knie und Hände blutig und leicht hinkend fragten seine Mitspieler sich, wie er heute und die nächsten Tage noch spielen wollte. Jörg biss aber auf die Zähne und beendete das Camp mit schmerzstillenden Tabletten und Salben.

Das Abschluss-Turnier bei Masu war ein Fest und Phillip und Simone gewannen jeweils ihre Turniere. Für Otto reichte es leider nur zu einem sechsten Platz, was eigentlich gut gewesen wäre, wenn nicht dieser lädierte Jörg noch vor ihm auf dem vierten Platz abgeschnitten hätte. Beim grössten Beachvolleyball-Turnier Deutschlands am nächsten Tag in Karlshagen konnte alle Kurs-Teilnehmer mitspielen, da Masu für alle eine Wild-Card hatte, die zum Turnierstart berechnigte.

Egal ob es sich um Kinder, Erwachsene oder Senioren handelte, auf über achtzig Feldern wurde der jeweilige Turniersieger ausgespielt. Vom Profi bis zum Amateur in verschiedenen Leistungsklassen war hier wirklich alles vertreten. Von einer Haupttribüne aus konnte man hier bei den Profis verfolgen, was mit dem Ball alles möglich war. Am Abend wurde eine grosse Party direkt am Strand gefeiert, die mit einem Höhenfeuerwerk abgeschlossen wurde.

Der Zufall hatte zudem dafür gesorgt, dass wegen einer dringenden Reparatur die Raumfähre Orion vorzeitig nach Peenemünde zurückbeordert worden war. So konnten die vielen hundert Beach-Party-Gäste von Karlshagen aus beobachten, wie die noch vom Eintritt in die Erdatmosphäre glühende Orion sich daran machte, in Peenemünde zu landen. Was für ein Schauspiel in dieser sternklaren Nacht, dieses Wunderwerk der Technik knapp über dem Wasser gleitend auf die taghell erleuchtete Landebahn einschweben zu sehen.

Der Kontrast zwischen dieser wundervolle Nacht und, abgegrenzt von taghellen LED-Scheinwerfern, dem Feuerschweif der Orion und dem Lärm ihrer Triebwerke, wirkte beeindruckend. Als diese ausgeschaltet worden waren, konnte man wieder Partymusik und das Meeresrauschen in Karlshagen hören. Diese Nacht würde vorerst keiner der Teilnehmer vergessen, zu sehr hatten sich die Eindrücke des Erlebten in ihr Gehirn eingebrannt.

Jetzt war Familie Müller spätestens klar, dass sie mit diese Urlaub alles richtig gemacht hatten, und es stand ja noch eine Woche Strandurlaub bevor.

Die zweite Urlaubswoche in Trassenheide

Am Sonntag begann nun der eigentliche Strandurlaub und der Beachvolleyball wurde in die hinterste Ecke des Sprinters verbannt, damit niemand wieder rückfällig werden konnte. Pünktlich um 6 Uhr erwachte Otto aus seinen Träumen und begab sich in das Bad. Es galt unbedingt, nicht zu viel Krach im Badezimmer und beim Ankleiden zu machen, um Simone und Philip in ihrem sicherlich noch lange währenden Schlaf nicht zu stören. Ein Blick aus dem Badezimmer-Fenster genügte, sich davon zu überzeugen, dass ein weiterer wunderschöner Sommertag sich zu entwickeln begann. Da jetzt ja kein Beachvolleyball mehr auf dem Programm stand, konnte Otto, ohne Rücksicht auf die Kräfteeinteilung für den Tag nehmen zu müssen, mit einem Jogginglauf am Strand den Tag beginnen. Ein kurzer Weg mit dem Fahrrad an den Strand ergab, dass Trassenheide gerade zu erwachen begann. Um 6:15 Uhr zog einen der Duft aus dem Bäckerladen schon in seinen Bann und der ausliegende Reichskurier startete mit der Schlagzeile der unerwarteten Rückkehr der Orion. Der örtliche Fischer präsentierte seinen nächtlichen Fang im Laden. Da die Touristen bis auf wenige Ausnahmen noch in ihren Betten lagen, waren die Küstenbewohner noch unter sich. Am Strand angekommen musste Otto sein Fahrrad nicht mehr anschliessen, denn die Zeiten, als in Deutschland noch geklaut worden war, gehörten der Vergangenheit an. Leichter Wellengang, von den ersten Sonnenstrahlen flankiert, liess die Ostsee glitzern. In einiger Entfernung konnte Otto eine vollautomatische Strandreinigungsmaschine erkennen, die ihre tägliche Arbeit verrichtete. Sie fuhr, noch

von einem Mitarbeiter des örtlichen Bauhofs besetzt, den Strand entlang und saugte die schlecht riechenden Ausspülungen der Ostsee, wie etwa Algen oder Seegras, auf, um den Urlaubern wie an jedem anderen Tag einen saubereren Strand präsentieren zu können. Wenn die ersten Urlauber gegen 9 Uhr den Strand begrüßten, hatten die meisten nicht einmal eine Ahnung davon, wie viel Aufwand nötig gewesen war, um dieses Bild jeden Morgen perfekt anbieten zu können. Otto hatte dies schon öfters am Morgen gesehen und wusste, wofür das Geld für die tägliche Kurtaxe zumindest zum Teil verwendet wurde. Er zog den Trainingsanzug aus und beschloss, in Richtung Karlshagen zu laufen. Das Schönste war, dass man barfuss laufen konnte, ohne in Gefahr zu geraten, in irgendwelche Scherben zu treten. So begann der Tag mit einem Lauftraining, was Otto aber wenig Freude bereitete. Die Natur war mit ihren zahlreichen Facetten natürlich schön anzusehen und einige Spaziergänger mit ihren Hunden wetteiferten darum, wer die ersten Bernsteine finden würde. Die Hunde konnten zu dieser Zeit noch frei herumlaufen und rannten vergnügt in das Meer, um sich dann zum Ärger ihrer Besitzer bei ihnen zu schütteln. Vereinzelte Jogger, wie Otto, wurden dabei kräftig angebellt. Das störte Otto weniger, da er ja selbst einen Hund hatte. Nach den ersten fünf Minuten kam Otto etwas besser in seinen Laufmodus. Ein Blick nach vorn ergab, dass sein eigentlicher Zielpunkt, der zentrale Abgang zum Strand in Karlshagen, noch in einiger Entfernung lag. Er kam nur sehr langsam näher und Otto spürte, wie sehr ihm das Beachcamp noch in den Knochen lag. Auf der einen Seite hörte er im Geiste, wie der Schlendrian zu ihm sprach: «Otto dreh um und gehe in Ruhe zurück», auf der anderen Seite sprach der sportliche Ehrgeiz; «Otto, du Pfeife, das wirst du doch wohl schaffen. Lauf schneller, du Faulpelz». An diesem Morgen gewann, wie zumeist, der

Ehrgeiz, und als Otto in Karlshagen umdrehte, erfreute er sich an der Strecke, die er schon zurückgelegt hatte. Mit jedem Schritt sagte er sich jetzt, dass es jetzt viel kürzer zurück sei und legte noch einmal an Tempo zu. Das Schönste war, dass in einigen hundert Metern Entfernung ein Läufer war, der dieselbe Richtung wie Otto hatte. Dieser schien sich schon sichtlich zu quälen und wurde immer langsamer. Das hatte Otto noch gefehlt, um den Tag freudig beginnen zu können: Ein Opfer, das er überholen konnte. Er steigerte sein Tempo noch mehr und war nach einigen Minuten hinter besagtem Läufer. Dieser atmete schwer, obwohl er einige Jahre jünger als Otto zu sein schien. Als Otto zum Überholen ansetzen wollte, gab der jüngere Mann Gas. Nun entbrannte ein Kampf Mann gegen Mann. Keiner der beiden wollte den anderen vorbei lassen. Wie zwei kleine Kinder liefen die beiden um die Wette, gewinnen konnte aber nur einer. Einige hundert Meter weiter hatte es Otto geschafft, der andere Läufer musste abreißen lassen. Ottos zurückliegende Läufe der letzten Jahre begannen sich wieder einmal auszuzahlen und er genoss es sichtlich, den Konkurrenten hinter sich zu lassen. Als besondere Demütigung steigerte er noch einmal sein Tempo, um dem anderen Läufer vorzuführen, wie sehr dieser doch einem Bummelzug glich. Als Otto sein Fahrrad wieder erreicht hatte, war er natürlich fix und fertig. Als der andere Läufer aber eintraf, liess er es sich nicht nehmen, noch einige Liegestütze und Sprünge im Sand zu absolvieren. Der andere Läufer schleppte sich gerade noch so auf eine Bank. Es war ihm anzusehen, dass er sich mehr als verausgabt hatte. So, wie er das Mineralwasser trank, schoss es ihm sofort fast waagrecht, als Schweissperlen von der Stirn, auch wieder weg.

Otto hatte sich genügend an der Erschöpfung des anderen gelabt und nahm noch ein Bad in der Ostsee. Der vom Laufen

aufgeheizte Körper genoss es, sich in der Ostsee abkühlen zu lassen. Welle um Welle verführte Otto dazu, länger als gedacht im Meer zu verweilen. Da die Uhr am Strand mittlerweile 7:30 Uhr anzeigte, beendete er sein Bad, um pünktlich um 8:30 Uhr zum Frühstück erscheinen zu können.

Zurück im Hotel wurde geduscht und dabei ordentlich Krach gemacht. Nur so war zu erreichen, dass sich Simone und Phillip endlich aus dem Bett bewegen würden. Dies gelang, wenn die beiden doch auch ordentlich über das vermeintlich frühe Aufstehen meckerten. Peter und Winne waren schon beim Frühstück, nur die Familie von Jörg liess noch auf sich warten. Nach einigen Minuten kam dann Jörg mit seinem Sohn Hoschi, der es mit seinen fünf Jahren schaffte, ununterbrochen über seine Lieblingsobjekte, die Haie, Monologe abzuhalten. Dies war ausserordentlich lustig, da er ohne Punkt und Komma redete. Jörg musste ihn nur daran erinnern, das Atmen nicht zu vergessen, um nach kurzer Schnappatmung weiter die Meeresbiologie erläutern zu können. Hoschi unterhielt den ganzen Frühstücksraum und war ein Garant dafür, von nun an die Mahlzeiten mit seinen Erzählungen zu würzen. Zum Schluss kamen noch die Frau und Tochter von Jörg, Iris und Bruni, dazu, um sich die neuesten Erkenntnisse der Meeresbiologie erklären zu lassen. Da die restliche Familie von Jörg dies von Hoschi anscheinend täglich gratis zu hören bekam, war sie nur bedingt aufnahmefähig. Jörg lachte nur und gab Hoschi den Eindruck, ein aufmerksamer Zuhörer zu sein. Dem Rest tat bald der Bauch weh vor Lachen und man fütterte Hoschi weiter mit Fragen, um die Morgenunterhaltung nicht abreißen zu lassen. So beendete man das Frühstück in der sicheren Erkenntnis, nach diesem Urlaub einiges Wissenswerte über das Meer dazugelernt zu haben.

Gegen 10 Uhr trafen sich alle am Hotelbus, um zum Strand gefahren zu werden. Als dieser am Strand eintraf, waren schon zahlreiche Touristen da, die sich am Strand breit machten. Man mietete die letzten Strandkörbe an und baute für die Kinder noch die Strandmuscheln auf. Bruni, Phillip und Hoschi waren kaum aus dem Wasser herauszubekommen und die Erwachsenen machten sich gut eingeeilt daran, schön in der Sonne zu faulenz. Der Reichskurier wurde allseits gelesen und Kartenspiele ergänzten das Angebot. Um sie herum waren alle deutschen Dialekte vertreten, die man sich vorstellen konnte und da der Strand immer voller wurde, rückte man immer enger zusammen. Wie herrlich diese verschiedenen Menschen beobachten zu können. Kleine, Grosse, Dicke, Dünne oder auch zauberhafte junge Frauen, alle einte, dass sie sich diesen prachtvollen Urlaubstag nicht entgehen lassen wollten. Dieses Nichtstun in höchster Vollendung wurde nur unterbrochen, wenn fliegende Händler vorbeikamen, um Eis, Essen oder Getränke zu verkaufen. Es handelte sich zumeist um Studenten, die mit der Dornier-Schwebebox kamen, um ihre Waren den zahlungskräftigen Urlaubern verkaufen zu können. Dabei hatte sich diese neue Dornier-Erfindung gegenüber den Strandbuggys durchgesetzt. Sie blieben nicht stecken und waren im Unterhalt sehr preiswert. Diese Dornier-Schwebebox war immer 50cm über dem Erdboden. In eine Art Luftkissen gefüllt, schwebte sie über dem Sandboden. So hatten die Fahrer immer optimalen Blickkontakt zu ihren Kunden und konnten stehend ihre Waren verkaufen. Besonders die Kinder genossen es, diese wie auf einem fliegenden Teppich schwebenden Händler anzuhalten und sich neue Eiskreationen zu bestellen. So verbrachte man einen vollkommenen Tag, um gegen 18 Uhr langsam dem Hotelbus entgegenzulaufen. Dieser wartete schon, lud alle Hotel-Gäste ein und fuhr diesen kurzen Weg zurück. Keiner der

Gäste hätte nach diesem Sonnentag Lust gehabt, diese Strecke laufen zu müssen. Nach dem Duschen merkte man erst, wie sehr dieser Tag des Nichtstuns in der Sonne sie ausgezehrt hatte und vor dem Abendbrot war man dankbar, sich in dem weitläufigen Hotelgelände mit etwas Tischtennis oder Schach wieder die Lebensgeister zurückholen zu können.

Das Buffet am Abend war wie erwartet wieder ein Traum und alle assen mehr als ihre Körper eigentlich vertrugen. So wurden später erst einmal einige Kräuterschnäpse geordert, um die Speisen besser verdauen zu können. Die Männer tranken ihr Bier und die Frauen frönten dem Rotwein. Die Kinder waren schon längst wieder im Hotelgelände verschwunden und tobten mit Gleichaltrigen herum. Otto konnte beobachten, wie sich sein Sohn Phillip, durchaus mehr als ungewöhnlich, für die hübsche Bruni interessierte. Diese schien nicht abgeneigt zu sein. Da hatten sich anscheinend zwei gesucht und gefunden. Sie schienen anscheinend nicht nur das gemeinsame Hobby, das Beachvolleyballspielen, miteinander zu teilen.

Peter, der nicht nur als Geologe eine Koryphäe war, gab dazu noch einige Gesangseinlagen. In der Jugend als klassischer Opernsänger ausgebildet, gab er zur Begeisterung der anderen Hotel-Gäste einige Arien zum Besten. Der Höhepunkt war dabei sicherlich das Nessel Dorma aus der Oper Turandot von Puccini. Hier riss es die Gäste förmlich aus ihren Stühlen, nachdem Peter seine letzten Töne vollendet hatte. Wie viel war Peter hier von der Natur mitgegeben worden, um andere Menschen derart in Verückung versetzen zu können. Nicht nur Opern-Liebhaber hatten hier ihre Freude. Auch das normale menschliche Ohr konnte hier unschwer erhören, welche edle Stimme hier soeben verklungen war.

So klang der Abend aus und für den nächsten Tag war eine Fahrradtour mit der Familie von Jörg angesetzt. Von Ahlbeck aus sollte ein sehr schöner Radweg befahren werden, der durch die Wälder am Meer entlangführen sollte. Man einigte sich darauf, mit dem Sprinter von Otto bis dorthin zu fahren, da ja dort acht Sitzplätze zur Verfügung standen. Nachdem die Fahrräder nur schnell eingeladen worden wären, konnte es nach dem Frühstück gleich losgehen. Otto öffnete die Türen mit der Fernbedienung und die Müllers und Jörgs Familie stiegen ein. Kaum hatten sie aber im Auto Platz genommen, schlug ihnen ein ausserordentlich widerlicher Gestank entgegen. Sofort öffneten sich die Türen des Sprinters und vollkommen bleiche Familienmitglieder taumelten der Frischluft entgegen. Der soeben vernommene Geruch hatte die Schleimhäute bis auf das Äusserste gereizt. Wäre man noch länger sitzen geblieben, hätte man sich unweigerlich übergeben müssen. Da der Sprinter seit einer Woche nicht benutzt worden und die Fahrt zum Hotel vollkommen problemlos verlaufen war, musste sich während der Standzeit etwas anderes ereignet haben. Jörg und Otto hielten sich die Nase zu und überprüften den Innenraum. Dort war nichts zu finden. Damit blieb nur noch der vordere Batterieraum übrig und Otto öffnete die Klappe. Kaum war diese geöffnet, schlug den Nasen ein pestilenzartiger Gestank entgegen und nur mit Mühe konnte man den Brechreiz unterdrücken. Über den Lithium-Kristallen war ein verwesender Vogel anscheinend von einem Marder deponiert worden. Eine Woche in der Sonne hatte dafür gesorgt, dass dieser für den Marder immer köstlicher geworden war. Leider waren die menschlichen Sinnesorgane gänzlich anders aufgebaut und verhinderten ein Antreten der Fahrt. Man schmiss die tote Taube kurzerhand ins Gebüsch und wartete einige Minuten, ob es besser werden würde. Dies trat nur bedingt ein und so führte der erste Weg zu

einer Hochdruckwäsche im Ort. Gründlich ausgespült wurde es wesentlich besser im Innenraum, man hatte aber immer noch einen leicht pelzigen Geruch in der Nase. So fuhr man bis Ahlbeck und Otto hatte wieder einmal Spass dabei, den Autopiloten selbstständig fahren zu lassen, während er sich mit seinen Mitfahrern unterhielt. Die Fahrräder wurden herausgeholt und immer am Meer entlang fahrend genoss man den schönen Weg. Alle waren ja gut trainiert und selbst der kleine Hoschi brachte es problemlos fertig, zehn Kilometer ohne Murren zu bewältigen. Zu Mittag ass man in einem schönen Fischrestaurant und Hoschi bestaunte die Fische im Aquarium. Nach eine Stunde Badepause ging es wieder zurück. Die Fenster im Sprinter hatte man wohlweislich offengelassen und der üble Geruch hatte sich fast verzogen.

Wieder im Hotel angekommen wurde für den nächsten Tag ein Strandtag beschlossen. Bei milden 25 Grad sollte auch dieser Tag ein voller Erfolg werden und am Abend glückliche Gäste in den Hotels und Pensionen zurücklassen.

Für den nächsten Tag hatte Otto ein besonderes Erlebnis angekündigt. Mehr liess sich ihm aber nicht entlocken. Beim Frühstück gab er bekannt, sein Onkel Klaus hätte sie eingeladen, die Raumfahrtanlage in Peenemünde zu besichtigen. Ein Traum, dieses eigentliche Sperrgebiet mal nicht im Fernsehen, sondern mit eigenen Augen sehen zu können. Nach der Führung an den ersten V 2-Raketen und am im Hangar befindlichen Raumgleiter Orion vorbei, wartete noch eine besondere Überraschung auf sie. Im Hafen lag ein kleines U-Boot, das vollkommen ungewöhnlich aussah. Es war nahezu durchsichtig und bot Platz für 20 Personen. Hier lag die neueste Entwicklung der Kieler Deutsche Howaldtwerke vor Anker, die sich noch in der Erprobungsphase befand. Dieses Boot war aus einem vollkommen

neuen Werkstoff gebaut worden. Den Entwicklern war es gelungen, hochfestes Aluminium zu entwickeln, das vollkommen transparent war. Ähnlich wie Plexiglas war es vollkommen durchsichtig, aber gleichzeitig in der Lage, grossem Druck in der Tiefe des Meeres zu widerstehen. Damit eröffneten sich für die Industrie vollkommen neue Möglichkeiten und für Touristen ergab sich die Gelegenheit, die Meereswelt von einem U-Boot aus direkt in Augenschein nehmen zu können. Schon beim Anfassen dieses neuen Werkstoffes war es ein komisches Gefühl. Das Material war fest und gleichzeitig vollkommen durchsichtig. Als die Müllers, Jörgs Familie, Winne und Peter Platz genommen hatten, schloss sich die Einstiegs Luke automatisch. U-Boot-Kapitän Czichy gab den Befehl, abzulegen. Was war das für ein eigenartiges Gefühl? Die Augen sagten, man würde umgehend im Wasser auf einem Stuhl sitzend versinken, während der Verstand daran appellierte, dies hier zu geniessen. Vollkommen lautlos setzte sich das U-Boot in Bewegung auf das offene Meer hinaus. Jeder hatte hier mit seinen Eindrücken zu kämpfen und Hoschi als jüngster Teilnehmer dieser Bootsfahrt schien in eine andere Welt entrückt zu sein. Als das U-Boot dann auf offener See zu tauchen anfang, waren alle fasziniert davon, wie die Wellen über dem U-Boot zusammenschlugen. Man hatte keine Angst, aber doch ein seltsames Gefühl. Wie in einer Blase sitzend konnte man das Geschehen im Meer verfolgen. Ab einer Tiefe von zehn Metern liess das Tageslicht nach und Kapitän Czichy schaltete die grossen LED-Scheinwerfer an. Hoschi bekam den Mund gar nicht mehr zu, als er all seine Lieblingsfische an sich vorbeischwimmen sah. Diese satten Farben unter Wasser und die Vielfalt der Arten waren einfach nur traumhaft schön. Wie musste es erst in der Karibik sein, mit solch einem U-Boot die Meereswelt erleben zu dürfen. Aber auch die Ostsee hatte für die Landeier unter der Wasseroberflä-

ehe mehr als genug zu bieten, und als dann noch ein altes Schiffswrack zu sehen war, war die Vorstellung perfekt. Zu diesem Wrack erzählte Kapitän Czichy eine unglaubliche Geschichte. Ob diese aus Seemannsgarn gesponnen war oder der Wahrheit entsprach, war dabei vollkommen unerheblich. Als sie näher an das Wrack heranfuhr, kam eine ca. sechs Meter lange Moräne aus dem Schiff herausgekrochen, die sich von den Scheinwerfern anscheinend belästigt fühlte. Als diese sich dann noch von aussen an Hoschis Sitz vorbei schlängelte, war es um ihn geschehen. «Papa, Papa, sieh nur», sagte er und begann mit einem seiner berühmten Redeschwalle. Jörg brummte nur vor sich hin und schwelgte in seinen eigenen Träumen unter Wasser. Nach einer Stunde tauchte der Kapitän wieder auf und fuhr zurück nach Peenemünde. Ottos Onkel Klaus, der Weltraumexperte, wartete schon und erfreute sich an den erstaunten Gesichtern. Er, der sicher schon viel Fremdartiges im Weltraum gesehen hatte, meinte nur, nach der ersten Bootsfahrt wäre er genauso staunend wie die jetzigen Passagiere ausgestiegen.

Dies war der unumstrittene Höhepunkt des Urlaubs und alle hatten am Abend damit zu tun, ihre Eindrücke zu verarbeiten. Die Meisterleistung der deutschen Schiffbauingenieure war selbst in ihrer Erprobungsphase so unglaublich, dass sie Menschen, die nicht dem Meer zugeneigt waren, sprachlos nach ihren Kennenlernen hinterliess. Wie sollte man das Gefühl beschreiben, dass man schier im Wasser zu schweben schien und die Fische quasi mit der Hand anfassen zu können meinte? Alles war bei gutem Licht zu sehen und wie musste es erst den Meeresbewohnern ergehen, wenn sie die Menschen in ihrem Element in ihren gläsernen Maschinen betrachten durften. Hier wurde eine neue technische Entwicklung mit dem transparen-

ten Aluminium eingeleitet, deren Möglichkeiten noch gar nicht abzuschätzen waren.

So endet hier die Geschichte eines neuen Deutschlands, das einen ganz anderen als den uns bekannten Weg genommen hatte. Eingebunden in EG und EMB war man zur Weltmacht geworden. Wie würde die rasante Entwicklung in Deutschland weitergehen? Und: Was wartet auf dem Mars darauf, mit uns in Kontakt treten zu können? Wie geht es mit Familie Müller weiter und wird die Reichsbeachzone demnächst auf dem Mond die ersten ausserirdischen Beachvolleyballhallen eröffnen?

Fragen über Fragen, die im nächsten Buch vielleicht beantwortet werden.

Schluss und Dank

Ein herzliches «Danke» gilt meiner Familie, die mir die ungeliebten Hausarbeiten abgenommen hat und mir die Zeit gab, meine Gedanken auf Papier zu bannen. Und meinem lieben Vater, der, jetzt hoffentlich im Himmel sitzend, sich mit mir an meinem zweiten Buch erfreuen kann.

Dank auch meinen Freunden, die mir mit ihren erlebten und erzählten Geschichten eine ständige Inspiration waren, um diese Erzählungen dauerhaft in Schriftform zu giessen.

Nicht vergessen möchte ich die zahlreichen Historiker und aktuellen Politiker, die alle Schuld am Zweiten Weltkrieg immer und einzig nur allein bei uns Deutschen finden können. Unstrittig war Hitler einer der grössten Verbrecher der Menschheit. Er stand Stalin oder Mao in nichts nach. Davon finde ich wenig in Büchern, Zeitungen und im Fernsehen – nur diese Dauerschallplatte mit Hitler, die täglich über uns herniedergeht, findet anscheinend kein Ende.

Wäre nur eines der zahlreichen Attentate mutiger Deutscher auf Hitler erfolgreich gewesen – wie weit wäre dieses Buch wohl von der Wirklichkeit entfernt?

Jeder Leser dieses Buches möge dies für sich allein beantworten und danach hoffentlich Freude am Gelesenen haben.

Max Plauder

Inhalt

Vorwort	4
Kapitel 1	6
1940/41 – Halb Europa besetzt, aber erste Niederlagen	6
Kapitel 2	8
Vorbereitung zum Sturz von Hitler	8
Kapitel 3	10
Offiziere der Wehrmacht sind entsetzt	10
Kapitel 4	14
Theo Müller bei der Marine	14
Kapitel 5	17
Gemeinsamer Urlaub im März 1941	17
Kapitel 6	21
Theo wird Kapitän von U-Boot 501	21
Kapitel 7	24
Der Geleitzug wird komplett versenkt	24
Kapitel 8	29
Letzte Feinarbeit zur Beseitigung Hitlers	29
Kapitel 9	32
Der Tag Odin	32
Kapitel 10	35
Die Machtergreifung «Operation Walküre»	35
Kapitel 11	38
Theo und Maria Müller nach der Radioansprache	38

Kapitel 12	42
Neue Regierung vereidigt, erste Beschlüsse	42
Kapitel 13	45
Reaktionen im Ausland	45
Kapitel 14	50
Positive Reaktionen in Deutschland	50
Kapitel 15	54
Theo auf hoher See, Maria im Krankenhaus, Deutschland im Wandel	54
Kapitel 16	56
Fachleute wieder da	56
Kapitel 17	58
Wunderwaffen	58
Kapitel 18	63
Neue Waffen bei der Marine und dem Heer	63
Kapitel 19	68
Aussenpolitik in den Jahren 1942 bis Mitte 1943	68
Kapitel 20	73
1. Juni 1943: Luft- und Seeherrschaft über England	73
Kapitel 21	84
U 501 greift ins Geschehen ein	84
Kapitel 22	86
Invasion in England und Kapitulation	86
Kapitel 23	90
Jubel in Deutschland	90
Kapitel 24	93
Das Ausland rätselt	93

Kapitel 25	97
Beschlüsse der deutschen Regierung	97
Kapitel 26	100
Bilaterale Verhandlungen	100
Kapitel 27	102
Die Friedenskonferenz von Stockholm	102
Kapitel 28	107
Die Müllers in Friedenszeiten in Danzig	107
Kapitel 29	109
Deutschland wächst zur Wirtschaftsmacht	109
Kapitel 30	114
Ausbau der Infrastruktur in Deutschland	114
Kapitel 31	117
Landesverteidigung in Friedenszeiten	117
Kapitel 32	120
Die Juden mit eigenem Staat in Zypern	120
Kapitel 33	124
Europa wächst wirtschaftlich zusammen	124
Kapitel 34	126
1951: Stalins Vorbereitungen zum Angriff	126
Kapitel 35	129
24. Dezember 1951: Angriff	129
Kapitel 36	133
Müllers Hauskauf in Danzig	133
Kapitel 37	136
Grundlagen zur Bildung eines Militärbündnisses	136

Kapitel 38	139
Die Bildung des EMB 1953 in Paris	139
Kapitel 39	142
Deutsches Wirtschaftswunder	142
Kapitel 40	147
Wernher von Braun und der deutsche Weg ins Weltall	147
Kapitel 41	152
Die A 11 und Hermes heben ab	152
Kapitel 42	157
Der Aufschwung bei Familie Müller um 1960	157
Kapitel 43	161
Deutschland 1960: Freie Wahlen	161
Kapitel 44	166
Erste Beschlüsse der neuen Regierung	166
Kapitel 45	168
Die erwachsenen Kinder der Familie Müller	168
Kapitel 46	171
Der Sommerurlaub der Familie von Heinz Müller	171
Kapitel 47	174
Bergpanorama in den Alpen	174
Kapitel 48	180
Hans und sein Trainingscamp in Kiel	180
Kapitel 49	185
Freier Tag im Trainingscamp	185
Kapitel 50	188
Das grosse Camp-Abschlusspiel von Hans	188

Kapitel 51	191
Otto und Simone haben eine sturmfreie Bude	191
Kapitel 52	196
Otto und Simone – Sonne, Strand und Beachvolleyball	196
Kapitel 53	202
Das Ende der Sommerferien bei den Müllers	202
Kapitel 54	204
Deutschland von 1965 bis 1985	204
Kapitel 55	208
Das EMB stellt ein Ultimatum an die USA	208
Kapitel 56	212
1980: Deutschland mit fast 120 Millionen Einwohnern	212
Kapitel 57	215
1985: Der schwierige Weg auf den Mond	215
Kapitel 58	219
Orion hebt zum Mond ab	219
Kapitel 59	223
Ankunft auf dem Mond – was ist das?	223
Kapitel 60	232
2001 : Maria und Theo Müller – Autounfall	232
Kapitel 61	239
Deutschland im Jahre 2002	239
Kapitel 62	244
2002: Otto Müller zieht nach Berlin	244
Kapitel 63	249
Vorbereitungen zur Eröffnung der Reichsbeachzone	249

Kapitel 64	254
Die Eröffnung der Reichsbeachzone am 04.10.2004	254
Kapitel 65	258
Die Reichsbeachzone etabliert sich am Markt	258
Kapitel 66	262
Otto Müller kommt im Beachhimmel an	262
Kapitel 67	266
Wenn nur die Nachbarn nicht wären ...	266
Kapitel 68	271
Die Hartz-4-Reformen in Deutschland	271
Kapitel 69	273
Hartz-4-Cup in der Reichsbeachzone	273
Kapitel 70	280
Der Drachenmann	280
Kapitel 71	283
Deutschland im Jahr 2014	283
Kapitel 72	288
Die Müllers im Jahr 2014 in Danzig	288
Kapitel 73	293
Otto Müller bei Masu im Camp	293
Kapitel 74	301
Der Hartz-4-Cup wird zehn Jahre alt	301
Kapitel 75	307
Die Reichsbeachzone im Ski-Urlaub	307
Kapitel 76	320
Dorthin, wo der Lift ankommt, schafft es Richi auch mit dem Auto	320

Kapitel 77	329
Otto mit Familie an der Ostsee im Sommer 2015	329
Kapitel 78	337
Die zweite Urlaubswoche in Trassenheide	337
Kapitel 79	348
Schluss und Dank	348

book-on-demand – Die Chance für neue Autoren!

Besuchen Sie uns im Internet unter www.book-on-demand.de
und unter www.facebook.com/bookondemand